HD WIDENER
HW TQKX S

4.3

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
SAMUEL SHAPLEIGH,
(Class of 1789),
LATE LIBRARIAN OF
HARVARD COLLEGE.

Nov. 15, 1861.

Altfranzöſiſche Sagen

geſammelt

von

Heinrich Adalbert

H. A. Keller.

Erſter Band.

Tübingen,
bei C. F. Oſiander.
1839.

Digitized by Google

27264.3

1861, Nov. 15.
2 vol. in one. .90
Shapl. Fund.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Havelok der Däne 1

Nach dem Lai d'Havelok le Danois. Paris, 1833.

Kaiſer Karl im Morgenland 26

Nach Charlemagne an anglo-norman poem published by Fr. Michel. London, 1836.

Roland 59

Nach Fr. Michels Ausgabe der Chanson de Roland.

König Wilhelm von England 188

Für die Mittheilung einer Abſchrift des MS. du roi N. 6987 fol., welches dieſer Erzählung zu Grunde liegt, iſt der Herausgeber, wie für ſo Vieles, Ludwig Uhland dankbarſt verpflichtet.

Havelok der Däne.

Zur Zeit, als Artus König in Britannien war, machte er einſt einen Zug über das Meer nach Dänemark, um das Land ſich zu unterwerfen und ſeinen König Günther ſich zinspflichtig zu machen. Auch war er wirklich in dem Kampfe mit den Dänen ſiegreich: der König ſelbſt und viele andere des Landes wurden getödtet. Doch fiel Günther nur durch Verrath, welchen der ſtets treuloſe Hodulf an ihm übte. Als Artus den Krieg beendet hatte, übergab er Hodulf das ganze Land, überließ ihm auch die Huldigungen der Barone und fuhr mit ſeinen Britten heim. Theils weil ſie keinen beſſern wußten, theils aus Furcht waren die meiſten Hodulf unterthan; doch gab es auch manche, welche ihm übel wollten und auf Sigars Rath hörten, der ein reicher biederber Mann war, und ſich auf das Kriegführen wohl verſtand. Dieſer hatte das Horn in ſeiner Verwahrung, auf welchem keiner blaſen konnte, wenn er nicht der rechtmäßige angeſtammte Erbe des Thrones war, die Dänen zu beherrſchen. Noch ehe der König Artus herangekommen war, um mit den Dänen zu kämpfen, hatte Günther ein ſchönes feſtes Schloß, das

Digitized by Google

er an der Meereskäſte beſaß, mit Mundvorrath gut verſehen, und ſein Weib und ſeinen Sohn dahin geſchickt mit einem Ritter des Landes, in deſſen Schutz er ſie befahl. Sein Name war Grim, und er ſetzte großes Vertrauen in ihn, da er ihm alle Zeit redlich gedient hatte. Vor Allem empfahl er ihm ſeinen Sohn, den er wie ſein Leben liebte. Er befahl dem Ritter, wenn es ihm ſelbſt übel erginge und er in der Schlacht umkäme, ſolle er über die Rechte ſeines Sohnes wachen, und ihn aus dem Lande bringen, damit er nicht gefangen genommen werde und ſeinen Feinden in die Hände falle. Der Knabe war gar jung und hatte die Eigenſchaft, daß, ſo lange er ſchlief, eine Flamme ihm aus dem Munde ausging von dem heftigen Feuer, das er im Leibe hatte, und dieſe Flamme gab einen ſo lieblichen Duft von ſich, daß man an keinem Menſchen einen beſſern finden konnte. Darüber waren alle Leute des Landes, die es ſahen, billig verwundert. Da nun der König Günther todt und ſeine Barone und ſeine Macht gefallen war, verfolgte Hodulf alle diejenigen, von denen er wußte, daß ſie bei ihm in Gunſt geſtanden, und trieb ſie aus dem Lande.

Die Königin war in großer Furcht und ebenſo der Biedermann, unter deſſen Schutze ſie ſtand, Hodulf möchte ihnen das Caſtell nehmen und den Sohn des Königs umbringen. Da ſie nun nicht Macht hatten, ſich daſelbſt zu vertheidigen, und kein anderes Mittel wußten, ließ Grim ein Schiff zurüſten und wohl mit Lebensmitteln verſehen, denn er gedachte aus dem Lande zu fliehen, um den ächten Erben vom

Tode zu erretten. Auch wollte er die Königin mit ſich führen, aus Furcht vor dem eidbrüchigen König, der ſeinen Herrn ermordet hatte, und vielleicht auch bald ihr Schande anthun würde. Als das Schiff gerüſtet war, ließ er ſein Geſinde, ſeine Ritter und Knechte daſſelbe beſteigen und führte ſein Weib und ſeine Kinder dahin; die Königin brachte er ſelbſt auf das Boot und hielt Havelok unter ſeinem Mantel verdeckt. Er ſelbſt trat zuletzt hinein und empfahl ſich dem Herrn im Himmel. Sobald ſich ein günſtiger Wind erhob, lichteten ſie die Anker und fuhren gerade aus ins Meer hinein, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſteuern ſollten und wo ſie ihren Herrn in Sicherheit bringen könnten. Aber ſie waren am böſen Tage ausgefahren, denn ſie ſtießen auf Seeräuber, welche ihnen laut zuriefen und ſie hart anfielen. Sie leiſteten tapfere Gegenwehr, aber ihre Kraft war zu ſchwach und die Seeräuber brachten faſt alle ums Leben; das Schiff wurde geplündert und zerſtört und die Königin getödtet. Von allen blieb nur Grim übrig, welcher die Räuber von früher kannte, und ſein Weib und ſeine kleinen Kinder; doch war auch Havelok unter den Geretteten.

Nachdem ſie ihnen nun entkommen waren, fuhren ſie ſo lange weiter, bis ſie einen Hafen erreichten, wo ſie aus dem Schiffe an's Land ſtiegen. Es war dieß im Norden, bei Grimesbi. Zu damaliger Zeit aber war dieſe Gegend noch nicht von Menſchen bewohnt, noch dieſer Hafen beſucht. Grim war der erſte, welcher dort Wohnungen errichtete und daher nannte man auch den Ort nach ſeinem Namen Gri=

mesbi. Sobald Grim daſelbſt angelangt war, ſchnitt er ſein Schiff in zwei Stücke, richtete ſie auf, und bereitete ihnen darin ihre Wohnung. Dann ging er auf den Fiſchfang, kaufte und verkaufte Salz, was man in der Umgegend bald erfuhr, und ſo wurde er den Leuten im Lande wohl bekannt, und mehrere derſelben geſellten ſich zu ihm, um ſich an dem Hafen anzuſiedeln. Der Biedermann zog ſeinen Herrn auf und ſeine Frau war ihm in allem dienſtlich. Jedermann hielt ihn für ihr eigenes Kind, denn ſie wußten von nichts anderem; auch hatte ihm Grim einen andern Namen beigelegt, damit ihn niemand erkenne. Das Kind wuchs und wurde wacker und ſtark an Körper und Gliedern. Noch ehe es recht groß geworden war, fand ſich kein Erwachſener, den, wenn er mit ihm ringen wollte, der Junge nicht zu Boden geworfen hätte. So ſtark und kräftig war er und dabei unternehmend und hitzig. Der treffliche Grim, der ihn aufzog, freute ſich deſſen aus der Maßen ſehr, aber darüber war ſein Herz betrübt, daß der Knabe nicht unter Leuten aufwachſe, wo er etwas Tüchtiges hören und lernen könne; denn er dachte noch immer in ſeinem Sinne, er werde dereinſt das ererbte Königreich erhalten.

Eines Tages rief ihn Grim zu ſich und ſagte zu ihm: Lieber Sohn, höre mir zu! Wir wohnen hier ganz in der Stille unter Fiſchern, bei armen Leuten, die von ihrem täglichen Fange leben, du verſtehſt nichts von dieſem Gewerb, hier kannſt du nichts Gutes erfahren und wirſt niemals etwas gewinnen. Gehe hin, lieber Sohn, nach England, um Klug-

heit zu lernen und dir etwas zu erwerben! Nimm deine Brüder mit dir! Begieb dich an den Hof eines mächtigen Königs unter ſeine Diener! Du biſt groß, gerade und ſtark und kannſt große Laſten tragen. Mache dich bei allen Leuten beliebt, und wenn Gelegenheit kommt, verlaß den Dienſt! Verleihe dir Gott ein ſolches Geſchäft, daß du dabei gewinnen magſt!

Als der Biedermann ihn alſo unterwieſen, verſah er ihn reichlich mit Kleidern und hieß ihn in großem Leide von dannen gehen. Havelok nahm die zwei Jungen mit ſich, und alle drei glaubten Brüder zu ſein, wie ihnen ihr Vater geſagt hatte. So reisten ſie denn auf geradem Wege fort, bis ſie nach Nichole kamen.

Um dieſe Zeit hatte ein König Namens Alſi das ganze Land in ſeinem Beſitz, Nichole und die ganze Lindeſie. Dieſe Gegend im Norden und dazu Rotelande und Stanford beſaß dieſer Alſi als Erbe, aber er war ein Britte von Geſchlecht. Das Königreich der Surer hatte ein anderer König, Elenbrecht geheißen, und hatte unter ſich viele edle Barone. Er war Alſis Geſelle und Freund und hatte ſeine Schweſter Orewen zur Ehe, ein tüchtiges Weib; doch bekamen ſie keine Kinder, außer einem gar ſchönen Mägdlein, daß ſie Argentille hießen. König Elenbrecht war krank und litt an einem heftigen Siechthum, von dem er wohl wußte, daß er nicht davon kommen würde. Darum ließ er Alſi zu ſich beſcheiden, empfahl ihm ſeine Tochter und übergab ihm ſein ganzes Land. Zuerſt ließ er ihn vor den Augen ſeines Geſindes ſchwören

und geloben, daß er ſie gebührend erziehen und ihr Land ihr ohne Gefährde erhalten wolle, bis ſie in das Alter käme, wo ſie ſich vermählen könnte. Wenn dann die Jungfrau groß geworden, ſoll er den Rath ihrer Lehensleute einholen und ſie dem ſtärkſten Manne geben, den er im Königreiche fände. Dieſem ſoll er auch ſeine Städte, Schlöſſer und Feſten, ſeine Nichte und ſeine Schweſter und all ihr Hofgeſind übermachen. Aber die Königin wurde krank und ſtarb auch bald nach dem Tode des Königs Ekenbrecht und wurde neben ihren Herrn beigeſetzt.

So hatte der König Alſi nun zwei Reiche zu beherrſchen, hielt guten Hof und großes Geſinde und wohnte oft zu Nichole. Dahin kam nun Havelok an den Hof und ein Koch des Königs behielt ihn bei ſich, weil er ihn ſo ſtark und groß ſah und ſein Äußeres ihm wohl gefiel. Auch konnte er große Laſten heben, Holz ſpalten und Waſſer tragen; er bekam die Schüſſeln nach dem Eſſen, um ſie zu reinigen, und was er dabei erhaſchen konnte, ein Stück Fleiſch oder ein Brod, das gab er gerne den Dienern und Knappen. Dabei war er ſo offen und treuherzig, daß alle gern ihre Luſt mit ihm hatten, und wegen dieſer Einfältigkeit hielten ſie ihn unter ſich für einen Dummbart, hatten ihn zum Narren und nannten ihn nicht anders als Cuaran, was in der Sprache der Britten Küchenputtel bedeutet. Oft brachten ſie ihn vor die Ritter und Knappen wegen der Stärke, die er beſaß, und ſobald ſie ſeine große Kraft bemerkten, ließen ſie ihn vor ihren Augen mit den ſtärkſten Männern ringen, die ſie kann-

Digitized by Google

ten, und er warf ſie alle zu Boden. Wenn dann einer auf ihn ſchimpfte, band er ihn mit großer Geſchicklichkeit und hielt ihn zur Strafe ſo lange, bis er ihm alles vergeben und ſie ſich ausgeſöhnt hatten. Der König ſelbſt verwunderte ſich ſehr über die Kraft, die er an ihm bemerkte. Zehn der ſtärkſten aus ſeinem Geſinde konnten nichts gegen ihn ausrichten, und zwölf Männer vermochten die Laſt nicht zu heben, die er hob und wegtrug.

Lange nachher war an dem Hofe eine Verſammlung von den Baronen, welche von Elenbrecht ihr Land zum Lehen hatten, deren Herrin aber nun Jungfrau Argentille war, ſeine Tochter, welche jetzt Alter und Größe erreicht hatte, und wohl in die Ehe treten konnte. Sie gingen den König an und verlangten von ihm, daß er ſeiner Nichte einen ſolchen Mann zum Gemahl gebe, der ſie recht regierte und für ſie ſorgte, und daß er ſeinen Eid halten und ohne Gefährde vollbringen möge. Als der König ihre Worte und ihr Begehr gehört hatte, verlangte er von ihnen eine Friſt, um die Sache in Erwägung zu ziehen. Er wollte ſich auf Kundſchaft legen und bedenken, wen er ihr zum Manne geben könne. Sodann ſetzte er ihnen einen Tag feſt und befahl ihnen wieder zu kommen, wenn er ſich beſonnen hätte. Aber er dachte unterdeſſen auf eine Liſt. Er ſprach davon mit ſeinen Vertrauten, offenbarte ihnen ſeine ganze Willensmeinung, und fragte ſie um ihren Rath wegen der Männer, welche von ihm verlangten, daß er ſeiner Nichte einen Gemahl gebe, der ihre Ehre aufrecht erhalte. Denn lieber

wollte er einen Krieg wagen, als ſich ihres Landes entäußern.

Da ſprachen ſeine Räthe alſo: Laßt ſie weit wegführen nach Britannien jenſeit des Meeres und befehlt ſie euren Vettern, daß ſie Nonne werde in einer Abtei und Gott diene ihr Leben lang.

Ihr Herren, entgegnete der König, an das alles habe ich auch gedacht, aber ich will auf eine andere Weiſe mich ihrer entledigen. Als König Elenbrecht ſtarb und mir ſeine Tochter empfahl, ließ er vor euer aller Augen mich einen Eid ſchwören und geloben, daß ich ſie dem ſtärkſten Manne geben wolle, den ich im Lande finde, und ich will dieſen Schwur getreulich erfüllen. Ich gebe ſie Cuaran, der in meiner Küche iſt, da kann ſie Königin von den Schüſſeln ſein! Wenn nun die Barone wieder kommen und ihr Begehr wieder vortragen, ſo will ich ihnen offen ſagen, daß ich ſie dem Küchenjungen geben will, der ſtark iſt und von großer Kraft, wie ſie wohl wiſſen und ſelbſt geſehen haben. Widerſpricht aber einer unter ihnen und legt es mir als Schlechtigkeit aus, ſo werfe ich ihn ins Gefängniß und gebe ſie doch dem Küchenjungen.

Dieß war die Abſicht des Königs, und an dem Tag, den er den Baronen feſtgeſetzt hatte, ließ er hundert und vierzig Bewaffnete von ſeinen Vertrauten in ſeinem Gemache bereit ſtehen, denn er fürchtete, es möchte ein Handgemenge geben, wo ſein Leben in Gefahr käme. Die Barone kamen an den Hof und der König offenbarte ihnen ſeinen Sinn.

Ihr Herren, ſprach er, hört mich an, da ihr nun hier verſammelt ſeid! Ihr habt vor Kurzem ein Begehr an mich geſtellt, als ihr zu mir kamt, daß ich meiner Nichte einen Gemahl gebe und ihr Land ihm überlaſſe. Ihr wißt noch wohl, daß, als Ekenbrecht der König ſtarb, und meiner Obhut ſeine Tochter empfahl, er mich einen Eid ſchwören ließ, daß ich ſie dem ſtärkſten Manne geben wolle, den ich im Königreiche finden könne. Ich habe zur Genüge geſucht und nachgeforſcht, wer wohl der ſtärkſte ſei, und fand, daß es ein Junge iſt in meiner Küche, und den will ich dem Mägdlein zum Manne geben. Sein Name iſt Cuaran. Die zehn ſtärkſten meines Geſindes halten ihm nicht Stand und müſſen ſeiner Kraft im Kampfſpiele und Ringen weichen. In Wahrheit, von hier bis Rom gibt es keinen Mann von ſolchem Muth. Darum, wenn ich meinen Eid halten will, kann ich ſie keinem andern zum Weibe geben.

Als die Barone dieſe ſeine Willensmeinung vernahmen, ſprachen ſie offen unter ſich, daß ſie dieß nicht zugeben können, und es wäre zu heftigen Streichen gekommen, wenn nicht Alſi ſeine Bewaffneten hätte eintreten laſſen. Er ließ hierauf ſeine Nichte herführen und mit Cuaran vermählen, und um ſie recht zu ſchänden und zu erniedrigen, mußte in derſelben Nacht das Beilager Statt haben. Als nun die beiden beiſammen allein waren, ſchämte ſie ſich ſehr vor ihm und er noch mehr vor ihr. Er legte ſich auf das Geſicht, um zu ſchlafen, denn er wollte nicht, daß ſie die Flamme ſehe, die von ihm ausgieng. Nachher aber wurden ſie durch Worte

und Geberden dreiſter und hatten einander lieb, wie es Mann und Weib geziemt. Auch war er in jener Nacht ſo erfreut von ihrer Liebe, daß er unbedachtſam einſchlief und das Geſicht gegen ſie gekehrt hatte. Auch das Mägdlein ſchlief ein und hatte den Arm um den Hals ihres Freundes geſchlungen. Da kam es ihr im Traum, ſie ſei mit ihrem Herrn über das Meer gegangen und befinde ſich in einem Walde. Dort ſahen ſie einen wilden Bären, der ſo viel Füchſe in ſeiner Geſellſchaft hatte, daß die ganze Gegend davon voll war. Sie wollten Cuaran anfallen, aber von der andern Seite ſahen ſie Hunde und Eber herbeikommen, welche ihn vertheidigten und viele von den Füchſen umbrachten. Einer der Eber gieng auf den Bären zu, fiel ihn gewaltig an und ſchlug ihn alsbald todt zu Boden. Die Füchſe, welche ſich zu ihm hielten, kamen alleſamt zu Cuaran heran und warfen ſich vor ihm auf die Erde, als ob ſie um Gnade flehten. Cuaran ließ ſie binden und wollte dann ans Meer zurückkehren, aber die Bäume im Walde neigten ſich von allen Seiten vor ihm, das Meer ſchwoll an und die Fluth gieng hoch, bis an ſeine Füße, worüber ſie ſehr in Angſt gerieth. Da kamen zwei ſtolze Löwen in großer Haſt auf ihn heran und verſchlangen die Thiere des Waldes, die ſie im Wege fanden. Cuaran war ſehr in Furcht, mehr um ſeiner Freundin als um ſeinetwillen. Die ſtiegen auf einen hohen Baum, um ſich vor den Bären zu retten; aber die Bären kamen näher und knieten unter dem Baum nieder, als wollten ſie die Liebe darthun, die ſie zu ihrem Herrn hatten. Dabei er-

hob ſich in dem Walde ein ſolches Geſchrei, daß Argentille davon erwachte. Wie große Furcht ſie aber auch vor dem Traume haben mochte, ſo hatte ſie doch noch eine weit größere vor ihrem Herrn wegen der Flamme, die ſie ihm aus dem Munde gehen ſah. Sie fuhr auf und that einen ſo heftigen Schrei, daß er erwachte.

Herr, rief ſie, Ihr brennt! Wehe, Ihr ſteht ganz in Flammen!

Er aber umarmte ſie und drückte ſie an ſich. Liebe Freundin, ſagte er, warum ſeid Ihr ſo erſchrocken? Wer hat Euch hier in Angſt gejagt?

Herr, ſagte ſie, ich war im Traume; ich will Euch meine Geſchichte erzählen. Darauf berichtete ſie ihm, was ihr geträumt und wie ſie Feuer aus ſeinem Munde habe kommen ſehen. Sie habe gemeint, ſein ganzer Leib ſei in Flammen und darum ſei ihr der Schrei entfahren.

Cuaran aber tröſtete ſie und ſagte: Fürchtet Euch nicht! denn das alles ſind nur gute Zeichen. Der Traum, den Ihr geſehen habt, kann morgen in Erfüllung gehen. Der König hält morgen ein Feſt und hat alle ſeine Barone dazu geladen. Wildbrät giebt es da die Hülle und Fülle und ich kann den Knappen und Dienern, die mir gut geweſen ſind, Braten und Speck in Menge geben. Die Knappen und die gemeinen Jungen ſind die Füchſe, und der Bär wurde ſchon geſtern getödtet und in unſere Küche gebracht. Geſtern ließ der König zwei Ochſen ſchlachten und dieſe können wir unter den Löwen verſtehen. Das brauſende Meer iſt das Waſſer, das die

Hitze des Feuers in den Keſſeln zum Sieden bringt. Da habe ich Euch den ganzen Traum gedeutet und Ihr dürft nun nicht weiter in Furcht ſein. Das Feuer aber, das aus meinem Munde kam, was das bedeutet, will ich Euch nun auch ſagen. Unſere Küche wird in hellen Flammen ſtehen und das Feuer wird zwiſchen Keſſeln, Schüſſeln und Tiegeln hervorbringen. Doch kann und will ich Euch nicht verhalten, daß aus meinem Munde Feuer zu gehen pflegt, ich weiß nicht warum.

Nach dieſen Geſprächen ſchliefen die Kinder wieder ein, aber am andern Morgen, als Argentille aufgeſtanden war, gieng ſie zu einem Kämmerling, den ihr Vater aufgezogen und der ſie in ihrer Erniedrigung nicht verlaſſen hatte, und erzählte auch ihm ihr Traumgeſicht. Dieſer deutete es beſſer und rieth ihr zu einem Einſiedler zu gehen, einem Mann von unbeflecktem Wandel, der im Walde wohne. Ihm ſollte ſie von dem Traum erzählen, und der würde ihn ſicher auslegen, was davon zu halten ſei, denn er ſei ein Prieſter und erfreue ſich beſonderer Gnade Gottes.

Lieber Freund, ſagte ſie, ich will dir wohl glauben, und ich bitte dich, geh mit mir, denn ich möchte gerne mit dieſem Einſiedler ſprechen, wenn du mich begleiten wollteſt.

Er gewährte ihr freundlich dieſe Bitte und verſprach ſie im Stillen hinzuführen. In einem Mantel verhüllt trat ſie mit ihrem treuen Begleiter den Weg an, der ſie dann auch zu dem heiligen Manne brachte. Sie eröffnete ihm auch ihr Anliegen, erzählte ihm von dem Traum, der ſie geängſtigt,

und von dem Feuer, das ihrem Herrn zum Munde ausgehe, und bat ihn, ihr zu rathen und ſeine Meinung darüber mitzutheilen. Der Eremit ſeufzte, verrichtete ein Gebet zu Gott und deutete ihr hierauf ihren Traum.

Liebe Tochter, ſagte er, was du geträumt haſt von deinem Herrn, wird ſich bald offenbaren: Er iſt aus königlichem Stamm, ein großes Erbe wird ihm zufallen, viel Volks wird ſich vor ihm beugen, er wird König ſein und du Königin. Frage ihn wer ſein Vater war und ob er Bruder oder Schweſter hat. Dann ſoll er dich in ihr Land führen, und dein Geſchick wird ſich erfüllen; Gott verleihe dir Kraft und laſſe dich Dinge vernehmen, die zu deinem Wohl ausſchlagen!

Darauf nahm Argentille Abſchied und der heilige Mann gab ihr ſeinen Segen. Sie gieng zu ihrem Herrn und bat ihn im Stillen und um ihrer Liebe willen, ihr zu ſagen, wo er geboren und wo ſeine Verwandten ſeien.

Zu Grimesbi, antwortete er, habe ich ſie verlaſſen, als ich hieher kam. Grim der Fiſcher iſt mein Vater, und meine Mutter heißt Saburg.

Herr, ſagte ſie, gehen wir ſie aufzuſuchen! Laſſen wir dem König ſein Land, aus dem er mich ungerechterweiſe vertrieben! Beſſer iſt es, ich bin in der Fremde eine Bettlerin, als unter den Meinen verworfen.

Cuaran antwortete: Liebe Frau, wir wollen bald dort ſein, und ich führe Euch gerne mit mir. Laßt uns Abſchied nehmen von dem Könige!

Alſo thaten ſie am Morgen und machten ſich ſodann auf

den Weg nach Grimesbi, wohin ſie die beiden Söhne Grims begleiteten, aber den Alten fanden ſie nicht wieder. Er war geſtorben, ſo wie auch ſeine Frau, welche ſie erzogen hatte; nur ihre Tochter Kellok war noch übrig und hatte einen Kaufmann geheirathet. Sie begrüßten den Herrn und ſprachen mit ihrer Schweſter, die ihnen zu ihrer großen Betrübniß den Tod der Eltern berichtete.

Als ſie die Frau ſah, welche mit ihnen ankam, fragte ſie Cuaran lächelnd: Nun, ſag mir, wer iſt denn die Frau, die du hier bei dir haſt? Sie iſt ſo ſchön. Iſt ſie Frau oder Jungfrau?

Eine Frau, ſagte er. Der König Alſi, dem ich lange gedient habe, hat mir ſie vor Kurzem vermählt; ſie iſt ſeiner Schweſter Tochter, die Tochter eines edlen Königs, aber Alſi hat ihr Erbe für ſich behalten.

Als Kellok ſeine Worte hörte, erfaßte ſie großes Mitleid mit ihm, der ja auch ein Königsſohn war, und mit ſeinem unglücklichen Weibe. Sie nahm Havelok auf die Seite und fragte ihn ernſtlich, ob er wiſſe, weß Sohn er ſei, und ob er ſeine Abſtammung kenne.

Er antwortete ihr: Grim war mein Vater, du biſt meine Schweſter und die, die mit mir kamen, ſind meine Brüder.

Nein, antwortete Kellok. Merke wohl, was ich dir ſage! Laß dein Weib herbeikommen und ich will euch beiden offenbaren, weß Sohn du biſt. Dein Vater war der König Günther und herrſchte über die Dänen, aber Hodulf, der Verräther, brachte ihn um und der König Artus gab ihm Däne-

mark zum Leben, und unſer Vater Grim entfloh, um dich dem Lande zu erhalten; deine Mutter kam auf dem Meere um, als wir von Seeräubern angefallen wurden, die meiſten unſerer Leute giengen zu Grunde und wir, die dem Tode entkamen, gelangten an dieſen Hafen, wo ſich mein Vater niederließ. Er gab ſich viele Mühe, dich zu erhalten und zu verbergen und kleidete dich armſelig, damit man dich nicht kenne. Niemand im Hauſe wagte dich beim wahren Namen zu nennen. Du heißeſt Havelok. Wenn du in dein Land zurückkehren willſt, wird mein Mann dich dahin geleiten und in ſeinem Schiffe überführen. Es iſt noch kein Monat her, ſeit er von dort gekommen und oft gehört hat, daß die Dänen dich bei ſich haben möchten, denn ihr König macht ſich ſehr verhaßt. Ein Biedermann iſt in dem Lande, der beſtändig mit ihm Krieg führt. Sigar iſt ſein Name, zu ihm mußt du gehen, und bei ihm iſt deine Baſe, die ſich viel grämt, daß ſie nichts von dir erfahren kann. Nimm dieſe zwei Jungen mit dir! Dort magſt du dein Reich wieder gewinnen.

Als Argentille dieſe Worte hörte, war ſie hoch erfreut, und ſicherte ihnen ihre Liebe und Treue zu, auch verſprach ſie, wenn Gott ſie zu Ehren bringe, ihnen alles Gute zu erweiſen. Sie ſäumten nun nicht lange, rüſteten ihr Schiff und fuhren nach Dänemark über. Als ſie dort angekommen und ans Land geſtiegen waren, gab ihnen der Kaufmann, welcher ſie übergeführet hatte, ſchöne Gewande und zeigte ihnen den Weg, welchen ſie zu machen haben, um nach der Stadt Sigars, des Seneſchalls, zu gelangen.

Havelok, ſprach er, mein Freund, wenn du dahin kommſt, ſo verlange Herberge in ſeinem Schloß und ſpeiſe an ſeinem Tiſche! Nimm auch dein Weib mit dir, denn um ihrer Schönheit willen werden ſie dich alsbald fragen, wer du biſt und von welchem Lande du kommſt und wer dir dieſes Weib gegeben hat.

Damit ſchieden ſie von dem Kaufmann und giengen ihres Wegs weiter, bis ſie zur Stadt kamen, wo der Seneſchal wohnte. Sie giengen gleich auf das Schloß zu, wo ſie den reichen Mann bei ſeinem Hofe fanden, und baten ihn um Speiſung und Herberge auf die Nacht. Der Seneſchal gewährte ihnen alles und führte ſie in den Saal. Als nun die Eſſenszeit kam und alle ſich gewaſchen hatten, ſetzte ſich der Seneſchal an die Tafel und hieß die drei Jünglinge auch ſitzen und Argentille ihrem Herrn zur Seite, worauf ſie reichlich bedient wurden. Die Jungen und die Knappen, welche beim Eſſen auftrugen, faßten das ſchöne Weib ins Auge und lobten ſehr ihre Geſtalt. Sechs von ihnen rotteten ſich zuſammen und berathſchlagten, dem Jüngling ſein Weib zu nehmen, und ihn zu ſchlagen, wenn er darüber erboſe. Als ſie vom Eſſen aufſtanden, ſah man ſich nach der Herberge um und der Seneſchal ließ die Gäſte in ein Haus führen, um daſelbſt zu ſchlafen. Die aber, welche eine Luſt zu dem Weibe gefaßt hatten, giengen ihnen nach und ergriffen ſie auf der Gaſſe, um ſie wegzuführen. Havelok aber ergriff eine ſchwere, ſchneidende Axt, die einer von ihnen bei ſich hatte, lief ihnen nach und ermordete fünf von den Geſellen

und dem ſechsten ſchlug er den Daumen ab, aber dieſer entfloh und lief mit großem Geſchrei durch die Stadt. Die Gäſte flohen auch und eilten nach einer Kirche, deren Thüre ſie, ſobald ſie eingetreten waren, hinter ſich zuſchloſſen. Havelok ſtieg auf den Thurm. Die Leute von der Stadt belagerten ihn ringsumher, fielen ihn von allen Seiten an, aber er vertheidigte ſich gut, indem er einen Stein um den andern von der Mauer ablöste und herniederſchleuderte. Die Nachricht kam auf das Schloß zum Seneſchal, der nicht ſehr erfreut darüber war, daß der, den er beherbergte, fünf von ſeinen Leuten getödtet und den ſechsten verwundet habe. Er machte ſich auch nach dem Thurm der Kirche auf, den das Volk belagerte. Er verlangt ein Pferd und befiehlt allen ſeinen Rittern, ihm in dem Kampfe beizuſtehen, der ſich in der Stadt erhoben. Als er aber ſelbſt an dem Münſter angekommen war, und den Gaſt ſeine Sache ſo gut führen ſah, befahl er allen, ſich zurückzuziehen. Er trat vor und faßte Havelok ins Auge, der ihm nun größer und ſtärker vorkam, als da er an ſeinem Tiſch geſeſſen hatte. Er betrachtete ſeinen edlen Körper, ſein ſchönes Geſicht, ſeine langen Arme und ſeine kräftige Fauſt, und eine Erinnerung gieng in ihm auf an König Günther ſeinen Herrn, den er ſo ſehr geliebt hatte, und ein tiefer Seufzer drang aus ſeiner Bruſt, denn dieſer glich ihm an Geſicht, Größe und Körperbau.

Als der Angriff zur Ruhe gebracht war, rief er dem Jüngling zu: Wirf nicht, wirf nicht mehr, Freund! Ich gebe Waffenruhe. Rede mit mir und ſage, warum du

meine Leute hier erſchlagen haſt! Wer von euch beiden hat Unrecht?

Herr, ſprach Havelok, ich will Euch die reine Wahrheit ſagen. Als wir vom Eſſen in unſere Herberge giengen, verfolgten mich die Jungen aus Eurem Geſinde und wollten mir mein Weib nehmen, um ſie vor meinen Augen zu ſchänden. Da ergriff ich eine ihrer Ärte, um uns beide zu vertheidigen. Freilich habe ich jene getödtet, aber nur zu meiner Vertheidigung habe ich es gethan.

Als der Seneſchal die Unthat der Seinigen hörte, ſprach er zu ihm: Freund, kommt herbei! Beſorget nichts! Sprecht offen mit mir und ſagt, wo ihr geboren ſeid!

Herr, antwortete Havelok, hier in dieſem Lande; dieß erzählte mir einer meiner Freunde, ein mächtiger Mann, Grim mit Namen, der mich in ſeinem Hauſe erzog, nachdem das Reich erobert und mein Vater getödtet war. Er floh mit mir und meiner Mutter, mit reichen Schätzen verſehen. Lange Zeit irrten wir auf dem Meere umher und wurden von Seeräubern angefallen, ich aber und Grim kamen davon und gelangten in unſerem Schiffe an eine wilde Gegend, wo der Alte mich aufzog. Als ich nun groß geworden war, verließ ich ihn und gieng unter das Geſinde des Königs Alſi, dem ich als Koch diente und der mir am Ende dieſe ſeine Baſe zum Weibe gab, wiewohl ich nicht weiß, warum er uns beide gerade vermählt hat. Ich führte ſie aus dem Lande und bin nun hier, um meine Freunde aufzuſuchen, kann aber keine derſelben finden, da ich ihre Namen nicht weiß.

Der Seneſchal erwiderte: Lieber Freund, ſag mir deinen Namen!

Herr, ich heiße Havelok, aber Cuaran nannten ſie mich, als ich an dem Hofe des Königs in der Küche diente.

Der Seneſchal ſann nach und erinnerte ſich, daß der Sohn des Königs, welchen Grim weggeführt, ſo geheißen habe. Doch war ihm noch nicht aller Zweifel gehoben. Indeß ſicherte er ihm Waffenruhe zu, führte ihn, ſein Weib und ſeine Genoſſen auf das Schloß, und nannte ſie ſeine Gefangenen, aber er ließ ſie gut bedienen und des Nachts in ſeinem Zimmer ſchlafen. Als ſie nun zu Bette gegangen waren, ſandte er einen ſeiner Vertrauten ab, um zu erfahren, ob jenem, wenn er ſchliefe, eine Flamme aus dem Munde gienge, denn dieß war, wie er wußte, bei dem Sohn des Königs der Fall, welchen Grim in die Fremde genommen hatte. Havelok war ſehr ermüdet, ſchlief alsbald ein und die Flamme kam aus ſeinem Munde. Der Kämmerling war darüber ganz erſchreckt und eilte, es ſeinem Herrn zu berichten. Dieſer aber dankte Gott, daß er den ächten Thronerben wieder gefunden, er ließ ſeine Kaplane kommen, Briefe ſchreiben und ſiegeln, und ſandte ſie durch Boten an ſeine Freunde, ſeine Mannen und Magen. So verſammelte er viel Volks von allen denen, die im Lande waren, und den König Hodulf haßten. Am Morgen aber ließ er warme Bäder bereiten, damit Havelok ſich bade und waſche, und er that ihn und ſein Weib, das er bei ſich hatte, mit reichen Gewanden an und führte ſie in den Sal. Havelok war ganz erſchrocken

über das viele Volk, das er ſah, und fürchtete ſich wegen der Männer, die er erſchlagen hatte, denn es war Sitte in dieſem Lande, daß man einen Miſſethäter, ehe man ihn verurtheilte, reichlich bewirthete, badete, wuſch und anzog und dann erſt zum Gerichte ſchritt. Deshalb ergriff er eine große Streitaxt, die an einem Haken an der Wand hieng, mit beiden Händen, um ſich kräftig zu vertheidigen, wenn ſie ihn hinrichten wollten.

Der Seneſchal ſah ihn an, trat zu ihm, umarmte ihn und ſprach: Fürchtet Euch nicht, Herr, und gebt mir dieſe Axt zurück! Ihr habt nichts zu beſorgen. Ich ſage es Euch und verpfände Euch dafür mein Wort.

Havelok gab ihm die Axt zurück und Sigar hängte ſie wieder an die Wand. Er hieß ihn ſodann an einer Stelle niederſitzen, wo ihn alle gut ſehen konnten, und ließ nun aus ſeiner Schatzkammer das Horn herbeibringen, auf dem keiner blaſen konnte, der nicht aus dem ächten Königsſtamme war und das erbliche Herrſcherrecht über die Dänen beſaß. Um zu erſehen, wem dieß gehöre, ließ er alle verſuchen, auf dem Horn zu blaſen und verſprach dem, der es zu thun im Stande wäre, ſeinen Goldring zu geben. Da war nun kein Ritter, Knappe und Diener in dem Saale, der es nicht an den Mund gebracht hätte, aber keiner vermochte ihm einen Ton zu entlocken.

Da nahm der Seneſchal das Horn, gab es Havelok in die Hand und ſprach zu ihm: Verſuchet, mein Freund, ob Ihr das Horn blaſen könnt!

Wahrlich, Herr, ſagte er, ich kann es nicht; auch habe ich nie ein Horn geblaſen, und ich möchte nicht gerne verſpottet ſein; aber da Ihr es befehlt, will ich das Horn an den Mund nehmen und verſuchen, ob ich blaſen kann.

Havelok ſtand auf und ſchickte ſich an. Er ſegnete und bekreuzte das Horn und fieng an laut und vernehmlich zu blaſen. Alle Herren im Sale waren darüber ſehr erſtaunt, der Seneſchal aber rief ſie herbei und zeigte ihnen allen den Jüngling.

Ihr Herren, ſprach er, darum habe ich euch herbeſchieden, weil Gott uns heimgeſucht hat. Seht hier unſern ächten König und laßt uns fröhlich ſein!

Hierauf nahm er zuerſt den Hut ab, kniete vor ihm nieder, wurde ſein Lehensmann und ſchwur ihm treu und ohne Gefährde zu dienen. Die anderen folgten ihm nach und wurden alle freudig ihm unterthan. Die Nachricht von dem Geſchehenen aber verbreitete ſich ſchnell und lockte von allen Seiten Reiche und Arme herbei, die ſich von ihm belehnen ließen. Der Seneſchal ſchlug ihn zum Ritter und war in ſeiner Treue unermüdlich, bis er ein gewaltiges Heer geſammelt hatte, worauf er den König Hodulf durch einen Brief aufforderte, daß er ihm das Land überlaſſe und ſich eilig davon mache. Als der König Hodulf dieſes hörte, ſcherzte und ſpottete er darüber und ließ ihm entbieten, daß er mit ihm kämpfen werde, und ſammelte von allen Seiten ſein Volk. Der Tag, der zum Kampfe feſtgeſetzt war, kam heran, und da Havelok die kleine Schar ſah, die mit ſeinem Feinde

heranrückte, wollte er nicht, daß ſie zu Grunde gehe und ließ dem König Hodulf durch ſeine Freunde entbieten, daß er Mann gegen Mann mit ihm kämpfen wolle, und daß, wer den Sieg erringe, auch Reich und Volk beſitzen ſolle. Der König wagte es nicht zu verweigern, ließ all ſein Volk ſich entwaffnen und Havelok that gleich alſo. Dieſer konnte es kaum erwarten, bis ſie zuſammen kämen und bis ſich entſchieden hätte, wer gewonnen und wer verloren. Die Barone traten zuſammen und der kühne Havelok fuhr auf König Hodulf los und ſchlug ihn mit ſeiner Streitart ſo heftig, daß er zu Boden fiel und nicht wieder aufſtand. Hier tödtete er ihn vor ſeinem ganzen Volke, welches laut um Gnade rief und ihm treulich und gern zu dienen verſprach. Havelok vergab allen und erhielt das Reich, das ſeinem Vater gehört hatte. Im Lande ließ er einen Frieden ausrufen und hielt Gericht über die Treubrüchigen. Sein Weib diente ihm mit Liebe und Sorgfalt, und ſo unglücklich ſie zuvor geweſen war, ſo ſehr hatte ſie nun Gott getröſtet, da Havelok ein mächtiger König geworden war. Nachdem er über vier Jahre alſo regiert und einen großen Schatz geſammelt hatte, empfahl ihm Argentille nach England überzufahren und ihr Erbe zu gewinnen, um das ſie ihr Oheim ſchändlich beeinträchtigt hatte. Der König erfüllte ihren Willen, ließ ſeine Flotte ausrüſten, ſeine Leute und ſein Heer ſich bereit halten und ſtach bei günſtigem Winde in die See und die Königin begleitete ihn. Seine Flotte beſtand aus vierhundert und achtzig Schiffen und alle waren ſtark bemannt. Nach einer

langen Fahrt kamen ſie in Carleſlure an, ließen ſich im Hafen nieder und holten Lebensmittel im Lande. Darauf ſchickte der edle König auf den Rath ſeiner Dänen an Alſi, daß er ihm das Land zurückgebe, das er von Ekenbrecht habe, und das ſeiner von ihm enterbten Nichte gehöre. Wolle er es aber nicht zurückgeben, ſo werde er ſelbſt kommen, und es ihm abnehmen.

Die Boten kamen zum König, aber er empfieng ſie ſtolz und antwortete höhnend: Iſt das nicht wunderbar, daß Cuaran, mein Küchenjunge, den ich in meinem Hauſe aufgezogen, zu mir kommt und mein Land verlangt? Ich will meine Köche ausſenden mit ihm zu fechten, mit ihren Keſſeln und Dreifüßen, Pfannen und Tiegeln.

Mit dieſem Beſcheid kehrten die Boten zu ihrem Herrn zurück und meldeten ihm zugleich den Tag, den der König ihnen zum Kampfe feſtgeſetzt. Alſi bot unterdeß alle ſeine Freunde und Mannen auf, und durfte nicht einer zurückbleiben. Zu Theford verſammelten ſich die Herren und ordneten das Treffen an. Der König Alſi waffnete ſich zuerſt und beſtieg ſein Barberroß, um auf die Warte auszugehen und zu erkunden, wie ſtark die Macht des Feindes ſein möge. Aber als er die Dänen ſah mit ihren Fahnen und Schilden, da gedachte er nicht mehr an die Keſſel, Pfannen und Tiegel, womit er ſie bedroht hatte, ſondern zog ſich eilends zurück, und unterwies ſein Heer, wie ſie die Schlacht einrichten ſollten. Der Kampf war hitzig und dauerte bis an den Abend, ohne daß es zu einer Entſcheidung kam. Erſt die dunkle Nacht

brachte ſie auseinander, nachdem viele von beiden Seiten getödtet oder verwundet waren. Havelok war ſehr beſtürzt über die vielen Leute, die er verloren hatte, und er wäre mit ſeinen Dänen lieber wieder abgezogen und auf die Schiffe zurückgekehrt, wenn die Königin es geduldet hätte. Sie aber unterwies ihn eine Liſt, durch die er ſeine Feinde beſiegte. Er ließ die ganze Nacht hindurch große Pfähle ſchneiden, welche dazu dienten, die Gefallenen auf dem Schlachtfelde Lebenden ähnlich aufrecht hinzuſtellen. Aus dieſen bildeten ſie dann zwei lange Reihen und gaben jedem die Streitart in die Hände, als ſchwinge er ſie über dem Haupte. Als es nun Tag geworden war, waffnete ſich König Alſi und mit ihm alle ſeine Ritter, um die Schlacht von Neuem zu beginnen. Aber als ſie die Schar der Dänen ſahen, ſtanden ihnen allen vor Grauſen die Hare zu Berge, ſo gräßlich war das Todtenheer anzuſchauen, das die ganze Ebene einnahm, und gegen Einen Mann auf ihrer Seite hatten die Dänen ſieben. Darum riethen ſie dem König, die Schlacht zu unterlaſſen, da er viele von den Seinen verloren, die Macht der Dänen dagegen zugenommen habe. Deshalb ſoll er der Frau ihr Recht laſſen und Frieden machen, ehe es ihnen noch ſchlimmer ergehe. Auf dieſen Rath ſeiner Vertrauten verſtändigte er ſich mit dem Dänenkönige, gab ihm ſein Wort und Geiſel, und verſprach, ihm das ganze Land zurückzugeben, das Ekenbrecht bei ſeinen Lebzeiten beſeſſen habe. So waren von Holland bis Gloceſter die Dänen Herren und Meiſter. Havelok aber feierte ein großes Feſt, als er in ſeine Haupt-

ſtadt kam, empfieng die Huldigungen der Barone und gab ihnen ihre Lehen zurück. Nachdem dieß geſchehen war, lebte Alſi nur noch vierzehn Tage und hinterließ keinen nähern Erben, als Havelok und ſeine Frau. Die Barone holten ſie ein und übergaben ihnen Städte und Schlöſſer. So hatte Havelok unter ſeiner Herrſchaft Nichole und die ganze Lindeſie und war zwanzig Jahre König über die Lande, die er durch ſeine Dänen gewonnen hatte. Als er aber geſtorben war, machten die Alten zu ſeinem Gedächtniß ein Lied von ſeinem Siege und im Liede lebt noch bis auf unſere Tage Havelok der Däne.

Kaiſer Karl im Morgenland.

Eines Tags war Karl in der Kirche von St. Denys. Er hatte ſeine Krone aufgeſetzt, bekreuzte ſein Haupt und umgürtete ſein Schwerdt, deß Knauf von purem Golde war. Rings um ihn her ſtanden Herzoge und Herren, Barone und Ritter. Da blickte der Kaiſer die Königin an, ſein Gemahl, die auch aufs Schönſte gekrönt und geſchmückt war, faßte ſie an der Hand, führte ſie unter einen Ölbaum und ſprach zu ihr mit ſeiner vollen Stimme alſo: Frau, ſaht Ihr je einen Mann unter dem Himmel, dem ſo gut das Schwert ſtand und die Krone auf dem Haupt? Noch manche Stadt ſoll dies mein Schwert gewinnen!

Unbedacht antwortete dieſe und ſprach: Mein Kaiſer, Ihr ſchätzt Euch allzuhoch! Wohl kenne ich einen, der noch rüſtiger iſt, wenn er Krone trägt unter ſeinen Rittern, und dem ſie noch zierlicher ſitzt, wenn er ſie auf dem Haupte hat.

Als Karl das hörte, war er ſehr erzürnt und ganz beſchämt von wegen der Franken, die ſolches auch vernommen hatten, und fragte: Nun, wo iſt denn dieſer König? Sagt mir ihn, und wir wollen neben einander Krone tragen und Eure Freunde und Eure Räthe alle ſollen dabei ſein. Ich

nehme die Hofhaltung meiner guten Ritter mit mir, und wenn die Franken mir es ſagen, ſo gebe ich mich überwunden. Habt Ihr mir aber gelogen, ſo ſollt Ihr mir es theuer bezahlen, ich ſchlage Euch den Kopf ab mit meines Schwertes Stahl.

Mein Kaiſer, ſprach ſie, erzürnet Euch nicht! Zwar iſt er reicher an Habe, an Gold und Geld, aber nicht iſt er ein ſo biederer und wackerer Ritter, die Feinde zu ſchlagen im Kampf, noch ſie in die Flucht zu treiben.

So bereute ſie ihre Worte, als ſie Karls Zorn bemerkte und wollte ihm zu Füßen fallen und ſprach: Seid gnädig, mein Kaiſer, um Gottes Liebe willen! Ich bin ja Euer Weib und meinte nur zu ſcherzen. Ich will mich vertheidigen, wenn Ihr es befehlt, einen Eid ſchwören und vor Gericht mich ſtellen, ja von dem höchſten Thurm der Stadt Paris will ich mich herabſtürzen, um darzuthun, daß ich weder in Worten, noch in Gedanken Eure Schmach wollte.

Nein das ſollt Ihr nicht, ſagte Karl, aber nennt mir den König!

Mein Kaiſer, ſprach ſie, kann ich ihn doch nicht finden!

Bei meinem Haupt! erwiederte Karl, entweder ſagt Ihr mir ihn oder ich laß' Euch den Kopf abſchlagen!

Da nun die Königin merkte, daß ſie nicht ausweichen könne, ſo ſprach ſie, ſo ſchwer es ihr wurde, aber aus Furcht vor dem Tode: Kaiſer, haltet mich nicht für thöricht! Viel hörte ich ſagen von König Hugo dem ſtarken. Er iſt Kaiſer von Griechenland und Conſtantinopel und beſitzt ganz

Perſien bis nach Kappadocien zu; kein Ritter kommt ihm an Schönheit gleich von hier bis Antiochien, und keines Mannes Ritterlichkeit, außer der Euern, vergleicht ſich mit der ſeinigen.

Bei meinem Haupt! ſprach Karl, das will ich wohl erfahren. Habt Ihr deß gelogen, ſo ſeid Ihr ſicher des Todes. Wahrhaftig Ihr habt mich ſchwer erzürnt und meine Freundſchaft und Huld ganz und gar verloren. Nicht dachte ich mir, daß Ihr ſolches denket von meiner Kraft. Doch ich will nicht ablaſſen, bis ich ihn geſehen habe.

Nachdem der Franken Kaiſer gekrönt war und ſeine Gabe auf dem Hochaltar dargebracht hatte, kehrte er zurück in ſeinen Sal zu Paris und nahm mit ſich Roland und Olivier, Wilhelm von Orange und Naimes den ſtarken, Oger von Dänemark, Berin und Beranger, den Erzbiſchof Turpin, Ernalz und Haimer, Bernand von Brusban und den ſtarken Bertram und viele tauſend Ritter aus Frankreich gebürtig.

Ihr Herren, ſprach der Kaiſer, hört mir eine Weile zu! Wir wollen in ein fernes Königreich ziehen, wenn es Gott gefällt. Wir beſuchen Jeruſalem und die Mutter Gottes; und das Kreuz und das heilige Grab will ich anbeten. Dreimal hat mirs geträumt, darum muß ich dahin. Zugleich auch will ich einen König aufſuchen, von dem ich ſprechen gehört. Führt mit uns ſiebenhundert Kameele, mit Gold und Silber beladen, damit wir ſieben Jahre in dem Lande wohnen und bleiben mögen! Denn ich kehre nicht zurück, bis ich ihn gefunden habe.

Der Kaiſer von Frankreich ließ ſeine Leute ſich bereiten und gab denen, die mit ihm giengen, treffliche Gewänder, auch feines Gold und Silber in Menge. Schilde und Speere nahmen ſie nicht mit, noch ſchneidende Schwerter, aber Stäbe aus Eſchenholz mit Eiſen beſchlagen und hängende Schärpen, und die Streitroſſe waren bepanzert von vorn und von hinten. Die Knechte ſchirrten die Maulthiere und Saumroſſe an und füllten die Kiſten mit feinem Gold und Silber, mit Gefäßen und Geld und andere Geräthe. Auch trugen ſie goldne Lehnſeſſel mit ſich und drei von weißer Seide. Zu St. Denys in Frankreich nahm der Kaiſer ſeine Schärpe, Turpin der Erzbiſchof gab ihm ſeinen Segen, nahm auch ſeine Schärpe und die Franken ebenfalls. Sie beſtiegen ihre ſtarken, rüſtigen Maulthiere, verließen die Stadt und ritten eilig von dannen. So fuhr der Kaiſer Karl auf des Herrn Geheiß dahin und traurend und in Thränen blieb die Kaiſerin zurück.

So lange ritt der König weiter, bis er an eine Ebene kam; da wandte er ſich zur Seite und rief Bertram zu: Seht die artigen Züge von wallenden Pilgern! Wohl achtzigtauſend ſind die vornen gehen! Wer dieſe anführt und beherrſcht, der muß wohl mächtig ſein.

Darauf zog der Kaiſer mit ſeinen Scharen dahin. Sie verließen Frankreich und Burgund, zogen durch Lothringen, Bayern und Ungarn, und durch das verhaßte Volk der Türken und Perſer, und ſetzten alleſammt über einen großen waſſerreichen Strom. Der Kaiſer ritt in ihrer Mitte durch

Wald und Gehölz, und ſo kamen ſie nach Griechenland und ſahen die Berge und Hügel in Romanien; dann eilten ſie zu dem Lande, wo Gott den Martertod erlitten hatte, und ſahen die alte Stadt Jeruſalem. Es war ein ſchöner ſonniger Tag, als ſie daſelbſt anlangten. Kaum hatten ſie ihre Herbergen eingenommen, ſo gingen ſie zum Münſter und legten ihre Gaben darin nieder. Darauf kehrten die ſtolzen Scharen nach den Herbergen zurück. Gar ſchön war das Geſchenk, das Karl darbrachte. Als er in das marmorne gewölbte Münſter trat mit ſeinen reichen Bildern, bemerkte er den Altar des heiligen Vaterunſers. Hier hatte Gott ſelbſt die Meſſe geſungen und die Apoſtel, und noch ſtehen ihre zwölf Stühle an ihrer Stelle. Der dreizehnte iſt in der Mitte, wohl verſiegelt und verwahrt. Hocherfreut in ſeinem Herzen trat Kaiſer Karl hinein, und wie er den Stuhl ſah, näherte er ſich jener Seite, ließ ſich nieder und ruhte ein wenig, die zwölf Fürſten aber ſaßen in den Stühlen um ihn her. Nie ſaß zuvor hier ein Menſch, noch auch nachher. Karl war ſehr erfreut über alle Schönheit, die er ſah, über die hellen Farben, in denen das Münſter gemalt war, über die Bilder der Märtyrer und Jungfrauen und ihre große Pracht, über den Lauf des Monds und die Feſte des Jahrs, das Strömen der Flüſſe und die Fiſche im Meere.

Da trat ein Jude herein, und ſobald er den Kaiſer erblickt hatte, begann er zu zittern, denn Karls Geſicht war furchtbar, wenn er das Haupt aufrecht hielt. Er wagte ihm nicht ins Auge zu ſehen, faſt wäre er niedergefallen; aber

er ergriff die Flucht und flog die marmornen Stufen hinauf zu dem Patriarchen, den er alſo anredete: Gehet, Herr, ins Münſter, um das Waſſer zu bereiten, denn ich will mich alsbald taufen laſſen! Zwölf Grafen ſah ich in das Münſter treten, und noch einen, der iſt ſo trefflich und, ſo wahr ich bei Verſtand bin, Gott ſelbſt, der Euch mit ſeinen zwölf Apoſteln beſucht.

Als dieß der Patriarch vernommen, beſchied er alsbald ſeine Geiſtlichen, ließ ſie ſich anziehen und ihre Mäntel umthun, und ging in feierlichem Zuge zum Kaiſer.

Als dieſer ihn erblickte, ſtand er auf, zog ſeinen Hut ab und neigte ſich tief vor ihm. Sie küßten einander und der Patriarch fragte: Woher ſeid ihr gebürtig, Herr? Wagte doch nie ein Menſch in dieſes Münſter zu treten, dem ich es nicht befahl oder den ich darum bat.

Herr, ich heiße Karl, bin in Franken geboren und habe zwölf Könige beſiegt durch Kraft und Ritterthum; um den dreizehnten zu ſuchen, von dem ich habe reden hören, bin ich nach Jeruſalem gekommen; auch um das Kreuz und Grab des Heilands anbetend zu verehren.

Der Patriarch ſprach: Herr, Ihr ſeid hochgeehrt, denn Ihr ſeid auf dem Stuhle geſeſſen, auf dem Gott ſelbſt ſaß. So ſei denn König Karl über alle Könige gekrönt!

Der Kaiſer erwiderte: Habt tauſend Dank dafür! Noch bitte ich Euch, daß Ihr mir von Euren Heilthümern mittheilt, damit ich ſie nach Frankreich bringe und mein Land dadurch verherrliche.

Der Patriarch antwortete: Ihr ſollt deren die Menge haben. Ich gebe Euch den rechten Arm St. Simeons, das Haupt des heiligen Lazarus, und von dem Blute St. Stephans, der den Märtyrertod erlitt.

Dafür wünſchte ihm Karl Glück und Heil; der Patriarch aber fuhr fort: Da Ihr um Gott hier zu finden gekommen ſeid, ſo ſollt Ihr auch von dem Beſten bekommen, das wir haben. Ich will Euch Heilthümer ſchenken, die beſten, die es unter der Sonne giebt, vom Schweißtuch Jeſu, das er auf dem Haupt hatte, als er im Grabe ruhte, wo die Juden ihn bewachten mit ihren ſcharfen Schwertern, und von wo er ſich erhob am dritten Tag, wie er vorausgeſagt hatte, und zu den Apoſteln kam, um ſie zu erfreuen. Einen Nagel ſollt Ihr haben, der ihm durch den Fuß ging, und die heilige Krone, die Gott auf dem Kopfe trug, und den Kelch, den er ſegnete. Auch die ſilberne Schale gebe ich Euch gerne, die mit Gold und köſtlichen Steinen eingelegt iſt, und das Meſſer ſollt Ihr haben, das Gott zum Eſſen gebraucht, und Hare von St. Peters Bart und Haupt.

Dafür wünſchte ihm Karl Glück und Heil und ſein ganzer Leib bebte vor frommer Wonne.

Da ſprach der Patriarch: Es iſt Euch wohl ergangen. Gewiß Gott ſelbſt hat Euch hergeführt. Darum will ich Euch Heilthümer geben von großer Kraft: von der Milch heiligen Maria, mit der ſie Jeſum tränkte, als er ein auf Erden zu uns kam, und von dem heiligen Hem- ſie trug.

Karl wünſchte ihm dafür Glück und Heil und der Patriarch ließ ſie herkommen und dem König übermachen. Von großer Kraft waren dieſe Heilthümer, wie Gott alſobald bewährte. Denn ein Lahmer lag in der Nähe, der ſieben Jahre ſich nicht rühren konnte, aber als man die Heilthümer vorübertrug, krachten alle ſeine Knochen zuſammen, ſeine Nerven zogen ſich an und er ſprang auf die Füße und war geſünder als zuvor. Als nun der Patriarch das große Wunder ſah, das Gott vollbrachte, ließ er es durch die ganze Stadt hin laut verkünden. Der Kaiſer aber ließ einen Schrein bereiten, ſo ſchön, wie man nie einen beſſern ſah; vom feinſten arabiſchen Golde waren tauſend Mark darein verſchmolzen. In dieſen legte er die Heilthümer, ließ ihn ſodann ſtark und feſt ſiegeln, mit dicken Silberbändern oft umbinden und befahl dem Erzbiſchof Turpin, ihn zu geleiten. Doch blieben auch Karl und alle, die er bei ſich hatte, dem Schatze zur Seite. Vier Monate verweilte der Kaiſer mit ſeinen Fürſten in der Stadt Jeruſalem. Die werthe Genoſſenſchaft verrichtete groß Ritterthum, und der Kaiſer that ſeine Schätze auf und erbaute ein Münſter für die heilige Maria. Die Leute von der Stadt kamen zu ihnen und verkauften ihnen Tücher, Leinwand und Seide, auch Zimmt, Pfeffer und anderes gutes Gewürz und allerlei gute Kräuter, die ich nicht nennen will und wofür ihnen Gottes Lohn zu Theil ward.

Nachdem der Kaiſer ſo lange daſelbſt geblieben war, nahm er Urlaub von dem Patriarchen und ſagte: Edler

Herr! ich muß nun heim nach Frankreich kehren. Lange bin ich weg geweſen und es iſt Zeit, daß ich nach meinen Baronen ſehe, denn ſie werden nicht wiſſen, wo ich ſo lange bleibe. Nehmt von mir hundert Maulthiere mit Gold und Silber beladen!

Der Patriarch ſprach: Laßt mir das! Vielmehr ſeien euch alle meine großen Schätze offen! Die Franken mögen ſich davon nehmen, ſo viel ſie tragen können. Doch hütet euch vor den heidniſchen Sarazenen, welche uns und der heiligen Chriſtenheit unaufhörlich nachſtellen. Aber, fuhr er fort, um Eines bitte ich euch, gerade darum, daß ihr die Sarazenen vertilget, die uns immer verfolgen.

Gerne, ſprach Karl und gab ihm darauf ſein Wort; ich ſende meine Leute nach Spanien, ſo viel ich auftreiben kann, und will ſelbſt hinziehen, um das Heidenvolk zu vertreiben.

Auch hielt er ſein Wort und that was er verſprochen hatte, denn Roland fiel daſelbſt und mit ihm die zwölf Fürſten.

Nachdem der Frankenkaiſer ſo lange daſelbſt verblieben war, gedachte er an das Wort, das ſein Weib zu ihm geſprochen hatte, und machte ſich nun auf, um den König zu ſuchen, den ſie ſo ſehr gelobt, und wollte nicht aufhören, ihn zu ſuchen, bis er ihn gefunden hätte. Noch in der Nacht ließ er es den Franken anſagen in ihren Herbergen. Als ſie das hörten, waren ihre Herzen ſehr erfreut. Am frühen Morgen, als kaum der Tag anbrach, wurden die

Digitized by Google

Mauleſel und Laſtthiere geſattelt und bepackt, die Barone ſaßen auf und machten ſich auf den Weg.

Als ſie nach Jericho kamen, brachen ſie Palmzweige von den Bäumen und riefen laut und mit heller Stimme: Gott ſteh uns bei!

Der Patriarch war auf ein kräftiges Maulthier geſtiegen und begleitete ſie einen ganzen Tag auf ihrer Fahrt. Als aber die Nacht kam, traten die Barone zuſammen in ihre Herberge, und nichts, was ſie verlangten, ward ihnen abgeſchlagen. Am frühen Morgen, als kaum der Tag anbrach, ſtiegen die Barone wieder auf ihre Thiere und machten ſich wieder auf den Weg. Der Patriarch aber bat Karl um Urlaub und der Kaiſer empfahl ihn Gottes Schutz. Darauf küßten ſie ſich und ſchieden von einander, und der Kaiſer zog weiter mit ſeinen rüſtigen Baronen. Die Heilthümer bewährten unterwegs vielfach ihre Kraft, und Gott verrichtete durch ſie große Wunder; denn wenn ſie an ein Waſſer kamen, ſo theilten ſich die Wellen und ſie zogen trockenen Fußes hindurch; die Blinden aber, denen ſie begegneten, erhielten ihr Augenlicht wieder, die Lahmen richteten ſich auf und die Stummen ſprachen. So ritt der Kaiſer mit ſeinem Geſinde weiter, und ſie zogen über die Berge und Hügel von Abilant, über den Felſen von Guitume, und im Flachlande fort. Da erblickten ſie Thürme und Kirchen und glänzende Brücken, und es war dieß die ſtolze Stadt Conſtantinopel. Rechts von derſelben wären große ſchöne Gärten, mit Fichten und Lorbeeren bepflanzt. Dort blühten Roſen, Flieder

und Lilien in Menge. In dieſen Gärten ſahen ſie wohl zwanzigtauſend Ritter in Mänteln aus Marderfellen, die bis auf den Boden herabhiengen und mit weißem Hermelin verbrämt waren. Die einen ſpielten Schach und Brett, die andern trugen ihre Falken und Stoßvögel auf der Hand. Auch waren wohl drei tauſend Jungfrauen daſelbſt, deren Kleider in rothem Golde glänzten. Ihre zarten Leiber waren in Mäntel gehüllt und gaben ihren Freunden, die mit ihnen umhergiengen, ſüße Augenweide.

Als Karl, der auf ſeinem Zelter einherritt, ſolches ſah, wandte er ſich zu Roland und ſprach: Ich weiß in der That unter dieſer großen Schar von Herren den König nicht auszufinden.

Da rief er einem der Ritter und fragte ihn lächelnd: Freund, wo iſt der König, den ich allenthalben ſuche?

Dieſer antwortete ihm: Reitet nur fürbaß! Unter dieſem Schirme werdet Ihr den König finden.

Der Kaiſer that alſo ohne Verweilen und fand den König Hugo, wie er mit einem Pfluge ackerte. Der ganze Pflug leuchtete von Golde, die Stangen und Axen, die Räder und die Meſſer. Und dabei gieng der König nicht zu Fuß, ſondern er ſaß auf einem goldenen Stuhle, den rechts und links ein ſtattlicher Zelter trug. Da ſaß der König auf einem prächtigen Kiſſen, das mit Federn von Goldammern gefüllt und mit glänzendem Stoffe überzogen war. Zu ſeinen Füßen ſtand ein Schemel mit weißen ſilbernen Nägeln. Auf dem Haupte aber trug er einen Hut und ſchöne Hand-

ſchuhe an der Hand. Auch war über ihn ein grauer Teppich gebreitet, der auf vier Pfählen ruhte. In der Hand hielt der König eine goldene Gerte und führte ſo ſeinen Pflug mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß die Furchen, die er zog, gerade liefen, als wären ſie gemeſſen. Während der König ſo am Pfluge ſein Tagewerk verrichtete, näherte ſich ihm Karl auf ſeinem Zelter; er ſah den Teppich über ihn ausgeſpannt und das Gold ſchimmern, und willig grüßte er den König Hugo den ſtarken. Dieſer ſah Karl an, und als er ſein ſtolzes Weſen bemerkte, und die dicken und kräftigen Arme neben dem magern ſchlanken Leib, entbot er ihm ſeinen Gruß und fragte ihn, wer er ſei.

Der Kaiſer antwortete ihm: Ich bin in Frankreich geboren und heiße Karl, und dieſer hier iſt Roland, mein Neffe. Wir kommen von Jeruſalem, doch wollte ich nicht eher heimkehren, bis ich Euch und Eure Barone geſehen hätte.

Darauf ſprach der Recke Hugo: Wohl iſt es ſieben Jahre oder mehr, daß ich fremde Kriegsleute von Euch ſprechen hörte, und daß kein König unter dem Himmel ſo viele Ritterſchaft habe, wie Ihr. Ich will Euch ein Jahr bei mir behalten, wenn Ihr bleiben wollt; und wenn Ihr geht, ſollt Ihr ſo viel Gold, Silber und Geräthe mitnehmen, als Eure Franken aufpacken können. Jetzt aber will ich Euch zu Liebe meine Ochſen ausſpannen.

Der König that alſo, ſchirrte die Ochſen ab und verließ den Pflug. Dieſe aber waideten auf den Wieſen und in den Gärten bergan.

Als nun der König zu Pferd ſtieg und fürbaß ritt, ſprach Kaiſer Karl zu ihm: Herr, an dieſem Eurem Pflug iſt ſeinen Goldes aus der Maßen viel. Wenn er unbewacht zurück bleibt, fürchte ich, er ſei verloren.

Aber der König Hugo antwortete ihm: Dafür ſeid ohne Sorgen, denn ſo weit mein Land reicht, giebt es keinen Dieb, und er könnte wohl ſieben Jahre hier ſtehen, ohne daß er von der Stelle gerückt würde.

Da ſprach Wilhelm von Orange: Hilf, heiliger Vater! hätte ich ihn in Frankreich und Bertram wäre dabei, ſo würde er zu Pfählen und Hämmern zerſchlagen.

Sodann ſpornten ſie ihre Thiere und ritten weiter, bis ſie zu dem Pallaſt kamen, wo ſie des Königs Gemahl ſahen, die ſchön angethan, und wo alles bereitet war, denn Pallaſt und Sal war mit ausgebreiteten Decken belegt. Dahin kam Karl mit ſeinem Geſinde, und ſtieg ab vor den marmornen Stufen des Sals, und gieng auf den Pallaſt zu, wo ſie wohl ſiebentauſend Ritter fanden in Mänteln von Hermelin und ſchimmernden Röcken, wie ſie Brett ſpielten und Schach zu ihrer Ergetzung. Viele aber von ihnen liefen heraus und nahmen ihnen die Roſſe und Maulthiere ab, und führten ſie an die Herberge, um ihrer zu pflegen. Karl beſchauete den Pallaſt und ſeine große Pracht. Tiſche, Stühle und Bänke waren von feinem Golde. Der Pallaſt war blau geſtreift und lieblich anzuſehen durch koſtbare Bildwerke von Vögeln und Schlangen und allerlei Gethier. Auch war er regelrecht gebaut und durch eine gewölbte Decke verſchloſſen. Der Pfei-

ler in der Mitte war mit weißer ſilberner Arbeit überzogen Hundert marmorne Säulen ſtanden in dem Sal, alle mit feinem Gold verziert, und an ihnen je zwei Kinder, aus Erz und Kupfer geſchmiedet. Jedes derſelben hielt im Munde ein Horn aus weißem Elfenbein, und wenn ein friſcher Wind vom Meere her wehte, ſo ſetzten ſich die Bilder in lebhafte Bewegung und die Hörner blieſen und pfiffen und tönten alle zuſammen wie Trommelſchlag oder Donner oder Glocken auf dem Thurme. Dabei ſahen die Kinder einander an, wie wenn ſie lachten, und wer ſie beſchaute, mußte glauben, ſie ſeien lebendig. Als Karl dieſen Pallaſt und alle ſeine Pracht ſah, da ſchätzte er freilich ſeinen eigenen Beſitz gar gering dagegen, und er gedachte ſeines Weibs, die er ſo heftig bedroht hatte.

Ihr Herren, ſprach Karl, gar ſchön iſt dieſer Pallaſt und einen ſolchen beſaß weder Alexander, noch der alte Conſtantin, noch Craſſus der reiche, der ſo viel Prachtgebäude in Rom errichtete.

Kaum hatte der Kaiſer dieſe Worte geſprochen, ſo erhub ſich ein Wind vom Hafen her und warf ſich brauſend in den Pallaſt, der ihn auf der Vorderſeite einließ, und alsbald gerieth Alles in ſanfte und heitere Bewegung, und der Pallaſt drehte ſich auf die andere Seite, wie ein Baum in der Mühle. Die Bilder lächelten einander an und blieſen, die einen hoch, die andern in tiefen Tönen, ſo daß es gar lieblich zu hören war, und jeder, der es ſah, meinte, ſie ſeien lebendig. Es war nicht anders, als wäre man im Paradies und die En-

gelein ſängen ſanft und in ſeliger Wonne. Der Sturm wurde heftiger und führte Schnee und Hagel mit ſich, und heulte drohend um das Schloß. Doch ſchützten davor köſtliche Fenſter aus Kryſtall und blauem Glaſe, kunſtreich geſchnitten und gebildet, und innen war heitere ſanfte Ruhe, wie in den holden Tagen des Mais, wenn die Sonne ſcheint.

Als Karl bei dem gräßlichen Sturme den Pallaſt erbeben und ſich drehen ſah, da wußte er nicht und konnte nicht von Ferne ſich einbilden, was das wäre; er konnte ſich nicht auf den Füßen halten und ſetzte ſich nieder auf den Marmor; die Franken aber fielen alle zu Boden, bedeckten ihr Haupt und hüllten ſich in ihre Mäntel, und der eine ſprach zu dem andern: Wir ſind übel berathen; die Thüren ſtehen offen und wir können nicht hinaus.

Karl ſah den Pallaſt ſich ſachte bewegen, die Franken aber bedeckten ihr Geſicht und wagten nicht aufzuſchauen. Da trat König Hugo der ſtarke zu den Franken und bat ſie nicht muthlos zu werden.

Das ſoll nie geſchehen! ſprach Kaiſer Karl.

Und König Hugo ſprach: Wartet mein eine Weile! und verließ ſie.

Als der Abend herankam, ließ der Sturm nach, die Franken ſprangen auf die Beine und das Abendeſſen war bereit. Karl und ſeine ſtarken Recken ließen ſich nieder und neben ſie König Hugo und ſein Weib und ſeine Tochter. Dieſelbige hatte ſchöne, blonde Hare und ein feines klares Angeſicht und ihre Haut war weiß wie eine Lilie im Sommer.

Sobald Oliver ſie ſah, faßte er Liebe für ſie und ſprach bei ſich, ohne daß jemand es hören konnte: Möchte es dem allmächtigen Gott gefallen, daß ich ſie in Frankreich hätte und in der Stadt Dun, und daß ich allen meinen Willen mit ihr vollbringen könnte!

Was ſie beim Eſſen verlangten, das wurde ihnen gewährt. Wildbrät war da in Menge, von Hirſchen und von Schweinen, Kraniche und wilde Gänſe und Pfauen mit Pfeffer. Auch trug man ihnen Wein auf und ſüßen Meth, und Spielleute ſangen, fiedelten und harften. Dabei betrugen ſich die Franken mit edler Ritterſitte, und als ſie nun in dem königlichen Palaſte geſpeist, und die Seneſchälle die Tiſchtücher abgenommen hatten, da ſprangen die Knappen von allen Seiten nach den Herbergen, um die Pferde der Gäſte zu pflegen. König Hugo der ſtarke aber rief Karl und ſeine zwölf Fürſten auf die Seite, faßte den König bei der Hand und führte ihn mit ſeinem Geſinde in ſein Gemach, das ſchön gewölbt, mit Blumen bemalt und aus kryſtallhellen Steinen erbaut war. Ein Karfunkel leuchtete daſelbſt klar und helle, und war an einem Pfeiler befeſtigt aus der Zeit des Königs Goliat. Zwölf gute Betten ſtanden hier bereit, aus Erz gearbeitet, mit Kiſſen aus Pelz und Bettlacken von Cendel. An dem Ganzen hätten wohl zwanzig Ochſen auf vier Wägen zu ziehen gehabt. Das dreizehnte Bette ſtand in der Mitte, und war mit künſtlichem Bildwerk verſehen; die Füße waren von Silber, das Gerüſte von Schmelz, die Decke aber war von Maſeuz gewirkt, einer kunſtreichen Fee, welche dem

König damit ein Geſchenk machte. Hier ſollten ſie übernachten, und wohl war der König dem große Liebe ſchuldig, der ihm das Beſte, was er hatte, übergab, und ihm ſo treffliche Pflege und Herberge zu Theil werden ließ. Als die Franken in dem Gemache waren und die Betten erblickten, nahm jeder von den zwölf Fürſten eines derſelben. Auch ließ ihnen König Hugo der ſtarke Wein bringen; aber er war klug und vorſichtig, und voll Mißtrauens, deßhalb legte er in das Gemach in eine Höhlung unter der Marmortreppe einen Mann, der ſie durch ein kleines Loch die ganze Nacht durch bewachen mußte. Und der Karfunkel brannte ſo hell, daß jedermann ſehen konnte, wie draußen am Maitage, wenn die Sonne ſcheint. So gieng König Hugo der ſtarke zu ſeinem Weibe, und Karl und die Franken legten ſich ſchlafen.

Doch ſcherzten noch die Grafen und Herren viel miteinander, ſie giengen im Zimmer umher und tranken von dem Wein, und ſprachen unter ſich: ſeht doch welche Pracht und wie ſchön der Palaſt, und wie er von Reichthum glänzt! Gefiele es doch dem allmächtigen Gott, daß Karl unſer Herr ihn eroberte in offener Feldſchlacht, und für uns gewänne!

Da ſprach der Kaiſer Karl: Jetzt will ich erſt ſcherzen! König Hugo der ſtarke ſoll den kräftigſten Geſellen aus ſeinem Geſinde mir herbringen, derſelbe ſoll zwei Halsberge und zwei geſchloſſene Helme anlegen und ſich auf ein rüſtiges Schlachtroß ſetzen. Dann ſoll mir der König ſein Schwert leihen mit dem goldenen Knaufe und ich will damit auf die Helme ſchlagen, wo ſie am feſteſten ſind und die Halsberge

und Helme mit ihren Edelſteinen zerſpalten ſammt dem Filz und dem Sattel des ſtarken Roſſes. Und wenn ich das Schwert noch auf die Erde fallen laſſe, ſo ſoll es ſo tief einſinken, daß kein Menſch bei ſeines Leibes Leben es wieder herausgraben mag.

Bei Gott, ſprach der Horcher in ſeinem Sinn, Ihr ſeid ſtark und ſtämmig genug dazu, aber der König Hugo war ein rechter Thor, daß er Euch Herberge verlieh. Höre ich Euch dieſe Nacht noch mehr ſolcher Tollheiten reden, ſo ſollt Ihr mir morgen vor Tag von hinnen!

Darauf ſprach der Kaiſer: Jetzt ſag du einen Scherz, ſchöner Neffe Roland!

Gerne, Herr, ganz wie Ihr befehlt, ſprach dieſer. So ſaget denn dem König Hugo, daß er mir ſein Hifthorn leihe! Damit will ich hinaus gehen auf die Haide, und darein ſtoßen. Und mein Athem iſt ſo ſtark, und mein Hauch ſo gewaltig, daß in der ganzen großen und weiten Stadt kein Thor noch Pfoſten aufrecht bleiben, und Stahl und Eiſen, ſo feſt und ſchwer es auch ſein mag, an einander klappern ſoll. König Hugo iſt zwar ein ſtarker Recke, aber wenn er ſich mir entgegen ſtellt, ſo mag er Acht haben, daß ich ihm nicht die Hare ſeines Bartes wegblaſe, und die großen Marderfelle, die er um den Hals gehängt hat, ſammt dem Hermelinpelz, der ihm über den Rücken hinabfällt.

Bei Gott, ſagte der Horcher, das iſt ein ſchlimmer Spaß. Wie thöricht war doch König Hugo, ſolche Leute aufzunehmen.

Nun kommt die Reihe an Euch, Herr Oliver, ſagte Roland freundlich.

Gerne, erwiederte der Graf, wenn Kaiſer-Karl es gut heißt. So ſoll mir der König ſeine blondharige Tochter geben, und uns in ihrer Kammer in Einem Bette ruhen laſſen; ſo will ich ihr in einer Nacht wohl hundertmal beweiſen, daß ich ein Mann bin; wo nicht, ſo will ich morgen den Kopf verlieren.

Bei Gott, ſagte der Horcher, Ihr werdet früher müde werden. Ihr habt große Schmach geredet, aber der König ſoll es wiſſen, und um ſeine Liebe wird es für Euch geſchehen ſein.

Nun, Herr Erzbiſchof, wollt Ihr nicht auch Theil haben an unſerm Scherz?

O wohl, ſprach Turpin, wenn der Kaiſer es befiehlt. Mir ſoll morgen der König drei der beſten Roſſe, die in der Stadt ſind, herführen, und ſie da draußen auf der Haide umherjagen. Wenn ſie dann im vollſten Rennen ſind, komme ich eilig daher geritten, ſpringe über zwei von den Roſſen hin und ſetze mich auf das dritte. Dabei will ich vier große Äpfel in der Hand halten und ſie in die Höhe werfen, während die Roſſe immer weiter rennen; und wenn ich einen einzigen nicht wieder auffange, ſo mag Kaiſer Karl mein Herr mir die Augen aus der Stirne bohren laſſen!

Nun, ſprach der Horcher, ſolch ein Scherz iſt gut und ſchön; er hat doch meinen Herrn nicht beſchimpft.

Darauf ſprach Wilhelm von Orange: Ihr Herren, nun

höret mich! Seht dieſe Kugel hier aus feinem Gold und Silber! Tag meines Lebens ſah ich keine größere. Wohl dreißig Männer möchten umſonſt verſuchen, ſie zu heben, und mögen ſie nicht von der Stelle rücken; aber morgenden Tages will ich ſie mit meiner einen Hand aufnehmen und mitten durch den Pallaſt hinrollen, ſo daß das Gemäuer auf mehr als vierzig Ruthen weit zu Grunde geht.

Bei Gott, ſprach der Horcher, das werdet Ihr nicht thun! Aber möge den König alle Schmach treffen, wenn er Euch nicht den Verſuch machen läßt! Ehe ihr morgen in eure Kleider kriecht, ſoll er alles erfahren.

Darauf ſprach der Kaiſer: Nun mag Oger der Dänenherzog ſeinen Scherz losgeben, ob er ſo viel ausrichten kann!

Gerne, ſprach der Baron, wenn Ihr es erlaubt. Wißt ihr jenen Pfeiler, auf dem der Pallaſt ruht, der heute früh vor euren Augen ſich hin und wider drehte? Morgen ſollt ihr mich ihn in meine kräftigen Arme faſſen ſehen, und er iſt nicht ſo ſtark, daß ich ihn nicht zerbrechen, den Pallaſt umſtürzen und zu Boden ſchmeißen ſollte. Wer ſich dabei betreffen läßt, dem ſtehe ich nicht für ſein Leben, und wenn der König kein Narr iſt, ſo macht er ſich davon und verſteckt ſich.

Bei Gott, ſprach der Horcher, dieſer Mann iſt verrückt. Möge der Himmel Euch bewahren, dieſen Scherz zu beginnen. Aber der König war nicht klug, Euch zu beherbergen.

Da ſprach der Kaiſer: Nun redet Ihr, Herzog Naimes!

Gerne, ſprach der Baron mit dem grauen Hare. Saget

zu dem König Hugo, daß er mir morgen ſeinen braunen Halsberg leihe, den will ich anziehen und ſo eilends davon laufen, daß die ſtählernen Maſchen eine um die andere herabfallen, als wären ſie von Stroh.

Bei Gott, ſprach der Horcher, der Alte hat noch ſtarke Nerven zu ſeinem grauen Har.

Da ſprach der Kaiſer: Nun redet Ihr, Herr Beranger!

Gerne, ſprach der Graf, wenn Ihr es gebietet. Der König ſoll von allen Rittern Schwerter entleihen und ſie in den Boden graben laſſen bis an das goldene Gefäß, die Spitzen aber ſollen aufwärts hervorſchauen. Sodann will ich auf den höchſten Thurm hinaufſteigen, und mich auf die Schwerter herabſtürzen. Da ſollt ihr Eiſen raſſeln und Degen brechen hören. Einer ſoll am andern zerſchellen, aber ihr ſollt nicht finden, daß eine einzige Spitze mein Fleiſch berührt, meine Haut geritzt oder gar verwundet habe.

Bei Gott, ſprach der Horcher, dieſer Menſch iſt verrückt. Wenn er ſolchen Scherz ausführt, muß er von Stahl und Eiſen ſein.

Da ſprach der Kaiſer, Herr Bernhard, nun redet Ihr!

Gerne, ſprach der Graf, wenn Ihr es befehlet. Wißt ihr das große Waſſer, das in jener Furth tobt? Morgen will ich es ganz aus ſeinem Bette leiten und die Felder damit überſchwemmen. Ihr möget es alle mit anſehen! Alle Keller in der Stadt will ich füllen, und das Volk des Königs Hugo baden und erſäufen, ſo daß er ſelbſt ſich auf den höch-

ſten Thurm flüchten muß, und nicht eher wieder herab kann, als ich es ihm erlaube.

Bei Gott, ſprach der Horcher, dieſer Mann iſt verrückt, und König Hugo war nicht klug, daß er euch Herberge gewährte. Aber morgen vor Tag ſollt ihr alle euren Abſchied haben!

Da ſprach der Graf Bertram: Nun ſoll auch mein Oheim ſeinen Scherz ſagen!

Von Herzen gerne, ſprach Ernalz von Girunde. Der König ſoll vier Laſten Blei nehmen, und alles in Keſſeln ſchmelzen laſſen, ſodann in eine große, tiefe Kufe ſchütten, ſo daß ſie voll wird bis an den Rand. Da will ich hineinſpringen. Wenn dann das Bei geſtanden, und feſt geworden iſt, ſo ſollt ihr mich herausſpringen und die Maſſe zertheilen und zerbrechen ſehen. In der Kufe aber ſoll nicht eines Strohhalms ſchwer übrig bleiben.

Das iſt ein wunderlicher Scherz, ſagte der Horcher; nie in meinem Leben hörte ich von einem Menſchen mit ſo hartem Fleiſch. Wahrlich, der muß auch von Stahl und Eiſen ſein, wenn er dieſen Scherz ausführt.

Da ſprach der Kaiſer: Nun redet Ihr, Herr Aimer!

Gerne, ſprach der Graf, wenn Ihr es befehlet. Ich beſitze einen Hehlmantel, der aus einem großen Seefiſche gearbeitet iſt, den will ich morgen über mich anziehen, wenn König Hugo zu Tiſche ſitzt und ihm ſeine Fiſche und ſeinen Meth vor den Augen verzehren. Dann komme ich hinter ihm her und gebe ihm einen ſolchen Schlag auf den Kopf, daß

er vorwärts auf den Tiſch fährt; auch ſollt Ihr ſehen, wie ich ihn beim Bart zupfe und rauſe.

Bei Gott, ſprach der Horcher, dieſer Menſch iſt verrückt, und der König Hugo war nicht klug, euch Herberge zu verleihen.

Nun redet Ihr, Herr Bertram! ſprach der Kaiſer ſofort.

Gerne, ſprach der Graf, wenn es Euch gefällt. Entlehnt mir morgen früh drei ſtarke feſte Schilde, und ich will draußen auf eine alte hohe Fichte ſteigen. Da ſollt ihr dann ſehen, wie ich ſie alle zugleich in die Luft werfe und fliegen laſſe und dabei ſo laut ſchreie, daß ich vier Meilen in der Runde alle Hirſche und Rehe in dem Walde aufſcheuche und keine Hindin, kein Fuchs oder Damhirſch auf der Stelle bleibt.

Bei Gott, ſprach der Horcher, das iſt ein ſchlechter Spaß. Wenn den König Hugo erfährt, wird er wenig davon erfreut ſein.

Nun redet Ihr, Herr Genin! ſprach der Kaiſer Karl.

Gerne, erwiederte der Graf. Bringt mir morgen, daß jedermann es ſehe, einen ſtarken und geraden Wurfſpieß auf den Platz, groß und ſchwer; ein gemeiner Mann ſoll ihn herbei ſchleppen! Der Schaft ſoll von Apfelholz, und das Eiſen daran eine Elle lang ſein! Dann legt mir ganz oben auf den Thurm, auf den marmornen Pfeiler, zwei Pfennige, den einen auf den andern, ſo will ich eine Meile weit weggehen, und den Sper ſchleudern. Da gebt denn wohl Acht, denn einen der Pfennige will ich vom Thurme ſacht und ſanft

herabſchießen, ohne daß der andere ſich bewegt. Zu gleicher Zeit will ich ſo ſchnell und gewandt herbeirennen, daß ich mit beiden Füßen wieder auf der Schwelle des Sales ſtehe, ehe der Pfennig auf den Boden gelangt.

Bei Gott, ſprach der Horcher, dieſer Scherz iſt ſo viel werth, als drei von den andern, zumal da er meinen Herrn den König nicht verunehrt.

Als die Grafen ſich ſo in Scherzen überboten hatten, ſchliefen ſie ein; der Horcher aber, der alles vernommen, ſchlich ſich aus dem Gemache und kam an die Thüre des Zimmers, in welchem König Hugo lag. Er fand ſie angelehnt, und trat zu ihm vor das Bette.

Sobald der König ihn erblickte, ſprach er eilends zu ihm: Nun wie geht es mit den Franken und dem wildblickenden Karl? Hörteſt du ſie ſprechen, ob ſie bei mir bleiben wollen?

Bei Gott, ſprach der Horcher, daran haben ſie nicht gedacht. Aber über Euch haben ſie dieſe Nacht genug geſcherzt und geſpottet.

Und damit erzählte er ihm alles, was er gehört hatte.

Als der König Hugo das vernommen, ward er ſehr zornig und entrüſtet, und ſprach: Meiner Treu, Karl hat ſehr thöricht gehandelt, leichtſinnig über mich zu ſpotten, da ich ſie doch heute Nacht in meinem marmornen Gemach beherbergte. Wahrlich, wenn ſie nicht alle die Scherze ausführen, wie ſie geſprochen, ſo will ich ihnen die Köpfe abſchlagen mit meinem blanken Schwert.

Da bot er von ſeinen Mannen wohl hunderttauſend auf, und befahl ihnen, wohl bepanzert, in Mäntel gehüllt und

mit dem blanken Schwerte umgürtet, im Pallaſte zu erſcheinen, und ſich ihm zur Seite zu ſtellen. Als die Meſſe zu Ende war, kam Karl aus dem Münſter, und mit ihm die zwölf Fürſten, ſein ſtolzes Geſinde. Der Kaiſer, der als der Mächtigſte voranſchritt, trug einen Ölzweig in der Hand.

Aber als König Hugo ihn erblickte, rief er ihm ſchon von Weitem tadelnd zu: Karl, warum habt ihr über mich geſpottet und gehöhnt? Herbergte ich euch doch in meinen köſtlichen Gemächern, und war ſolcher Leichtfertigkeit von euch nicht gewärtig. Wahrlich, wenn ihr jetzt die Scherze nicht ausführt, wie ihr ſie geſprochen, ſo ſchlage ich euch die Köpfe ab mit meinem blanken Schwert.

Als der Kaiſer ſolches hörte, war er in Beſorgniß, blickte um nach den Franken, ſeinem ſtolzen Geſinde, und ſprach: Vom Wein und Meth waren wir heute Nacht alle trunken. Mich däucht, der König hatte einen Lauſcher in dem Zimmer verborgen. So ſprach er auch zu dem König: Ihr habt uns heute Nacht beherbergt und uns viel Meth und ſüßen Wein eingeſchenkt. Nun iſt es Brauch in Frankreich, zu Paris und zu Chartres, wenn die Männer zu Bette gehen, daß ſie unter ſich ſcherzen und ſpaßen, und allerlei Thorheit und Narrentheidungen vorbringen. Doch ſeid Ihr mit dieſen Worten nicht zufrieden, ſo laßt mich Rückſprache nehmen mit meinen tapfern Baronen, und ich will Euch ſogleich Antwort ertheilen zu Eurer Genugthuung.

Bei meinem Worte, ſprach der König Hugo, und bei meinem weißen Bart! die Schmach, die ihr über mich er-

goſſen, iſt allzugroß, und bis ihr von mir ſcheidet, will ich euch das Scherzen vertreiben.

Kaiſer Karl wandte ſich um, und mit ihm die zwölf Fürſten, und ſie gingen auf die Seite unter eine alte Halle, um Rath zu halten.

Ihr Herren, ſprach der Kaiſer, uns iſt Unheil widerfahren, der Meth und ſüße Wein hat uns trunken gemacht, und wir ſchwatzten mancherlei Dinge, die nicht hätten ſein ſollen.

Darauf ließ er die Heilthümer herbeibringen. Alle warfen ſich in Gebeten vor denſelben nieder, ſchlugen an ihre Bruſt und ſprachen: Mea culpa! mea culpa! und baten Gott den allmächtigen im Himmel, daß er ſie heute errette von König Hugo dem ſtarken, der ihnen ſo grimmig zürnte.

Alsbald erſchien ein Engel, von Gott geſandt, trat zu dem Kaiſer, hob ihn auf, und ſprach: Fürchte dich nicht, Karl! Das gebietet dir der heilige Chriſt. Die Scherze, die ihr heute Nacht geſprochen, waren frevelntlicher Übermuth, und ihr ſollt hinfort nicht mehr über irgend einen Menſchen ſpotten! Aber für diesmal laßt ſie kühnlich beginnen, was ſie geredet, und keinem ſoll ſein Werk mißlingen.

Als der Kaiſer ſolches vernommen, war er fröhlich und guter Dinge; er richtete ſich auf, reckte die Hand aus, bekreuzte ſein Haupt und ſprach zu den Franken: Seid ohne Furcht und kommt mit mir vor König Hugo in den Pallaſt!

Als ſie daſelbſt angekommen waren, ſprach Karl zu dem König: Herr, ich kann nicht verhalten, Euch zu ſagen, was

ich denke. Ihr habt uns heute Nacht in Eurer Kammer beherbergt und manche von uns durch Wein und Meth trunken gemacht, und als Ihr von uns schiedet, uns große Schmach angethan, denn Ihr habt in unſerm Gemach einen Aufpaſſer zurückgelaſſen. Wir aber wiſſen ein Land, deſſen Brauch Euch ob ſolcher That mit der Strafe des Treubruchs belegen würde. Doch, wie dem auch ſei, wir wollen ausführen, was wir geſprochen, und keiner ſoll zurückbleiben! Ihr mögt nur auswählen, wer beginnen ſoll!

Da ſprach Hugo der ſtarke, und er traf keine ſchlechte Wahl: Hier ſteht Oliver, der ſich großer Schmach vermeſſen wider meine Tochter. Wahrlich, ich will ſie ihm übergeben, daß er verſuche, wie er ſein tollkühnes Wort erfülle. Doch wenn es ihm nicht gelingt, ſo ſchlage ich ihm den Kopf ab mit meinem blanken Schwert, und auch Eure andern Mannen ſollen der Strafe nicht entgehen.

Kaiſer Karl lachte, und vertraute auf die wunderbare Hilfe. Sie überließen ſich nun den Tag über allerlei Freude, Spiel und Ergetzung, auch wurde ihnen nichts verſagt, was ſie verlangten. Als aber die Nacht kam, und alles zur Ruhe gegangen war, ließ der König ſeine Tochter in ſein Gemach bringen, das mit Teppichen und Vorhängen reich ausgeſtattet war, und des Mägdleins weiße Haut glänzte dagegen, wie eine Lilie im Sommer.

Wie nun Oliver lächelnd eintrat, zitterte die Jungfrau, doch war ſie artig gegen ihn und ſprach freundlich: Herr, ſeid Ihr aus Frankreich gekommen, um uns Weiber zu tödten?

Oliver aber entgegnete: Fürchtet Euch nicht, ſchöne Freundin! Wenn Ihr mir trauen wollt, ſo ſoll Euch kein Unheil widerfahren.

Darauf bat ſie ihn inſtändig, daß er ihr keine Schmach anthue und all ihre Freude vernichte. Aber er beruhigte das Mägdlein, und küßte und herzte ſie vielfach bis an den Morgen. Davon war ſie ſo erfreut, daß ſie ſeine Küſſe zu zählen vergaß und, als des andern Tages ihr Vater ſie zu ſich rief und nach der Zahl derſelben fragte, antwortete, daß er ihr deren wohl hundert gegeben; und man frage nicht, ob der König darüber erzürnt war!

Er kam in den Pallaſt, wo Kaiſer Karl ſaß, und ſprach zu ihm: Der erſte iſt gerettet, aber bei Gott! das muß ein Zauberer ſein. Doch laßt mich nun auch von den andern erfahren, ob ſie Lüge geſprochen oder Wahrheit!

Alſo redete der König, ſchmerzlich betrübt über die Ausführung des Scherzes, und Karl ſprach zu ihm: Iſt der erſte gerettet, und wollt Ihr von den andern erfahren, ob ſie eben ſo thun werden, ſo mag der beginnen, den Ihr auswählen wollt.

So komme denn Wilhelm, der Sohn des Grafen Ameri! ſprach König Hugo. Er nehme die Kugel, die in dem Gemache liegt, und rolle ſie weg, wie er geſtern Nacht geſprochen. Wo nicht, ſo ſchneide ich ihm den Kopf ab mit meines Schwertes Stahl; und die zwölf Fürſten ſind alleſammt verloren.

Sobald Graf Wilhelm bemerkte, daß die Reihe an ihm

ſei, warf er den Mantel von Biberpelz, den er um den Hals gehängt hatte, von ſich, und gieng nach dem Gemache, wo die Kugel lag. Mit einer Hand hob er ſie auf, ſchleuderte ſie kräftig, und ſie rollte dahin vor aller Augen, und warf das Gemäuer auf mehr als vierzig Ruthen weit nieder. Doch geſchah das nicht durch ſeine Kraft, ſondern durch die Kraft Gottes und aus Liebe zu Kaiſer Karl, der ſie hierher geführt hatte.

König Hugo aber blickte betrübt auf ſeinen zerſtörten Pallaſt hin, und ſprach zu ſeinen Mannen: Das iſt ein ſchlimmer Spaß. Meiner Treu! das iſt weder hübſch noch artig. Es müſſen Zauberer ſein, die zu uns gekommen ſind, um mein Land und alle meine Lehen an ſich zu reißen. Doch will ich auch noch von den andern erfahren, ob ſie ſo thun werden, und wenn einer fehlt, bei dem allmächtigen Gott! ſo laſſe ich ſie an dieſe Fichte aufknüpfen, alleſammt an einen ſtarken Aſt; da mögen ſie denn im Winde baumeln.

Wollt Ihr noch mehr ſolcher Scherze, Herr? ſprach Karl. Ihr dürft nur wählen, wer beginnen ſoll.

Da ſprach Hugo der ſtarke: Seht hier Bernhard, den Sohn des Grafen Aimer, der ſich berühmte, das große Waſſer, das dort im Thale brauſt, aus ſeinem Bette zu treiben und in die Stadt nach allen Seiten hin zu leiten, ſo daß ich ſelbſt auf den höchſten Pallaſt ſteigen müſſe, und nicht eher herunter könne, bis er es erlaube.

Als nun der Graf Bernhard vernahm, daß er ſein Werk beginnen müſſe, ſprach er zu Karl: Herr, bittet Gott für mich!

Damit lief er an das Waſſer, und bekreuzte die Wellen. Und der allmächtige Gott im Himmel that ein ſeltenes Wunder, und ließ die große Fluth aus ihrem Bette treten, die Felder überſtrömen und in die Stadt bringen, wo ſie alle Gewölbe und Keller füllte, und das Volk des Königs Hugo badete und erſäufte: der König ſelbſt floh eiligſt auf den höchſten Thurm. Karl aber und die zwölf Fürſten hatten eine alte Fichte erklettert, ſchauten ruhig zu, was geſchah und baten Gott, daß er Erbarmen mit ihnen habe. Da hörten ſie den König Hugo auf dem Thurme klagen und jammern, er verſprach dem Kaiſer alle ſeine Schätze zu geben, ihn nach Frankreich zu geleiten, ſein Dienſtmann zu werden, und ſein Reich von ihm als Lehen zu nehmen. Als ſolches der Kaiſer vernahm, erbarmte ihn deſſelben, denn gegen Demuth ziemt ſich Erbarmen zu haben, und er bat den heiligen Chriſt, das Gewäſſer zurück zu treiben. Das that denn auch Gott der allmächtige aus Liebe für den großen Karl. Das Waſſer trat aus der Stadt zurück, lief über die Ebene hin und ſtrömte wieder in ſein Bette, ſo daß die Ufer voll wurden.

Nun konnte der König wieder vom Thurme herabſteigen, er kam zu Karl unter den Baum und ſprach: In Wahrheit, mein ächter Kaiſer, ich weiß, daß Gott dich liebt. So will ich denn dein Dienſtmann werden und mein Reich von dir zum Lehen nehmen, meine Schätze will ich dir geben, und dich hingeleiten nach Frankreich.

Wollt Ihr noch mehr der Scherze, Herr? ſprach Kaiſer Karl.

Aber Hugo der ſtarke entgegnete: Für dieſe Woche nicht, denn wenn alle vollführt werden, ſo bleibt mir kein Tag mehr übrig, um mich zu beklagen.

So ſeid Ihr denn, ſprach Kaiſer Karl zu König Hugo dem ſtarken, von nun an mein Dienſtmann, und alle unſere Leute ſind deß Zeugen. Aber heute laßt uns große Feſte veranſtalten und Ritterſpiel und Ergetzung, und mit einander Goldkronen auf dem Haupte tragen. Euch zu Liebe bin ich bereit, die meinige aufzuſetzen.

Und ich die meinige, ſprach Hugo, wenn Ihr es begehrt. So wollen wir feierlichen Umzug halten in dem Kloſter.

Dies geſchah, und Karl trug ſeine große goldene Krone, die um einen vollen Fuß und drei Zoll höher war, als die des Königs Hugo.

Als die Franken ſolches ſahen, da ſprachen ſie alle mit Einer Stimme: Unſere Frau, die Königin, hat unrecht und thöricht geredet. Kaiſer Karl iſt ein tapfrer Herr, und führt große Thaten aus, und wir kommen in kein Land, das nicht uns unterthan würde.

So trug Kaiſer Karl Krone in Conſtantinopel und König Hugos Krone war niederer, als die ſeine, und die Franken, die ſolches ſahen, konnten nicht aufhören über das Unrecht der Königin zu ſprechen, die irgend einen Ritter ſo hoch ſchätzen mochte, als ihren Gemahl. Bei dem Umzug, den ſie in dem ganzen Kloſter hielten, hatte auch die Frau des Königs Hugo ihre Krone auf und führte an der Hand ihre Tochter, die blonde. Sobald Oliver dieſe erblickte, trat er

an ihre Seite, ſprach gerne mit ihr, betrug ſich höflich und freundlich gegen ſie, und hätte ſie gerne geküßt; doch wagte er es nicht von ihres Vaters wegen. Nachdem ſie durch das Kloſter gegangen waren, traten ſie in die Kirche. Der Erzbiſchof Turpin, als Ordensmeiſter, ſang daſelbſt die Meſſe, und die Barone brachten ihre Gaben dar. Hierauf giengen ſie in den Pallaſt und waren ſehr erfreut. Bald wurde das Eſſen bereitet, die Tafeln gedeckt und alles gieng zum Mahle. Nichts, was ſie verlangten, wurde ihnen verweigert, und Speiſe fand ſich in Menge, Wildbrät von Hirſchen und Schweinen, Kraniche und wilde Gänſe und Pfauen mit Pfeffer. Auch brachte man ihnen Meth und ſüßen Wein, und Spielleute ſangen, fiedelten und harften.

Bei dem Eſſen ſprach König Hugo der ſtarke zu Kaiſer Karl: Alle meine Schätze ſind Euch überlaſſen. Mögen die Franken davon nehmen, ſo viel ſie tragen können.

Der Kaiſer aber entgegnete: Laßt mir alles das! Ich will von Euren Schätzen auch nicht einen Heller nehmen. Meine Leute haben ſchon ſo viel von meinem Eigenen, daß ſie kaum es zu tragen vermögen. Doch jetzt laßt uns Abſchied nehmen, denn wir müſſen ſcheiden!

Hugo der ſtarke ſprach: Ich wage nicht, Euch aufzuhalten.

Man führte ihnen ſofort ihre Thiere vor die marmornen Treppen, wie der Kaiſer befohlen hatte. Darauf küßten ſie ſich und befahlen ſich Gott. Noch ſaßen die Franken bei Tiſch, doch dachten ſie an die Abfahrt, denn die Thiere wa-

ren ſchon für ſie bereit. Darauf ſaßen ſie auf und ſchieden frohen Muthes von dannen.

Nun eilte die Tochter des Königs Hugo in vollem Laufe auf Oliver zu, ergriff den Schos ſeines Mantels und rief: Euch habe ich mein Herz und meine Liebe zugewandt. Nehmt mich mit nach Frankreich! Ich will Euch begleiten.

Schöne Jungfrau, ſprach Oliver, meine Liebe laſſe ich Euch hier, aber ich muß jetzt fort nach Frankreich mit Karl, meinem Herrn.

So ſchieden die Barone von dannen, hocherfreut, daß Karl ohne Feldſchlacht ein ſolches Reich gewonnen hatte. Sie zogen durch viele fremde Reiche und Lande und kamen nach Paris, der guten Stadt. Drauf giengen ſie nach St. Denys und traten in die Kirche, wo Karl ſich betend niederwarf. Als er ſein Gebet vollendet hatte und wieder aufgeſtanden war, legte er den Nagel und die Dornenkrone auf den Altar nieder, die andern Heilthümer aber vertheilte er in ſeinem Reiche. Nun kam auch die Königin und fiel ihm zu Füßen. Aber der Kaiſer hatte ſeinen Groll gegen ſie vergeſſen dem heiligen Grab zu Liebe, vor dem er in Anbetung niedergeſunken war.

Digitized by Google

Roland.

König Karl, der große Kaiſer, war ſieben volle Jahre in Hiſpanien und eroberte bis an das Meer das ſtolze Reich. Keine Feſte hielt vor ihm Stand, keine Mauer noch Stadt war, deren Thore er nicht erbrochen hätte, außer Saragoſſa, das hoch auf einem Berge liegt. König Marſilies hatte dieſe Stadt inne, der Heide, der den wahren Gott nicht kannte, ſondern Mahomet und Apollin anbetete, weßhalb er denn auch das Unheil nicht von ſich abwehren konnte. Als Karl ſich dieſer Stadt näherte, gieng König Marſilies in einen ſchattigen Baumgarten, ließ ſich auf eine Treppe von weißem Marmor nieder, und verſammelte um ſich mehr als zwanzigtauſend Mann. Da ſprach er zu ſeinen Herzogen und Grafen: Ihr wißt, ihr Herren, welche Plage des Himmels auf uns laſtet. Kaiſer Karl iſt aus dem holden Frankreich in unſer Land gekommen, um uns zu beſchämen. Ich habe kein Heer, um ihm eine Schlacht zu liefern, und keine Schaaren, die die Reihen ſeines Kriegsvolks durchbrechen. Rathet mir als meine treuen Mannen, und helfet mir von Schmach und Tod!

Auf dieſe Rede waren ringsum Alle ſtumm, bis Blancandrin von Valſunde ſich vernehmen ließ. Er war einer

der tapferſten Heiden, ein treuer wackerer Dienſtmann, dem daran gelegen war, ſeinem Herrn zu helfen, und er ſprach zum König: Seid ohne Sorgen, Herr! Entbietet dem ſtolzen übermüthigen Karl Eure Freundſchaft und Eure Dienſte! Sendet ihm Bären, Löwen und Hunde, ſiebenhundert Kamele und tauſend abgerichtete Falken! Laßt für ihn vierhundert Maulthiere mit Gold und Silber beladen und außerdem fünfzig Wägen, damit kann er ſeine Krieger bezahlen; und da er ohnedies ſchon lange in dieſem Lande verweilt hat, wird er gern nach Achen in Frankreich zurückkehren. Ihr verſprecht ihm, auf das Feſt St. Michaels zu folgen, das Geſetz der Chriſten anzunehmen und ſein Dienſtmann zu werden aufrichtig und in Ehren. Will er Geiſel, ſo ſendet Ihr ihm, um ihn zu verſichern, zehn bis zwanzig unſrer Neffen oder der Söhne unſerer Weiber. Gleich biete ich Euch dazu meinen eigenen Sohn an, und wäre er auch des Todes. Weit beſſer iſt es doch, ſie verlieren ihre Köpfe, als daß wir Ehren und Würden verlieren, und uns gezwungen ſehen, unſer Brod zu betteln. Bei dieſer meiner Rechten, und bei dem Barte, der mir auf die Füße herab fällt, Ihr werdet das Frankenheer in Kurzem verſchwinden ſehen, und ſie werden heimziehen in ihr Land. Dort zerſtreuen ſie ſich, jeder nach ſeiner Behauſung. Karl geht nach Achen und hält auf St. Michael ein großes Feſt. Der Tag wird kommen, und die Friſt verſtreichen, und er wird keine weitere Kunde von uns erhalten. Der König iſt ſtolz und wilden Gemüths, und wird unſern Geiſeln die Köpfe abſchlagen laſſen. Aber weit beſſer iſt es

doch, daß ſie ihre Köpfe, als daß wir das ſchöne ſonnenhelle Hiſpanien verlieren, und nichts als Leid und Ungemach erdulden.

Da ſprachen die Heiden: Das mag wohl geſchehen!

Damit ſchloß König Marſilies ſeine Rathsverſammlung, und rief zehn der ſchlimmſten ſeiner Barone zu ſich, um weiter mit ihnen zu verhandeln, Clarun von Balaguet, Eſtamarin und Eudropin, Priamus und Guarlan im Bart, Machiner und ſeinen Oheim Maheu, Jouner und Malbien aus Morgenland, dazu Blancandrin, und ſprach zu ihnen: Ihr Herren, geht zu Kaiſer Karl vor die Stadt Cordoba, die er belagert, nehmt Ölzweige in eure Hand, zum Zeichen des Friedens und der Unterwürfigkeit, und ſucht mir in Erfahrung zu bringen, ob ihr ihn beſchwichtigen könnt. Dafür will ich euch Gold und Silber in Menge geben, auch Land und Lehen, ſo viel ihr wollt.

Da ſprachen die Heiden: Deß haben wir genug.

Nun ſo geht hin, ſprach König Marſilies zu ſeinen Mannen, traget Ölzweige in eurer Hand, und ſagt zu Kaiſer Karl in meinem Namen, daß er Erbarmen habe mit mir, und daß ich, ehe ein Monat vergeht, mit tauſend meiner Getreuen ihm folgen, den chriſtlichen Glauben annehmen und ſein Dienſtmann werden will in Liebe und Treue. Verlangt er Geiſel, ſo ſoll er ſie haben.

Da ſprach Blancandrin: Auf ſolche Weiſe wird es Euch gelingen.

Hierauf ließ Marſilies zehn weiße Maulthiere herführen,

welche ihm der König von Suatilien übermacht hatte. Die Zügel derſelben waren mit Gold, die Sattel mit Silber belegt. Dieſe Thiere beſtiegen die, welche die Botſchaft ausführen ſollten, ſie trugen Ölzweige in der Hand, und kamen zu König Karl, dem Beherrſcher der Franken, der ſich nicht ganz vor ihrer Liſt zu behüten wußte. Der Kaiſer war eben hoch erfreut, denn er hatte Cordobas Mauern geſprengt, und ſeine Thürme mit den Sturmböcken niedergeworfen. Die fränkiſchen Ritter hatten große Beute gemacht an Gold und Silber und reichen Gewanden; und in der Stadt war kein Heide mehr, der nicht erſchlagen oder Chriſt geworden wäre. Der Kaiſer ſaß in einem großen Garten, und bei ihm Roland und Oliver, der Herzog Samſon und Anſeis der ſtolze, Gottfried von Anjou, der königliche Bannerträger, auch Gerin und Gerard. Außerdem waren noch wohl fünfzehntauſend ritterliche Söhne des holden Frankreichs bei ihnen, die auf weißen Teppichen umherſaßen. Die Alten und Geſetzten ſpielten Brett oder Schach zu ihrer Ergetzung, und die muntern Jungen erfreuten ſich an Kampfſpielen. Unter einer großen Fichte, zur Seite eines blühenden Roſenſtrauchs hatten ſie einen Lehnſtuhl aus purem Golde aufgeſtellt. Da ſaß der König, der das holde Frankreich beherrſchte, mit ſeinem weißen Bart und weißen Haupt, dem edlen Körper und der ſtolzen Haltung, ſo daß wer ihn ſuchte ihn ohne lang zu fragen alsbald erkannte. Hier ſtiegen die Boten von ihren Thieren und grüßten ihn freundlich und wohlwollend. Blancandrin redete zuerſt und ſprach alſo: Möge der glorreiche Herr im

Himmel Euch ſegnen, den Ihr anbetet! Das wünſcht Euch König Marſilies, der tapfere Held. Er hat das Geſetz des Heils vielfach erforſcht und will Euch nun von ſeiner Habe geben, was Ihr wollt, Bären und Löwen und Jagdhunde an der Koppel, ſiebenhundert Kamele und tauſend abgerichtete Falken, vierhundert Maulthiere mit Gold und Silber bepackt, dazu fünfzig Wägen, die ihr wegführen laſſen könnt. Darunter ſollen ſo viele köſtliche Münzen ſein, daß Ihr Eure Kriegsleute reichlich belohnen mögt. Lange ſeid Ihr in dieſem Lande geweſen; nun mögt Ihr wohl nach Achen in Frankreich zurückkehren. Dahin will er Euch folgen, ſo ſpricht mein Gebieter.

Der Kaiſer erhob ſeine Hände zu Gott, ſenkte darauf ſein Haupt und begann nachzuſinnen. So hielt er lange ſein Haupt geneigt, denn er war nicht vorſchnell mit ſeinen Worten, vielmehr war ſeine Gewohnheit nur langſam und mit Muße zu reden. Endlich richtete er ſich mit finſterer Miene auf und ſagte zu den Boten: Ihr habt gar wohl geſprochen, aber der König Marſilies iſt mein heftiger Feind, und wie weit darf ich den Worten trauen, die Ihr geredet habt?

Er ſichert es Euch durch Geiſel zu, ſprach der Sarazene. Ihr ſollt deren zehn, fünfzehn, ja zwanzig haben, und ich will Euch meinen eigenen Sohn darunter geben; einen edlern werdet Ihr nicht finden. Seid Ihr zu Achen in Eurem kaiſerlichen Pallaſte am großen Feſte St. Michaels, ſo wird Euch mein Gebieter daſelbſt heimſuchen, und will durch das Bad, das Gott für Euch bereitet hat, ein Chriſt werden.

Karl antwortete: Noch iſt für ihn Heil.

Es war ein ſchöner Abend und die Sonne leuchtete hell. Da ließ Karl die zehn Thiere der Boten in den Stall bringen; aber in dem großen Garten wurde ein Zelt aufgeſchlagen, wo die Gäſte beherbergt und von zwölf Knechten gut bedient wurden. Daſelbſt blieben ſie bis der Tag anbrach. Der Kaiſer ſtand frühe auf, hörte das heilige Amt und die Frühmeſſe, und begab ſich dann unter eine Fichte, wohin er auch ſeine Barone zur Berathung beſchieden hatte; denn mit ſeinen Franken mochte er gern alles verhandeln. Dahin kamen denn der Herzog Oger und der Erzbiſchof Turpin, Richard der alte und ſein Neffe Heinrich, der biedere Graf Acelin von Gascogne, Tebbald von Rheims und Milun, ſein Vetter, auch Gerard und Gerin, mit ihnen der Graf Roland und der artige Oliver, und außerdem noch mehr als tauſend edle Franken. Auch Ganelon war unter ihnen, der Verräther, deſſen frevle That jetzt bald zu Tage kommen wird. Ihr Herren, ſprach Kaiſer Karl, der König Marſilies hat mir Boten geſandt, und verſpricht mir reiche Gaben zu geben, Bären und Löwen und Jagdhunde, ſiebenhundert Kamele und tauſend abgerichtete Falken, vierhundert Maulthiere, mit arabiſchem Golde beladen, und mehr als fünfzig Wägen; aber er heißt mich nach Frankreich heimkehren, und will mir nach meiner Stadt Achen folgen, unſern ſeligmachenden Glauben annehmen, und als Chriſt ſein Reich von mir als Lehen tragen. Doch weiß ich nicht, was ſeines Herzens Meinung iſt.

Die Franken ſprachen: Da müſſen wir wohl Acht haben.

Als der Kaiſer ſeine Rede vollendet hatte, erhob ſich der Graf Roland, und entgegnete dem König alſo: Trauet nicht dem Heiden Marſilies! Sieben volle Jahre ſind es, ſeit wir nach Spanien kamen, ich eroberte Euch Neapel und Commibles, ich habe Valterne und das Land Pine und Balasgued und Tuele und Sicilien in Beſitz genommen. Der König Marſilies aber betrug ſich ſtets als Verräther. Er ſchickte von ſeinen Heiden fünfzehntauſend; jeder trug einen Ölzweig in der Hand, und ſie meldeten Euch dieſelben Worte. Ihr zoget Eure Franken darüber zu Rathe, und einige ſtimmten Euch leichtgläubig bei. Ihr übergabet zwei Eurer Grafen dem Heiden, Baſan war der eine und der andere Baſilies; aber er ſchlug ihnen bei Haltilie die Köpfe ab. Darum bringt ihm Krieg, wie Ihr es unternommen! Führet Euren Heerbann gen Saragoſſa, und belagert die Stadt Euer Leben lang; ſo rächet Ihr würdig die, die er verrätheriſch umgebracht!

Der Kaiſer hielt ſein Haupt geſenkt, und ſtrich ſich langſam ſeinen Bart, und entgegnete ſeinem Neffen weder Gutes noch Böſes. Die Franken ſchwiegen alle, bis Ganelon aufſtand, vor den Kaiſer trat, und ſtolz ſeine Rede alſo begann: Glaubt nicht trügeriſchen Worten, weder von mir noch von andern, ſondern hört auf Euren Vortheil! Wenn König Marſilies Euch dieſes entbietet, daß er unterwürfig Euer Dienſtmann werden, ganz Spanien von Euch als Lehen nehmen, und unſern Glauben bekennen will, und einer Euch auffor-

dert, dieſen Antrag zu verwerfen, dem, Herr, iſt es gleich, welchen Todes wir ſterben. Dem Rath des Übermüthigen zu folgen, iſt nicht recht. Laſſen wir die Thoren, und halten uns an die Verſtändigen!

Nach ihnen kam Naimes, einer der beſten Vaſallen des Hofes, und ſprach zum König: Ihr ſehet ſelbſt ein, ob wahr iſt, was Euch Graf Ganelon geantwortet hat. Drum merkt auf ſeine Rede! Der König Marſilies iſt im Kriege beſiegt. Ihr habt ihm alle ſeine Schlöſſer genommen, mit Euren Sturmböcken ſeine Mauern zerbrochen, ſeine Städte verbrannt und ſeine Leute unterworfen. Wenn er Euch bittet Erbarmen mit ihm zu haben, ſo wäre es Sünde, ihm mehr zu thun, da er Euch durch Geiſel ſicher ſtellen will. Man darf dieſen großen Krieg nicht weiter treiben.

Die Franken ſprachen: Der Herzog hat recht geredet.

Ihr Herren Barone, ſprach der Kaiſer, wen ſenden wir nach Saragoſſa zu König Marſilies?

Herzog Naimes antwortete: Ich gehe, wenn es Euch gefällt. Gebt mir nur den Handſchuh und den Stab!

Der König entgegnete: Ihr ſeid ein weiſer Mann, bei meinem Bart! Ihr ſollt dieſes Jahr nicht ſo weit von mir gehen! Setzt Euch, bis man Euch zu reden auffordert!

Da fragte er wiederum: Ihr Herren Barone, wen können wir hinſenden zu dem Sarazenen, der Saragoſſa beherrſcht?

Roland antwortete: Ich kann wohl hingehen.

Das ſollt Ihr nicht thun, ſprach Oliver. Euer Sinn iſt

zu ſtolz und übermüthig. Ich trüge Bedenken, wenn man Euch erwählte. Doch wenn der König will, ſo kann ich wohl hingehen.

Der König antwortete: Schweigt ihr beide! Ihr ſollt den Fuß nicht auf ſeine Schwelle ſetzen. Bei dieſem Barte, den ihr ergrauen ſeht, die zwölf Fürſten kämen dort übel weg!

Da ſchwiegen die Franken, und alles umher war ſtille. Doch Turpin von Rheims erhob ſich aus der Schar, und ſprach zum König: Laß Eure edlen Franken gehen! Sieben Jahre ſeid Ihr in dieſem Lande geweſen, und wir haben viel Ungemach und Mühſal erduldet. Nun gebet mir, Herr, den Stab und den Handſchuh, und ich will zu dem Sarazenen in Hiſpanien gehen, und ſeine Willensmeinung erforſchen.

Unwillig erwiderte der Kaiſer: Setzt Euch auf Euren weißen Teppich und ſprecht nicht mehr, bis ich es Euch befehle!

Edle fränkiſche Ritter, fuhr Kaiſer Karl nach einer Weile fort, erwählt mir einen Baron meiner Mark, der zu Marſilies meine Botſchaft bringe!

Da ſprach Roland: Das ſei Ganelon, mein Stiefvater!

Die Franken ſprachen: Der kann es wohl ausrichten. Laßt ihn gehen! Ihr könnt es keinem verſtändigeren übertragen.

Graf Ganelon war darüber heftig aufgebracht, er warf ſeinen großen Mantel von Marderfell vom Hals, und ſtand im tüchenen Rocke da. Er hatte ein leuchtendes graues Auge,

ein ſtolzes Ausſehen, und ſein Leib war edel und breit gebaut. Wie er ſo daſtand, betrachteten alle verwundert ſeine Schönheit; er aber ſprach zu Roland: Du Thor, was wütheſt du? Wohl weiß es jedermann, daß ich dein Stiefvater bin. Ja und du haſt die Schuld, daß ich zu Marſilies gehen muß. Doch wenn mir Gott verleiht, daß ich von ihm wieder heimkehre, ſo will ich dir ſo kräftig Widerpart halten, daß du es all dein Leben ſpüren ſollſt!

Roland antwortete: Was ich höre iſt Übermuth und Tollheit. Das weiß wohl jeder, daß ich Drohung nicht achte. Aber ein verſtändiger Mann muß dieſe Botſchaft ausführen; und wenn der König will, thue ich es an Eurer Statt.

Ganelon antwortete: An meiner Statt ſollſt du nicht gehen! Du biſt nicht mein Dienſtmann, noch bin ich dein Herr. Karl gebietet, daß ich ſein Geſchäft ausführe, und ſo will ich nach Saragoſſa gehen zu Marſilies, und eher meinen Grimm bei Seite ſetzen, als zu des Kaiſers Schaden ihn jetzt auslaſſen.

Über dieſe Worte begann Roland zu lachen, und als Ganelon ſolches ſah, ſchmerzte es ihn ſo tief, daß er berſten wollte vor Zorn, und nahe daran war, den Verſtand zu verlieren. Und er ſprach zu dem Grafen: Ich liebe Euch nicht. Ihr habt Unheil auf mich gewälzt! Gerechter Kaiſer, ſeht mich hier vor Euch! Ich bin bereit, Euren Befehl zu vollziehen. Ich weiß, daß ich nach Saragoſſa gehen ſoll, und daß, wer dahin geht, nicht wieder heimkehren wird. Aber wie dem auch ſei! Ich habe Eure Schweſter zum Weibe, und von

ihr einen ſchönen Sohn, den wackern Balduin. Ihm laß ich meine Ehren und Lehen, habt wohl auf ihn Acht, denn ich werde ihn nicht mehr mit Augen ſehen!

Karl antwortete: Ihr habt ein allzuweiches Herz. Ich befehle es und Ihr ſollt die Botſchaft übernehmen!

Nach einer Weile fuhr der Kaiſer fort: Ganelon, tretet heran! Empfanget hier den Stab und den Handſchuh! Ihr habt es gehört, daß die edlen Franken Euch dazu beſtimmen.

Herr, ſprach Ganelon, das alles kommt von Roland. Meine Liebe zu ihm iſt dahin für mein ganzes Leben, und auch zu Oliver, ſeinem Geſellen. Die zwölf Fürſten fordre ich hiermit vor Euren Augen, Herr, heraus, weil ſie ihn lieben.

Da ſprach der Kaiſer: Euer Unwillen iſt zu heftig. Ihr müßt nun gehen, da ich es gebiete.

Ich kann wohl gehen, aber ich habe keinen Bürgen, ſo wenig als Baſilies und ſein Bruder Baſan.

Der Kaiſer reichte ihm hierauf ſeinen rechten Handſchuh, aber Graf Ganelon wollte ihn anfangs nicht annehmen, und als er dazu gezwungen wurde, fiel er ihm alsbald zur Erde. Da ſprachen die Franken: Gott, was mag das ſein? Dieſe Botſchaft wird uns zu großem Unheil ausſchlagen.

Ihr Herren, ſprach Ganelon, ihr ſollt Kunde von mir erhalten!

Herr, fuhr er zum Kaiſer gewendet fort, gebt mir Urlaub! Wenn ich gehen muß, ſo iſt hier nichts zu zaudern.

Der König nahm ſodann Abſchied von ihm und befahl

ihn Gott, reichte ihm ſeine Rechte und bekreuzte ihn, und ließ ihm nachher Stab und Brief überliefern. Der Graf Ganelon aber gieng in ſeine Herberge, nahm die beſten Kleider, die er auffinden konnte, befeſtigte goldne Sporen an ſeinen Füßen, gürtete ſein gutes Schwert Murglies um, und beſtieg ſein Schlachtroß Tachebrun, wobei ihm ſein Oheim Guinemer den Stegreif hielt. Da ſah man alle Ritter weinen, und alle ſprachen: Weh Euch, edler Herr! Lange Zeit ſeid Ihr am Hofe des Königs geweſen, und jeder nannte Euch einen biedern Lehensmann. Wer das verſchuldet hat, daß Ihr gehen müßt, der wird vor dem Kaiſer Karl nicht lange beſtehen. Graf Roland hätte ſolchen Gedanken nicht haben ſollen, da er durch ſo enge Verwandtſchaft mit Euch verbnnden iſt.

Dann ſprachen ſie: Herr, führt uns mit Euch!

Ganelon aber antwortete: Da ſei Gott vor! Beſſer iſt es, daß ich allein ſterbe, als ſo viele gute Ritter mit mir. Ihr werdet heimkehren, ihr Herren, in das holde Frankreich. Grüßet von mir mein Weib, und Pinabel meinen Freund und Verwandten, und Balduin meinen Sohn, den ihr kennt! Steht ihm bei, und nehmet ihn zu Eurem Herrn an!

Damit ſchied er von ihnen, und machte ſich auf den Weg. Er ritt unter einen hohen Ölbaum, wo er mit den ſarazeniſchen Boten zuſammen traf. Blancandrin blieb einige Zeit hinter ihm zurück, doch ſprachen ſie bald mit großer Klugheit und Liſt mit einander. Ein wunderbarer Mann iſt Kaiſer Karl, begann Blancandrin. Apulien und ganz Cala-

brien hat er erobert; dann fuhr er nach England über das Salzmeer und machte mit St. Peters Willen ſich unſer Land zinsbar, was bisher noch keiner zu verlangen wagte.

Ganelon erwiederte: Das iſt nun ſein Sinn und kein Menſch hält gegen ſeinen Willen Stand.

Und die Franken ſind ſonſt ſo edle Männer, fuhr Blancandrin fort; aber groß Unrecht thun dieſe Herzoge und Grafen an ihrem Herrn, daß ſie ſolchen Rath ihm ertheilen, und ihm und andern dadurch Unheil und Schmach bereiten.

Keiner von allen iſt daran ſchuld, erwiederte Ganelon, als Roland, und dieſen wird noch Schmach dafür treffen. Geſtern frühe ſaß der Kaiſer im Schatten zu Rathe, da kam ſein Neffe in ſeinem Panzerhemd, nachdem er bei Carcaſonne gebetet hatte, und hielt in der Hand einen friſchen Apfel. Nehmt, lieber Herr, ſprach er zu ſeinem Oheim, ich biete Euch die Krone aller Könige der Welt.

Sein ſtolzer Muth hätte ihn ſchon lange in Schmach und Schande ſetzen ſollen, denn täglich giebt er ſich der Gefahr des Todes preis. Wäre einer, der ihn umbrächte, ſo hätten wir auf immer Ruhe und Frieden.

Blancandrin ſprach hierauf: Roland iſt ein toller Geſelle, der alle Welt in ſchmähliche Kraftloſigkeit, und Land und Leute in Streit bringen will. Durch wen gedenkt er denn ſolches alles auszuführen?

Durch das Frankenvolk, antwortete Ganelon. Sie lieben ihn ſo ſehr, daß keiner von ihm läßt. Denn er giebt ihnen Gold und Silber, Maulthiere und Roſſe, Teppiche und

Kleider zum Geſchenk, und lenkt ſogar den Kaiſer ſelbſt ganz nach ſeinem Willen, ſo daß er im Stande wäre, alle Lande vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang zu gewinnen.

So ritten Ganelon und Blancandrin weiter, und verpfändeten ſich am Ende gegenſeitig ihr Wort, daß ſie Roland nach dem Leben trachten wollten. Als ſie in Saragoſſa angelangt waren, giengen ſie zu einem Gerüſte, das im Schatten einer Fichte aufgeſchlagen war. Daſelbſt ſtand ein Lehnſtuhl, mit einem Teppich von Alexandria bedeckt. Auf dieſem ſaß der König von Hiſpanien, und um ihn her ſtanden wohl zwanzigtauſend Sarazenen. Keiner von ihnen ſprach ein Wort und alle harrten ſtumm der Kunde, die ſie vernehmen ſollten, als Ganelon und Blancandrin herankamen. Blancandrin trat vor den Kaiſer, hielt den Grafen Ganelon bei der Hand und ſprach zu ſeinem Gebieter: Mögen Mahomed und Apollin, unſere heiligen Propheten, Euch Heil verleihen! Als wir Eure Botſchaft an Kaiſer Karl brachten, hub er beide Hände gen Himmel, pries ſeinen Gott und ſprach ſonſt nichts. Hier ſchickt er Euch aber ſeinen edeln Baron, der ein gewaltiger Herr in Frankreich iſt. Von ihm werdet Ihr vernehmen, ob Ihr Frieden haben werdet oder nicht.

Marſilies antwortete: So ſpreche er und wir wollen hören!

Aber der Graf Ganelon hatte ſeine Rede wohl überdacht und begann, was er ſehr gut verſtand, kläglich alſo zum König zu ſprechen: Heil widerfahre Euch von dem Gott, den wir anbeten! Karl der ſtarke Held entbietet Euch, Ihr ſollt

den heiligen Chriſtenglauben annehmen und will dafür Euch halb Hiſpanien als Lehen überlaſſen. Wollt Ihr auf dieſen Vorſchlag nicht eingehen, ſo werdet Ihr mit Gewalt gefangen und gebunden, in die Kaiſerſtadt Achen geführt, wo Ihr gerichtet und eines ſchmählichen Todes ſterben werdet.

Der König Marſilies war darüber gar ſehr erzürnt. Er hielt einen Wurfpfeil in der Hand, der mit Goldfäden befiedert war, und mit dieſem hätte er ihn geſchlagen, wäre er nicht zur Seite gewichen. Da wechſelte der König Marſilies die Farbe und zerſchmetterte den Schaft ſeines Pfeils. Als Ganelon ſolches ſah, fuhr er mit der Hand an ſein Schwert, zog es zwei Finger weit aus der Scheide und rief: Schönes blankes Schwert, lange habe ich dich am Hofe des Kaiſers getragen. So lange ich dich habe, ſoll der Kaiſer der Franken nicht ſagen, daß ich allein geſtorben ſei, ohne daß mein Blut mit dem Blute der Beſten erkauft wäre!

Die Heiden riefen: Trennen wir den Streit!

Da baten alle edeln Sarazenen den König Marſilies, daß er ſich in ſeinen Lehnſtuhl ſetze. Der Kalif ſprach: Ihr macht uns ſchlimme Händel, daß Ihr Franken nach dem Leben trachtet, Ihr ſolltet ihn anhören und auf ſeine Botſchaft merken.

Laßt ihn nur gewähren, Herr! ſprach Ganelon. Um alles Gold, das Gott geſchaffen hat, und um alles Gut, das in dieſem Lande iſt, würde ich es doch nicht unterlaſſen, wenn mir irgend möglich iſt, die Botſchaft auszurichten, die mir Karl, der gewaltige König, an Euch aufgegeben hat.

Ganelon trug einen Mantel aus Zobelpelz, und darüber ein Gewebe aus Alexandrien. Das warf er zur Erde, und Blancandrin nahm es auf; aber ſein Schwert wollte er nicht aus der Hand geben, und hielt das goldene Gefäß kräftig in der Fauſt. Da riefen die Heiden: Hierher, edle Barone!

Ganelon aber trat gegen den König vor, und ſprach zu ihm: Ihr thut nicht wohl, zu zürnen, denn Kaiſer Karl entbietet Euch, daß er die Hälfte Hiſpaniens Euch geben will, wofern Ihr den Chriſtenglauben annehmt. Die andere Hälfte ſoll Roland bekommen, ſein ſtolzer, ſchmutziger und habſüchtiger Neffe. Wollt Ihr dieſen Antrag nicht annehmen, ſo kommt er, Euch in Saragoſſa zu belagern. Siegt ſeine Macht, ſo werdet Ihr gefangen und gebunden und geraden Wegs nach Achen gebracht. Ihr bekommet keinen Zelter oder Schlachtroß, kein Maulthier oder einen Eſel, darauf Ihr reiten könntet. Man wirft Euch auf ein ſchlechtes Saumthier, und in unſerer Heimath werdet Ihr durch Urtheilſpruch den Kopf verlieren. Unſer Kaiſer ſchickt Euch dieſen Brief.

Damit reichte er ihn dem Heiden hin. Marſilies war glutroth vor Zorn, erbrach das Siegel und warf es weg, und ſprach, nachdem er den Brief durchleſen: Der Frankenkaiſer Karl entbietet mir, daß ich des Zorns und der Schmerzen gedenke, die ich ihm durch Baſan und ſeinen Bruder Baſilies verurſacht habe, deren Köpfe ich auf den Höhen von Haltolie abſchlagen ließ. Wenn ich mit eignem Blut ihr Leben bezahlen wolle, ſo ſoll ich ihm meinen Oheim den Kalifen ſenden, ſonſt habe ich ſeine Liebe auf immer verloren.

Da ſprach Marſilies Sohn zum Könige: Ganelon hat Thorheit geredet, ſeine Worte ſind ſo falſch, daß er nicht mehr zu leben verdient. Überlaßt mir ihn, daß ich Gerechtigkeit an ihm übe!

Als Ganelon das vernahm, zog er ſein Schwert, ſprang an die Fichte und lehnte ſich an ihren Stamm, um ſeinen Rücken zu decken. Der König aber gieng weg in den Baumgarten, und ſeine beſten Männer begleiteten ihn dahin. Auch Blancandrin mit dem weißen Har war unter ihnen, und Jurfaret, ſein Sohn und Erbe, auch der Kalif, des Königs Oheim, und alle ſeine Getreuen. Blancandrin ſprach: Ruft den Franken herbei, denn er hat mir ſein Wort gegeben, auf unſern Vortheil bedacht zu ſeyn!

So führt ihn denn ſelbſt her! erwiderte der König.

Er that alſo, nahm Ganelon bei der Rechten und führte ihn in den Garten vor den König. Dort wurde dann der ſchändliche Verrath beſprochen. Lieber Herr, ſprach König Marſilies zu Ganelon, ich habe übereilt gehandelt, da ich Euch zu ermorden ſuchte. Hüllt Euch alsbald in dieſen Zobelpelz! Das Gold darin allein iſt mehr werth, als fünfhundert Pfund. Vor morgen Nacht ſollt Ihr volle Entſchädigung haben.

Ganelon erwiederte: Ich nehme es an. Gott möge es Euch gnädig vergelten!

Darauf fuhr Marſilies fort: Ganelon, ſeid überzeugt, daß ich Euch aufrichtig wohl will, und laßt mich nun Weiteres über Kaiſer Karl vernehmen! Er iſt ſehr betagt und hat

ſeine Zeit gelebt; wenn ich recht weiß, iſt er über zweihundert Jahre alt, hat durch ſo viele Lande ſeinen Leib geſchleppt und ſo viel Stöße auf ſeinen Schild erhalten, ſo viele reiche Könige an den Bettelſtab gebracht, daß er doch bald der Wanderung müde ſein muß.

Ganelon antwortete: So iſt es nicht. Kein Menſch, der ihn geſehen hat und ihn zu erforſchen verſteht, hat etwas anderes über ihn geſagt, als daß der Kaiſer noch immer ein tüchtiger Held iſt. Sollte ich ihn Euch, wie er verdient, preiſen und loben, ſo müßte ich alle Ehre und Trefflichkeit aufbieten. Wer wollte ſeinen großen Werth vollſagen? Und lieber gienge er in den Tod, als daß er von der Ritterehre ließe, mit der ihn Gott erleuchtet hat.

Der Heide aber konnte nicht ablaſſen, ſich zu verwundern über den eisgrauen Karl, dem er zweihundert Altersjahre zuſchrieb, der durch ſo viele Lande gezogen war, ſo manchen Schwerthieb und Lanzenſtich mit ſeines Schildes Rand aufgefangen und ſo manchen reichen König zum Bettler gemacht habe, und noch nicht müde ſei. Er wird des Kampfs nicht müde werden, ſprach Ganelon weiter, ſo lange Roland, ſein Neffe, lebt, der eifrigſte Vaſall unter dem Himmelszelt. Auch Oliver, ſein Geſelle, iſt ein wackerer Degen. Die zwölf Fürſten auch ſind dem Kaiſer über alles theuer, und dieſe bilden die Vorhut einer Schar von zwanzigtauſend Rittern. Durch die iſt Karl geſichert und fürchtet keines Menſchen Kraft.

Lieber Herr, ſprach König Marſilies zu Ganelon, ich

habe ſo viele Leute, daß Ihr nirgends deren mehre ſehen werdet. Viermalhunderttauſend Ritter kann ich aufbieten zum Kampfe gegen Karl und die Franken.

Ganelon aber antwortete: Vertrauet nicht auf ſie! Eure Heiden würden ſchimpflich niedergemetzelt. Laßt die thörichte Zuverſicht und hört auf die Stimme der Klugheit! Gebt dem Kaiſer Gut und Geld in Menge, daß alle Franken darüber erſtaunen und jubeln, ſendet ihm zwanzig Geiſel, daß er nach dem holden Frankreich zurückkehre! Er wird ſeine Hinterhut durch den Grafen Roland, ſeinen Neffen, anführen laſſen, wie ich denke, und den wackern, höflichen Oliver. Fallt über dieſe Grafen her und bringt ſie um, und glaubt mir, Karls Stolz und Uebermuth wird ſinken und er wird die Luſt verlieren, Euch je wieder mit Krieg zu beunruhigen.

Lieber Herr, ſprach der König zu Ganelon, aber wie ſoll ich Roland umbringen?

Ganelon antwortete: Das will ich Euch wohl ſagen. Der König zieht durch die Engpäſſe von Fizer mit ſeinem Hauptheere voran. Seine Hinterhut wird ſeinem gewaltigen Neffen Roland übergeben und Oliver, auf den er großes Vertrauen ſetzt. Sie werden zwanzigtauſend Franken bei ſich haben. Schickt hunderttauſend Eurer Heiden gegen ſie und liefert ihnen eine Schlacht! Das Frankenvolk wird ſchmählich niedergemetzelt werden; doch ſtehe ich Euch nicht dafür, daß nicht auch die Eurigen großen Verluſt erleiden. Aber Ihr liefert ihnen ſogleich eine zweite Schlacht, und Roland wird dabei nicht entkommen. So habt Ihr große Ritterthat

vollbracht und Euer Leben lang Ruhe und Frieden. Denn könntet Ihr es dahin bringen, daß Roland umkäme, ſo hätte Kaiſer Karl ſeinen rechten Arm verloren, und blieben ihm auch noch unendliche Heerſcharen übrig, ſo könnte er doch nie wieder ſolche Macht zuſammenbringen und alle Welt bliebe im Frieden.

Als Marſilies ſolches hörte, neigte er beifällig das Haupt, und ſie begannen nun wieder von den Schätzen zu reden, über die Marſilies ſpäter des Weiteren zu verhandeln verſprach. Nun aber, fuhr er fort, ein Rath iſt nichts nütze, wenn man nicht deſſen ſicher iſt. Wollt Ihr mir eidlich geloben, Roland zu verrathen, wenn es an dem iſt?

Ganelon antwortete: Es ſei, wie es Euch gefällt!

Darauf ſchwur er auf das Heilthum ſeines guten Schwerts Murgleis den Verrath, den er auch nachmals vollbrachte. Dagegen ließ König Marſilies einen Lehnſtuhl von Elfenbein herbeibringen, auf welchem ein Buch lag, das Geſetz Mahomeds und Tervagans. Auf dieſes ſchwur der hiſpaniſche Sarazenenkönig, wenn er Roland bei der Hinterhut fände, ihn mit all ſeinem Volk zu bekämpfen, und wo möglich ihn umzubringen. Ganelon ſprach darauf: Euer Wille geſchehe!

Hierauf kam der Heide Valdabruns heran, trat zu dem König Marſilies und ſprach freundlich lächelnd zu Ganelon: Nehmt dies mein Schwert! Ein beſſeres beſitzt kein Menſch. In der Scheide findet Ihr mehr denn hundert Goldmünzen. Aus Freundſchaft, lieber Herr, ſchenken wir Euch dieß, damit

Ihr uns von dem edlen Roland helfet und wir ihn bei der Hinterhut treffen mögen!

Das mag wohl geſchehen! ſprach Graf Ganelon, und ſie küßten ſich auf Wangen und Kinn.

Sodann kam der Heide Climorins heran und ſprach freundlich lächelnd zu Ganelon: Nehmt meinen guten Helm, wie Ihr nie einen beſſern ſaht, wenn Ihr uns helft, daß wir den Markgrafen Roland zu Schanden bringen mögen.

Das ſoll wohl geſchehen! antwortete Ganelon, und ſie küßten ſich auf Mund und Wangen.

Hierauf kam die Königin Bramimunde und ſprach zu dem Grafen: Ich liebe Euch ſehr, Herr, da mein Gemahl und alle ſeine Mannen Euch ſo hoch achten. Darum ſende ich hier Eurem Weibe zwei Ohrgehänge mit Gold, Perlen und Granaten. Sie ſind mehr werth, als alle Schätze Roms, und Euer Kaiſer hat nie ſolche beſeſſen.

Ganelon nahm ſie und ſteckte ſie in den Stiefel. Sodann rief der König ſeinem Schatzmeiſter Malduiz und ſprach: Sind die Geſchenke für Karl bereit?

Dieſer erwiderte: Ja, Herr, vollkommen; ſiebenhundert Kamele mit Gold und Silber beladen und zwanzig Geiſſel aus den edelſten Häuſern unter dem Himmel.

Da legte Marſilies ſeine Hand Ganelon auf die Schulter und ſprach zu ihm: Ihr ſeid ein wackerer und kluger Mann, aber bei dem Glauben, den Ihr für ſeligmachend haltet, hütet Euch, Eure Geſinnung von uns abzukehren! Von meinen Schätzen ſollt Ihr die Fülle haben, zehn Maul-

eſel, mit dem feinſten arabiſchen Golde beladen. Zu anderer Zeit wäre ſolches Euch nie geglückt. Nehmt die Schlüſſel dieſer weiten Stadt und bietet alle ihre Schätze dem König Karl dar, aber dann macht, daß Roland der Hinterhut zugetheilt werde. Kann ich ihn nur in dem Engpaß treffen, ſo liefere ich ihm eine tödtliche Schlacht.

Ganelon antwortete: Mir iſt, als könnte ich es nicht erwarten.

Dann ſtieg er auf ſein Pferd und machte ſich auf den Weg. Der Kaiſer rückte indeß mit ſeinem Lager näher, und kam in die Stadt Galne, die ihm der Graf Roland erſtürmt und zerſtört hatte, von welchem Tage an ſie hundert Jahre öde lag. Der König erwartete hier Nachricht von Ganelon, und die Geſchenke des Königs von Hiſpanien. Und am frühen Morgen, als der Tag anbrach, kam Ganelon bei ihm an. Der Kaiſer war früh aufgeſtanden und hatte die heilige Meſſe gehört. Dann ſetzte er ſich in das grüne Gras vor ſeinem Zelt, und bei ihm war Roland und Oliver und der Herzog Naimes und viele der andern. Dahin kam Ganelon der Verräther, und begann liſtig alſo zum König zu ſprechen: Gott verleihe Euch Heil! Ich bringe Euch hier die Schlüſſel von Saragoſſa, auch werden Euch große Schätze herbeigeführt, nebſt zwanzig Geiſeln. Das alles ſendet Euch der König Marſilies. Laßt die Jünglinge wohl bewachen, und gebt Euch damit zufrieden. Über den Kalifen dürft Ihr ihn nicht ſchelten, denn mit meinen Augen ſah ich viermalhunderttauſend Bewaffnete, mit Halsbergen angethan, meiſt

mit geſchloſſenen Helmen und mit Schwertern mit golbver-ziertem Gefäß umgürtet, die ihn bis an das Meer begleite-ten. Von Marcilie fuhren ſie aus, die das Chriſtenthum nicht annehmen wollten, und ehe ſie vier Meilen vom Lande geſegelt waren, überfiel ſie ein Sturm und alle ertranken, ſo daß Ihr keinen derſelben je wieder ſehen werdet. Lebte er noch, ich hätte Euch ihn hergeführt. Vertrauet, o Herr, auf den heidniſchen König! Es wird kein Monat vergehen, ſo folgt er uns nach Frankreich und nimmt den Glauben an, den wir bekennen. Mit gefalteten Händen wird er Eures Befehls harren und Hiſpanien von Euch zum Lehen nehmen.

Da ſprach der König: Gott ſei dafür geprieſen! Ihr habt Eure Sache gut vollbracht und ſollt reichlich dafür be-lohnt werden.

Darauf ließ er tauſend Trompeter durch das Heer bla-ſen, die Franken brachen auf und bepackten ihre Saumthiere und alle machten ſich auf den Weg nach dem holden Frank-reich. So hatte Karl Hiſpanien verwüſtet, ſeine Burgen ge-nommen, die Städte erbrochen, und konnte den Krieg für beendigt anſehen und getroſt nach dem holden Frankreich zu-rückkehren. Graf Roland riß die Fahne aus dem Boden und ſchwang ſie hoch in die Lüfte, und die Franken zogen allmäh-lich weiter der Heimath zu. Aber hinter ihnen her kamen durch Schluchten und Thale die heidniſchen Scharen, mit wohlverſchloſſenen Halsbergen angethan und feſtgebundenen Helmen, das Schwert an der Seite, den Schild am Hals hängend und die Lanze in der Hand. Auf einem Berggipfel,

der mit einem dichten Walde bewachſen war, machten ſie Halt, wohl viermalhunderttauſend an der Zahl, und warteten des Tags, der den Franken ſo unheilvoll werden ſollte. Als die Sonne hinunter und die Nacht gekommen war, ſank Kaiſer Karl in tiefen Schlaf und ſah einen ſeltſamen Traum. Es war ihm, als ſtehe er an dem Engpaß von Sizer, und halte ſeine eſchene Lanze mit beiden Händen. Da kam Graf Ganelon zu ihm heran, riß ihm die Lanze aus der Hand und ſchwang ſie ſo heftig in der Luft, daß die Splitter gen Himmel flogen. Nach einer Weile kam ihm ein anderes Geſicht, als ſei er in ſeiner Burg zu Achen. Da biß ihn ein wilder Eber in den rechten Arm und von den Ardennen her kam ein Leopard auf ihn zugerannt. Aber von ſeinem Sale eilte ein Jagdhund herbei dem Kaiſer zu Hilfe, riß dem Eber das rechte Ohr ab, und kämpfte grimmig mit dem Leoparden. Die Franken ſchauten verwundert dieſem gräßlichen Kampfe zu und waren neugierig, wer obſiegen werde. Nach dieſem Traume ſchlief der Kaiſer noch lange, ohne zu erwachen. Als aber der helle Morgen heranbrach, ritt er ſtolz durch ſein Heer und beſchaute alle oft und genau. Ihr Herren, ſprach Karl zu den Baronen, ſeht hier den Engpaß, durch den wir gehen müſſen, vor Euch! Nun ſagt mir, wer ſoll die Hinterhut führen?

Alsbald rief Ganelon: Hier, mein Stiefſohn! Er iſt der getreuſte unter Euren Fürſten.

Als Karl dieſes hörte, blickte er ihm ernſt in's Auge und ſprach: Du ſcheinſt mir der leibhaftige Satan. Wie iſt

ſolche Wuth Dir in den Leib gefahren? Und wer zieht vor mir her und leitet die Vorhut?

Da ſprach Ganelon: Oger von Dänemark. Ihr habt keinen unter Euren Baronen, der beſſer dazu taugt.

Als Graf Roland ſich ſolches Geſchäft zugetheilt ſah, ſprach er in ritterlichem Muthe alſo: Mein Stiefvater, ich muß Euch gar ſehr danken, daß Ihr die Hinterhut mir aufgetragen habt. Ich nehme ſie an und wahrlich mit meinem Wiſſen ſoll der mächtige Kaiſer Karl auch keinen Zelter noch Schlachtroß, keinen Eſel noch Maulthier, noch auch nur einen Klepper oder Laſteſel verlieren, der nicht mit Blut erkauft wäre.

Ganelon entgegnete: Das glaube ich gerne.

In ſeinem Herzen aber ahnte Roland wohl, warum ihn ſein Stiefvater auf die Hinterhut geſtellt wünſchte, und er ſprach bei ſich: Ha, treuloſer, hinterliſtiger Verräther! ich gedenke wohl noch des Handſchuhs, den du vor Karl zu Boden fallen ließeſt, und des Stabs, den du anzunehmen dich weigerteſt.

Mein theurer Kaiſer, ſprach ſodann Roland zu Karl, gebt mir den Bogen, den Ihr in der Hand haltet! Nie ſoll man mir vorwerfen können, daß er mir aus der Hand gefallen, wie jüngſt Ganelon der Stab aus der Hand fiel, den Ihr ihm übergeben hattet.

Der Kaiſer aber hielt ſein Haupt geſenkt, ſtrich lange ſeinen Bart und konnte nicht hindern, daß ihm eine Thräne über die Wangen rollte. Da trat aber Naimes, der treue

Vaſall ſeines Hofes, zu ihm heran und ſprach: Habt Ihr es wohl vernommen? Dem rüſtigen Roland iſt die Hinterhut übertragen und alle Eure Baronen ſind damit einverſtanden. So gebt ihm auch den Bogen, den Ihr geſpannt haltet, und Ihr werdet ſehen, daß er ihm trefflich anſteht.

Da ſprach denn der Kaiſer zu Roland, ſeinem Neffen: So will ich Euch, ſchöner Neffe, die Hälfte meines Heeres überlaſſen. Nehmt ſie und ſeid glücklich damit!

Das ſoll nicht geſchehen, antwortete der Graf. Gott ſende mir Schmach, wenn ich bei dieſer Sache Furcht zeige. Zwanzigtauſend rüſtige Franken will ich bei mir behalten und mehr nicht. Ziehet getroſt durch den Engpaß und fürchtet nichts, ſo lange ich lebe!

Damit ſtieg Graf Roland auf ſein Roß und zu ihm heran kam Oliver, ſein Geſelle, und Gerin und der biedere Graf Gerars, auch Joces und Berenger, Jaſtor und der alte Anſeis, der ſtolze Gerart von Roſſillon, und der mächtige Herzog Gaiſiers und wollten alle zu ihm halten. Auch Turpin, der Erzbiſchof, ſprach: Ich gehe mit Euch!

Und ich auch, ſprach Graf Walther. Ich bin Rolands Dienſtmann und darf ihn nicht verlaſſen.

So wählten ſie ſich gegen zwanzigtauſend Ritter aus zur Hinterhut. Graf Roland aber rief Walther auf die Seite und ſprach zu ihm: Nehmt tauſend vertraute Franken aus unſerer Gegend zu Euch, und ſtreift mit ihnen durch die Haiden und über die Berge, damit Kaiſer Karl ohne Sorgen ſeines Wegs ziehen könne!

Walther entgegnete: Wenn Ihr es wünſcht, ſo thue ich es gerne.

Da nahm er tauſend vertraute Franken aus ſeiner Heimath und durchſtreifte mit ihnen Thäler und Schluchten. Aber er ſollte nur um ſchlimme Kunde zu bringen zurückkehren, denn ehe ſiebenhundert derſelben ihre Schwerter gezogen hatten, lieferte ihnen an jenem Tage König Almaris von Belferne eine Schlacht. Die Franken zogen indeß über hohe Berge, durch finſtere Thäler, über ſchwarze Felſen, und durch wunderliche Schluchten dahin, und man konnte das Geräuſch ihrer Waffen auf fünfzehn Meilen weit hören. Aber als ſie das Hochland erreicht hatten, und nach der Gascogne, ihrer Heimath, hinab ſchauten, überfiel ſie ſchmerzliche Wehmuth, denn ſie gedachten an ihren häuslichen Herd, und an ihre Kinder, an die minniglichen Jungfrauen und an ihre edlen Weiber, und es war keiner, der nicht vor Schmerz und Freude weinte. Vor allen andern aber war Kaiſer Karl beklommen, denn er gedachte an Hiſpanien, und an den Engpaß, wo er ſeinen Neffen zurückgelaſſen, und es ergriff ihn eine ſolche Wehmuth, daß er ſich der Thränen nicht erwehren konnte. So waren denn die meiſten der zwölf Fürſten in Hiſpanien zurückgeblieben und mit ihnen wohl zwanzigtauſend Franken, und keiner hatte Furcht oder Ahnung des Todes; der Kaiſer aber ritt gen Frankreich zurück und hüllte ſich tief in ſeinen Mantel. Da kam der Herzog Naimes zu ihm heran und ſprach: Was kümmert Euch?

Karl antwortete: Man thut Unrecht, mich zu fragen.

Ein ſo großer Schmerz liegt auf mir, daß ich nicht umhin kann, zu jammern. Durch Ganelon wird Frankreich zu Fall gebracht. Dieſe Nacht ward mir ein Geſicht vom Himmel zu Theil, als ob er meinen Sper, den ich in der Fauſt hielt, zerſchmetterte. Er war Urſache, daß mein Neffe die Hinterhut bekam, und daß ich ihm die ſchwere Stellung überwies. Gott! wenn ich ihn verlöre, wer ſollte ihn mir erſetzen!

Darob konnte der große Karl ſich des Weinens nicht enthalten. Hunderttauſende von Franken waren mit ihm tief bewegt, weil ſie Roland wunderbar achteten und liebten. Ganelon aber hatte ihn verrathen an den heidniſchen König für ſeine reichen Gaben, für ſein Gold und Silber, Tücher und Seide, Maulthiere und Pferde, Kamele und Löwen. Marſilies bot indeß alle Edeln Hiſpaniens auf, Grafen und Vizgrafen, Herzoge und Almakure, Emire, und alle edle Jugend, und rief innerhalb drei Tagen wohl viermalhunderttauſend Mannen auf die Beine. Durch Saragoſſa tönten die Trommeln und Mahomeds Bild wurde auf dem höchſten Thurme aufgeſtellt, vor dem alle Heiden niederfielen und beteten. Dann brachen ſie eilig auf, zogen durch Certeine über Berge und Thäler, bis ſie die Fahnen der Franken erblickten, die mit den zwölf edlen Fürſten die Hinterhut bildeten, und denen ſie eine Schlacht liefern wollten. Da ritt der Neffe des Königs Marſilies auf ſeinem Maulthiere und mit ſeinem Stabe in der Hand zu ſeinem Oheim heran und ſagte freundlich: 'Lieber Herr und König, ich habe Euch lange gedient und viele Mühſal und Noth für Euch ausgeſtan-

den, auch in mancher Schlacht gekämpft und manchen Sieg erfochten. Übertragt mir zum Lohn dafür das Amt, daß ich Roland erſchlage mit meines Schwertes Schärfe. Wenn Mahomed mir gnädig iſt, ſo will ich an ihm Hiſpanien rächen und es von ihm befreien von den Gebirgpäſſen an bis hinab gen Dureſtant. Karl wird ſodann des Krieges müde werden und die Franken werden von uns ablaſſen, und Ihr habt Frieden Euer Leben lang.

Der König Marſilies winkte ihm Beifall und gab ihm ſeinen Handſchuh. Sein Neffe aber nahm ihn an und ſprach ſtolz und hoch erfreut zu ſeinem Oheim: Lieber Herr und König, Ihr habt mir ein theures Geſchenk gemacht. Nun wählt mir noch zwölf Eurer Barone aus, daß wir mit den zwölf Frankenfürſten kämpfen.

Alsbald erhob ſich Falſaron, der Bruder des Königs Marſilies, und ſprach: Lieber Herr und Neffe, ich gehe mit Euch, und wir fechten dieſen Kampf zuſammen. Es ſei beſchloſſen, daß wir die Hinterhut des großen Frankenheers auf das Haupt ſchlagen.

Von der andern Seite kam König Corſalis heran, ein ſchlimmer Mann aus der Barbarei, der um alles Gold der Welt nicht für feige gelten wollte, und ſprach ſich aus wie ein treuer Vaſall. Auch Malprimis von Brigant ſprengte heran, der kleine Ritter, der, wenn er auf dem Boden ſtand, nicht auf ſeines Pferdes Sattel ſehen konnte, und rief laut Marſilies entgegen: Auch ich gehe mit nach Ronceval, und

wenn ich Roland finde, laſſe ich nicht ab, bis er auf der Erde liegt.

Sodann war daſelbſt ein Emir von Balaguez, ein ſchöner Mann mit ſcharfem ſtolzem Blick, deſſen höchſte Freude war, ſein Schlachtroß zu beſteigen und in glänzenden Waffen zu prunken; auch war er ein gar treuer Vaſall und hätte, wäre er Chriſt geweſen, dem Ritterſtand Ehre gemacht. Der trat vor Marſilies und ſprach: Auch ich ſetze meinen Leib daran bei Ronceval, und wenn ich Roland finde, muß er des Todes ſein, und mit ihm Olivier und die zwölf Fürſten insgeſammt. Die Franken ſollen erbärmlich und ſchmachvoll umkommen, daß der alte ſonſt ſo gefürchtete Karl die Luſt verliert, ſeinen Krieg fortzuſetzen, und unſer Hiſpanien in Ruhe bleibt.

Dafür dankte ihm König Marſilies. Bald kam auch ein Almakur von Moriane heran, um ſich vor dem König ſeines Muthes zu rühmen: er war aber einer der treuloſeſten Heiden des Landes. Ich führe, ſprach er, nach Ronceval meine Schar, die aus zwanzigtauſend Schilden und Lanzen beſteht. Finde ich Roland, ſo darf er ſeines Todes gewiß ſein und Kaiſer Karl ſoll alle Tage ſeines Lebens ihn beweinen.

Von der andern Seite kam Turgis von Turteluſe, ein reicher Graf, der dieſe Stadt beherrſchte, und der es kaum erwarten konnte, in die Scharen der Chriſten einzubrechen. Er reihte ſich zu den andern und ſprach zum König Marſilies: Seid ohne Furcht! Mahomed iſt gewaltiger, als St. Peter zu Rom. Wenn Ihr ihm dienet, kann es nicht fehlen, daß

das Feld unſer bleibt. Ich gehe mit nach Ronceval, Roland zu ſuchen, und kein Menſch ſoll ihn vor dem Tode bewahren. Seht dieſes gute lange Schwert! Das will ich Rolands Durendal entgegenhalten, und Ihr ſollt bald ſehen, welches beſſer iſt. Die Franken ſollen umkommen, wenn ſie nicht vorher uns entfliehen, und der alte Karl ſoll Kummer und Schande mit nach Hauſe nehmen, und nie mehr in dieſem Lande Krone tragen.

Zu ihnen kam der Sarazene Escremiz, der den Bezirk von Valterne beſaß, miſchte ſich in das Gedränge um Marſilies und rief: Bei Ronceval will ich der Franken Hochmuth dämpfen. Wenn ich Roland finde, ſo ſoll er nicht mit dem Kopfe davon kommen, noch auch Oliver, der die Scharen führt. Den zwölfen iſt ihr Urtheil unwiderruflich geſprochen, die Franken ſollen umkommen und tüchtige Vaſallen ſollen in Frankreich ſelten werden.

Von der andern Seite kam ein Heide Eſturganz und Eſtramariz ſein Geſelle, beides ſchändliche liſtige Verräther. Zu dieſen ſprach Marſilies: Ihr Herren, tretet heran! Auch ihr ſollt mit gen Ronceval ziehen nach den Engpäſſen, und mir helfen mein Volk anzuführen.

Herr, antworteten ſie, wie Ihr es befehlt. Wir wollen Oliver und Roland angreifen, und die zwölf Fürſten wird nichts vom Tode erretten. Unſere Schwerter ſind gut und ſcharf, wir röthen ſie bald in heißem Blute. Die Franken ſind des Todes und Karl verzehre ſein Schmerz. Wir bringen das Hochland wieder in Eure Gewalt. Kommt mit uns,

König, und Ihr ſollt ſehen, daß wir Wahrheit geredet haben. Ja, den Kaiſer ſelbſt wollen wir Euch herbeiſchaffen.

Eilenden Laufs kam Margariz von Sibilie daher, dem ob ſeiner Schönheit alle Frauen hold waren, und keine ſah ihn, deren Antlitz ſich nicht aufhellte und die ihm nicht freundlich entgegen lächelte; auch kam ihm kein Heide gleich an Ritterthum. Er miſchte ſich in das Gedränge und rief dem König zu: Seid ohne Furcht! Ich gehe gen Roncesval, Roland umzubringen, Oliver das Leben zu nehmen und die zwölf Fürſten niederzumetzeln. Seht hier mein Schwert mit dem goldenen Gefäß, das mir der Emir von Primes übergab! Ich verſpreche Euch, es bald in rothes Frankenblut zu tauchen. Die Franken ſollen ſterben und Frankreich ſoll Schmach treffen. Der alte Karl aber mit ſeinem weißen Barte ſoll ſeine Tage in Schmerz und Grämen verzehren. Im Lauf eines Jahrs haben wir Frankreich erobert, und wir können in der Stadt St. Denys ausruhen.

Auf dieſe Worte neigte ſich der Heidenkönig tief. Von der andern Seite her kam Chernubles von Munigre, dem die Haupthare bis zur Erde hingen, und der größere Laſten trug zum Scherz, als vier Maulthiere damit bepackt werden könnten. In dem Lande, ſagt man, in dem er wohnt, ſcheint keine Sonne, kein Korn ſproßt aus der Erde, kein Regen fällt aus den Wolken, kein Thau ſenkt ſich auf die Felder und alle Steine ſind von ſchwarzer Farbe; ja einige wollen behaupten, es hauſen daſelbſt Teufel. Chernubles ſprach: Ich habe mein gutes Schwert umgürtet, um es in Ronce-

dal roth zu färben. Kommt mir der rüſtige Roland in den Weg, ſo falle ich ihn an und will mir Durendal mit meinem Schwert gewinnen. Die Franken ſollen umkommen und Frankreich verlaſſen ſtehen.

Nach dieſen Worten machten ſich die zwölfe auf und führten mit ſich die hunderttauſend Sarazenen, die es vornehmlich nach der Schlacht gelüſtete, und alle waffneten ſich in einem Tannenwald. Die Heiden thaten ihre ſarazeniſchen Halsberge an, deren meiſte in Saragoſſa gefertigt waren, dann ſetzten ſie ihre dreifach gefütterten guten ſaragoſſiſchen Helme auf und gürteten die Schwerter von Stahl aus Viane um. Dabei hatten ſie artige Schilde und Dolche von Valencia, und weiße, blaue und rothe Fahnen. Sie ließen ihre Maulthiere und Zelter, beſtiegen die Schlachtroſſe und ritten geraden Wegs fürbaß. Es war ein heller Tag, die Sonne ſchien in vollem Glanz und ſpiegelte ſich in den ſchimmernden Gewanden der Heiden. Wohl tauſend Trompeten ließen ſie ertönen, daß es luſtig durch Wald und Thal widerhallte und das Frankenheer das laute Schmettern vernahm. Da ſprach Oliver: Lieber Herr und Genoſſe, mich däucht, wir ſollen mit den Sarazenen eine Schlacht haben.

Gebe Gott! antwortete Roland. So wollen wir uns wacker halten für unſern König. Einem braven Manne ziemt es wohl, für ſeinen Herrn zu dulden und Hitze und Kälte zu ertragen, ſollte er auch dabei Haut und Har einbüßen. Sehe jeder zu, daß er tüchtig drein ſchlage, damit man kein Spottliedlein auf uns ſinge! Die Heiden haben Unrecht und

die Chriſten Recht. Man ſoll nicht ſagen, daß ich ein ſchlimmes Beiſpiel gegeben habe!

Oliver ſtieg ſodann auf einen hohen Baum, ſchaute über ein ſchönes friſchbegrastes Thal hin und ſah das Heidenvolk heran kommen. Da rief er Roland, ſeinem Genoſſen, hinab: Ich ſehe von Hiſpanien her ein großes Getümmel von Leuten, weiße Halsberge und ſchimmernde Helme. Die werden uns Franken genug zu ſchaffen machen. Sicher hat Ganelon, der verrätheriſche Schurke, davon gewußt, als er durch den Kaiſer uns dieſen Platz zutheilen ließ.

Schweig, Oliver! erwiderte der Graf Roland. Es iſt mein Vater, und ich will nicht, daß du Böſes von ihm redeſt.

Wie aber Oliver ſo auf dem Baume ſaß und in das Königreich Hiſpanien hinabſchaute, gewahrte er immer deutlicher die großen Scharen der Sarazenen. Ihre Helme leuchteten von Gold und Edelſteinen, ihre Schilde und ihre geſchmückten Halsberge und köſtlichen Schwerter ſchimmerten in der Sonne und ihre Fahnen flatterten im Winde. Er vermochte nicht ihre Geſchwader zu zählen, ſo groß war ihre Menge, und nachdem er genug ausgeſchaut, ſtieg er ſo ſchnell er konnte von dem Baume herab und eilte zu den Franken, um ihnen alles zu berichten. Ich habe ſo viele Heiden geſehen, ſprach er, wie nie ein Mann in ſeinem Leben beiſammen ſah. Die Vordern ſind wohl hunderttauſend mit ſtarken Schilden, feſtgebundnen Helmen und glänzenden Halsbergen angethan. Sie ſind mit geraden Speren und braunen glänzenden Dolchen bewaffnet. Das giebt eine Schlacht, wie wir

nie eine hatten. Gott gebe euch Kraft, ihr edlen Herren! Macht euch ins Feld, damit der Sieg unſer werde!

Da ſprachen die Franken: Schmach über den, der flieht! Nicht einer ſoll Euch fehlen, und ging es in den Tod!

Da ſprach Oliver: Der Heiden Heeresmacht iſt groß und unſre Zahl iſt gering. Geſelle Roland, ſtoßt in Euer Horn! Wenn Kaiſer Karl es vernimmt, wird er mit ſeinem Heere uns zu Hilfe eilen.

Aber Roland antwortete: Das wäre Thorheit, und ich verdiente im holden Frankreich mein Beſitzthum zu verlieren. Nein, aber mit meinem guten Schwert Durendal will ich tüchtige Streiche führen, und den Stahl bis an das goldene Gefäß in Blut tauchen. Wehe über die niederträchtigen Heiden, daß ſie uns an den Engpaß nacheilen! Ich verſpreche Euch, es ſoll keiner dem Tode entgehen.

Geſelle Roland, begann Oliver von Neuem, blast den Olifant! Wenn Karl es hört, kommt er mit ſeinen Scharen zurück, und der König mit allen ſeinen Baronen eilt uns zu Hilfe.

Aber Roland erwiderte: Das verhüte Gott, daß meine Sippſchaft mir Zagheit nachſage, und das holde Frankreich den Schimpf unſres feigen Sinnes auf ſich nehmen müſſe. Viel lieber will ich mit Durendal ausrichten, was in meiner Kraft ſteht, und das gute Schwert, das ich an meiner Seite trage, mit Blut färben. Die ſchurkiſchen Heiden haben ſich zur böſen Stunde verſammelt, und ich verſpreche Euch, daß ich ſie alle in den Tod ſenden werde.

Geſelle Roland, ſprach Oliver zum drittenmal, blast Euren Olifant! Wenn Karl es hört, der eben durch den Engpaß zieht, gewiß ſo kehren die Franken zu uns zurück.

Da ſei Gott vor, antwortete ihm Roland, daß ein Menſch von mir ſage, ich habe wegen der Heiden um Hilfe geblaſen. Meine Mannen und Magen würden mich mein Leben lang darüber ſchmähen. Laßt nur die große Schlacht herankommen, und ich will unzählige Streiche führen mit Durendal, und ſein Eiſen luſtiglich im Heidenblute baden. Die Franken ſind brav und werden treulich einhauen, und die Hiſpanier ſollen keine Rettung finden vor dem Tod.

Da ſprach Oliver: Hier ſehe ich keine Schmach, aber die Sarazenen habe ich geſehen, wie Berg und Thal, und Feld und Haide von ihnen voll iſt. Die Heeresmacht der Fremden iſt groß, wir aber haben nur eine kleine Schar.

So iſt mein Muth um ſo größer, entgegnete Roland. Das verhüte unſer Herr Gott und ſeine heiligen Engel, daß Frankreichs Ruhm durch mich geſchmälert werde. Lieber will ich ſterben, als daß mich Schmach treffe. Wenn wir brav fechten, liebt uns der Kaiſer nur um ſo mehr.

Alſo ſprachen der wackere Roland und der kluge Oliver, die treuen Vaſallen. Dann ſtiegen ſie auf ihre Pferde, legten ihre Waffen an, und wollten der Schlacht entgegen gehen, ſollten ſie auch darin umkommen. Während aber ſo die edlen Grafen ſtolze Worte mit einander ſprachen, rückten die verrätheriſchen Heiden grimmig heran. Seht, Roland, ſprach Oliver, hier kommen uns einige näher. Ach, Kaiſer

Karl iſt allzuweit von uns entfernt und Ihr wollet Euer Horn nicht blaſen. Wäre der König hier, ſo träfe uns kein Schaden. Blicket hinauf nach den Engpäſſen von Hiſpanien, und ſeht wie die ganze Hinterhut traurig und verzagt iſt. Wer zu dieſer hält, wird nie mehr an einer andern Theil haben.

Aber Roland antwortete: Redet nicht ſolche Schmach! Schande über das Herz, das jetzt in der Bruſt feige wird! Wir bleiben hier und halten Stand, und theilen Schläge und Wunden aus.

Als Roland ſah, daß es zur Schlacht kam, wurde er wild wie ein Löwe, oder ein grimmiger Leopard. Er rief den Franken heran, und ſprach zu Oliver: Lieber Herr und Geſelle, redet nicht mehr von jenem! Als Kaiſer Karl uns zwanzigtauſend Franken übergab, da dachte er nicht, daß ein Feigling darunter ſein möchte. Für ſeinen Herrn muß ein Mann großes Ungemach erdulden, und Kälte und Hitze ertragen, auch Blut und Leben aufs Spiel ſetzen. Stoß du mit deiner Lanze und ich haue mit Durendal ein, dem guten Schwerte, das der König mir gegeben hat. Sterbe ich, ſo kann der, der es nach mir erhält, und alle können ſagen, daß es einem edlen Vaſallen angehörte.

Auf der andern Seite ſpornte der Erzbiſchof Turpin ſein Pferd, ſtieg auf eine Höhe, rief die Franken zu ſich und predigte ihnen alſo: Ihr Herren Barone, Kaiſer Karl hat uns hier gelaſſen, und für unſern König müſſen wir wohl ſterben. Helft die Chriſtenheit aufrecht erhalten! Ihr werdet

eine Schlacht haben, das kann niemand abwenden; denn vor euren Augen ſeht ihr die Sarazenen. Bekennet eure Sünden, bittet Gott um Gnade, und ich will euch eurer Schuld entledigen, auf daß eure Seelen ſelig werden. Wenn ihr ſterbet, ſo ſollt ihr heilige Märtyrer ſein und einen Sitz bekommen im Paradies.

Da ſtiegen die Franken von ihren Roſſen und fielen zur Erde. Der Erzbiſchof aber ſegnete ſie im Namen Gottes, und legte ihnen als Büßung auf, rüſtig zu kämpfen. Ihrer Sündenſchuld entbunden richteten ſich die Franken auf, der fromme Erzbiſchof ſegnete ſie nochmals und dann ſtiegen ſie auf ihre ſchnellen Roſſe, ritterlich gerüſtet und zum Kampfe bereit. Graf Roland rief Oliver zu ſich heran und ſprach: Lieber Herr und Geſelle, glaubt mir, daß Ganelon uns alle verrathen hat! Sie haben ihm Gold und Gut gegeben; König Marſilies hat uns um Münze erhandelt, ſtatt uns durch ſeinen Arm und ſein Schwert zu gewinnen. Aber Kaiſer Karl wird uns wohl an dem Verräther rächen. Sodann eilte Roland auf ſeinem ſchnellen Roſſe Veillantif nach den Engpäſſen von Hiſpanien, mit ſeinen ſchönen Waffen angethan. Sein Schwert ſchwang der Held in der Rechten und hob es jauchzend gen Himmel, er entfaltete ſeine weiße Fahne, das Schwertgehänge flatterte empor bis zu den Händen, ſeine Geſtalt war ſchön und edel, ſein Antlitz klar und heiter. Er folgte ſeinem Geſellen, und die Franken riefen ihn zu ihrem Schutze heran. Er warf einen ſtolzen Blick nach den Sarazenen hin und einen ſanften und demüthigen nach den Fran-

ken und ſprach höflich zu ihnen alſo: Ihr edeln Barone, ſchreitet gemach fürbaß! Die Heiden ſollen einen blutigen Tod finden. Heute werden wir ein ſchönes artiges Schlachtſpiel bekommen, wie kein Frankenkönig je eines hatte.

Auf dieſe Worte verſammelten ſich die Scharen. Oliver ſprach: Ich mag nicht mehr reden. Ihr wolltet Euern Olifant nicht blaſen und habt nun keine Hilfe vom Kaiſer. Er weiß nicht was hier geſchieht und trägt keine Schuld davon; die aber, ſo hier ſind, tragen eben ſo wenig die Schuld, wenn es übel ergeht. So reitet denn hin, ſo weit Ihr könnt. Edle Barone, haltet euch rüſtig im Feld. Ich bitte euch um Gottes Liebe willen, habt Acht darauf, tüchtige Schläge zu führen und kräftig einzuhauen. Die Fahne Kaiſer Karls dürfen wir nicht verlaſſen.

Bei dieſen Worten riefen die Franken laut Munjoie! und wer dieſen Schlachtruf hörte, der ſpürte, wie groß ihre treue Ergebenheit ſein mochte. Dann ritten ſie ſtolzen Muthes fürbaß und ſpornten ihre Roſſe, um ihren Lauf zu beſchleunigen. Sie drangen vor, denn ſie konnten anders nicht, da die Sarazenen furchtlos heranrückten. Da ſtanden nun Franken und Heiden einander gegenüber. Der Neffe des Königs Marſilies, Aelroth mit Namen, ritt zuerſt aus den Reihen heraus und führte ſchlimme Reden gegen die Franken. Ihr Schurken, rief er, heute ſollt ihr mit uns fechten, denn der, der eurer pflegen ſollte, hat euch verrathen. Der König war ein Narr, euch hier am Engpaß zurückzulaſſen. Darum

ſoll er denn auch Frankreich ſein Beſitzthum verlieren, denn wir wollen ihm ſeinen rechten Arm abſchlagen.

Als Roland ſolches hörte, ward er heftig ergrimmt, ſpornte ſein Pferd und ließ es in vollem Laufe auf ihn losrennen. Der Graf ſchlug mit aller ſeiner Kraft auf ihn ein, zerbrach ihm den Schild, riß ihm den Halsberg ab, ſpaltete die Bruſt, zermalmte ihm die Knochen und riß ihm den Rückgrat vom Leibe. So entfloh ſeine Seele, Roland aber faßte ihn gut mit dem Schwert, hob ihn aus dem Sattel und ſchwang ihn herab auf den Boden. Da ſchlug er ihm den Kopf ab und ſprach: Wohlan, Feigling! Kaiſer Karl iſt kein Narr, und dem Verrath iſt es ſtets übel bei ihm ergangen. Er that wohl recht daran, uns an den Engpäſſen zurück zu laſſen, und heute ſoll er Frankreich, ſein Beſitzthum, nicht verlieren. Haut ein, Franken! der erſte Streich iſt unſer. Wir haben Recht und dieſe Schlemmer Unrecht.

Da war ein Herzog, Falſaron geheißen, ein Bruder des Königs Marſilies, der ihm die Bezirke Albiun und Balbiun gegeben hatte. Er war ein ausgemachter Schurke, und ſeine zwei Augen ſtanden wohl einen guten halben Schuh von einander auf der Stirn. Über den Tod ſeines Neffen war er gar ſehr betrübt, daher drängte er ſich aus dem Getümmel, ſprengte vor und rief den Franken das heidniſche Schlachtgeſchrei entgegen: Heut iſt es aus mit des holden Frankreichs Ehre!

Als Oliver dies vernahm, ward er ſehr ergrimmt, gab ſeinem Pferde die goldenen Sporen und ſchlug ritterlich auf

ihn ein. Er zerhieb ihm den Schild, riß ihm den Halsberg ab, ſtieß ihm mit der Fahne den Bruſtharniſch in den Leib und hob ihn todt aus dem Sattel. Als er ſo den Schlemmer auf der Erde liegen ſah, rief er ſtolz: Um Eure Drohworte, Feigling, kümmre ich mich nicht. Hauet ein, Franken, denn wir werden ſiegen!

Damit ſchrie er Munjoie, denn dieß war der Schlachtruf Kaiſer Karls. Bei den Heiden war auch ein König mit Namen Corſablix, der kein Sarazene, ſondern aus einem fernen Lande war. Dieſer rief: In dieſer Schlacht mögen wir wohl Stand halten, denn die Zahl der Franken iſt ſehr gering. Alle, die hier ſind, können wir nur ſehr niedrig anſchlagen, da Kaiſer Karl keinem einzigen zur Hilfe ſein wird. Heute iſt der Tag, an dem ſie ſterben müſſen.

Der Erzbiſchof Turpin hörte dieſe Rede wohl, und obſchon er keinen Menſchen unter der Sonne gerne haſſen mochte, ſpornte er doch ſein Roß mit ſeinen feingoldenen Sporen und fiel kräftig auf den Heiden ein, zerſchmetterte ſeinen Schild, brachte den Halsberg in Verwirrung und ſtieß ihm ſein großes Schwert mitten durch den Leib. Er packte ihn gut, ſchwang ihn aus dem Stegreif und warf ihn todt zu Boden. Dann wandte er ſich um, ſchaute auf den Schlemmer über die Schulter hin und konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen: Feiger Heide, Ihr habt deß gelogen. Karl, unſer Herr, iſt unſer Schutz alle Tage, und unſere Franken denken nicht daran zu fliehen, vielmehr werden wir Eure Genoſſen alle ſtarr und unbeweglich zu Boden werfen. Die Kunde

ſage ich euch, daß ihr alle den Tod leiden müßt. Haut ein, Franken! Keiner von euch vergeſſe ſeine Pflicht! Der erſte Streich iſt unſer, Gott ſei es gedankt!

Dabei rief er Munjoie, daß es durch das ganze Land hin ertönte. Engelers fiel ſodann über Malprimis von Brigal her, und ſein guter Schild half ihm nicht eines Hellers werth. Er brach ihm den kriſtallenen Knauf in Stücke, und die eine Hälfte fiel ihm auf den Boden; auch hieb er ihm den Halsberg durch bis auf das Fleiſch, ſtieß ihm ſein gutes Schwert durch den Leib, und der Heide fiel zu Boden, aber ſeine Seele führte Satanas von dannen. Sein Genoſſe Gerard fiel über den Emir her, zerbrach ihm den Schild, zerriß die Maſchen ſeines Halsberges, und ſtieß ihm ſein gutes Schwert durch das Herz. Er faßte ihn gut, ſtach ihn mitten durch den Leib, und warf ihn todt zu Boden. Da ſprach Oliver: Unſre Schlacht geht luſtig.

Der Herzog Samſon griff den Almakur an, zerbrach ihm den Schild, der mit Blumen und Gold geziert war, und ſein guter Halsberg war ihm nicht Schutz genug. Er zerſchnitt ihm Herz, Leber und Lunge, und warf ihn zu Boden, wer ſich auch darob grämen mochte. Da ſprach der Erzbiſchof: Das war der Streich eines Helden.

Anſeis trieb ſein Pferd an, und fiel über Turgis von Turteluſe her, zerbrach ihm den Schild über dem vergoldeten Knauf, zerriß das Futter ſeines Halsbergs, und ſtieß ihm ſein gutes Schwert in den Leib. Er faßte ihn recht, ſo daß das Eiſen auf der andern Seite des Körpers hervordrang,

und warf ihn todt auf das Schlachtfeld nieder. Da ſprach Roland: Das war der Streich eines Wackern!

Engelers, der Gascogner von Burdele, ſpornte ſein Pferd und ließ ihm den Zügel ſchießen. Er fiel auf Escremiz von Balterne ein, zerbrach ſeinen Schild in Stücke, und riß den Vorderhelm ihm von dem Halsberg los. Darauf ſtach er ihn mitten in die Bruſt, hob ihn todt aus dem Sattel und ſprach: Nun hat es ſich mit dir zum Untergang gewendet.

Walter hieb dem Heiden Eſtorganz das Fell von ſeinem Schilde ab und die rothen und weißen Felder, zerbrach ihm den Bruſtharniſch und ſtieß ihm ſein gutes Schwert in den Leib, daß er von ſeinem flüchtigen Roſſe todt niederfiel. Darauf ſprach er: Um Eure Rettung iſt es geſchehen.

Berenger fiel über Aſtramariz her, zerbrach ihm den Schild und verwirrte ſeinen Halsberg; auch ſtieß er ihm ſein ſtarkes Schwert durch den Leib, daß er ihn todt niederwarf, mitten unter tauſend Sarazenen. So wurden von den zwölf Fürſten der Heiden zehn erſchlagen, und nur noch zwei blieben am Leben, Chernubles und der Graf Margariz. Margariz war ein wackerer Ritter, ſchön und ſtark, ſchnell und gewandt. Er ſpornte ſein Pferd, ſprengte auf Oliver los, zerbrach ihm den Schild über dem Knauf von reinem Golde, und fuhr mit dem Schwert ihm an der Seite vorüber. Aber Gott beſchirmte ihn, daß er ſeinen Leib nicht berührte. Er zerbrach ihm den Sper, und erſchlug ihn nicht, und eilte weiter, ohne ſich aufzuhalten. Zugleich ſtieß er in ſein Horn, um die Seinigen um ſich zu verſammeln. Nun wurde die Schlacht

heftig und allgemein. Graf Roland ſcheute keine Gefahr, und ſtieß mit ſeinem Spere zu, ſo lange es ging. Er erprobte ihn wohl an fünfzehn Hälſen, bis er zerbrach. Dann aber zog er ſein gutes Schwert Durendal aus der Scheide, ſpornte ſein Pferd und fiel auf Chernubles ein. Er zerbrach ihm den Helm an der Stelle, wo die Karfunkel ſchimmerten, ſpaltete den Schädel ſammt dem Har, ſchnitt ihm durch Augen und Geſicht, durch den blanken Halsberg mit den feinen Maſchen, durch die Bruſt und den ganzen Körper herab bis auf den Sattel, der aus Gold geſchmiedet war. In dem Pferde blieb das Schwert ſtecken, nachdem es ihm den Rückgrat geſpalten. So ſtreckte er ihn todt zu Boden in das grüne Gras, und ſprach: Zagherziger, du biſt zur ſchlimmen Stunde hierher gekommen, und Mahomed wird dir jetzt nichts helfen. Ein ſolcher Schlemmer gewinnt keine Schlacht.

Graf Roland ritt mitten durch das Feld, und richtete mit Durendal, ſeinem ſcharfen ſchneidenden Schwert, großes Blutbad an unter den Sarazenen. Hei! wer ihn da ſah, wie er einen über den andern todt hinwarf, wie das rothe Blut in Strömen floß auf dem Boden und ſein Halsberg und ſein Hemd davon gefärbt war, und wie ſein gutes Roß an Hals und Rücken trof! Aber auch Oliver war nicht läßig einzuhauen. Die zwölf Fürſten verdienten großen Ruhm, und die Franken fochten und kämpften wie Helden. Die Heiden ſtarben dahin, und einige ſanken um vor Furcht. Da ſprach der Erzbiſchof: Wohlauf, fränkiſche Heldenſchar! und rief: Munjoie, das Schlachtgeſchrei des Kaiſers Karl.

Oliver ritt kämpfend umher, und wiewohl ſein Sper zerbrochen war, und er nur noch ein Stück davon in der Hand hatte, griff er den Heiden Malun an, zerbrach ihm den Schild, der mit Gold und Blumen verziert war, ſchlug ihm beide Augen aus dem Kopfe und das Gehirn ſchüttete ihm vor die Füße. Er ſtreckte ihn todt zu Boden mit wohl ſiebenhundert der Seinigen. Darauf erſchlug er Turgis und Eſtragus, und zerbrach vollends ſeinen Sper, daß er ihm in Stücken auf die Erde fiel. Da ſprach Roland: Geſelle, was treibet Ihr? In ſolcher Schlacht kämpft man nicht mit einem Stecken. Hier iſt Stahl und Eiſen am Platze. Wo iſt Halteclere Euer Schwert mit der goldnen Scheide und mit dem kriſtallnen Knauf?

Ich kann es nicht ziehen, antwortete Oliver, denn das Stoßen läßt mir keine Zeit.

Doch mußte Herr Oliver ſein gutes Schwert ziehen, denn ſein Geſelle Roland ließ nicht ab ihn zu bitten, und zeigte ihm ſelbſt, wie ein Ritter thun ſoll. Er ſchlug einen Heiden, Juſtin von Val Ferree, ſpaltete ihm den ganzen Kopf in der Mitte, zerſchnitt ihm den Leib und die feingearbeitete Brünne, dazu den Sattel, der mit Gold und Edelſteinen geſchmückt war, und hieb noch dem Roſſe den Rückgrat ab. Der Heide aber fiel todt vor ihm in das Gras. Da ſprach Roland: Thut mir nach, Bruder! Für ſolche Schläge liebt uns der Kaiſer.

Da riefen ſie von allen Seiten: Munjoie.

Graf Gerins ſaß auf ſeinem rothen Roß und ſein Ge-

ſelle Gerers auf Paſſecerf. Sie ließen ihnen die Zügel ſchießen und ſpornten mit Macht und fielen beide über den Heiden Timozel her. Der eine packte ihn am Schild, der andre am Halsberg an, und beide ſtießen ihm ihre Schwerter in den Leib, ſo daß er todt auf den Raſen niederfiel. Man hat nichts gehört, welcher von den beiden Geſellen rüſtiger und ſchneller geweſen ſei und dem Heiden den Todesſtoß gegeben habe. Es war aber derſelbige ein Sohn des Burdel. Unterdeſſen brachte der Erzbiſchof den Zauberer Siglorel um, der geraden Weges zur Hölle fuhr, wohin ihn Jupiter um ſeiner Herenkünſte willen abholte. Da ſprach Turpin: Dem haben wir übel gebettet.

Roland erwiderte: Der Schurke iſt beſiegt. Bruder Oliver, ſolche Schläge gefallen mir wohl.

Die Schlacht ging immer fort und Franken und Heiden theilten ſich gegenſeitig kräftige Schläge aus; die einen griffen an, die andern vertheidigten ſich. Da ward mancher Sper gebrochen und in Blut getaucht, manche Fahne und Feldzeichen zerſchlagen, mancher brave Franke verlor ſein junges Leben, um nie wieder Mutter oder Weib zu ſehen, noch diejenigen, welche jenſeits des Engpaſſes ihrer harrten. Der große Karl hörte indeſſen nicht auf zu weinen, denn es lag ihm ſchwer auf dem Herzen, daß jene hilflos zurückgelaſſen waren. Ja einen ſchlechten Dienſt leiſtete ihm Ganelon an jenem Tage, als er in Saragoſſa ſeine Genoſſenſchaft verkaufte. Doch büßte er dafür hernachmals Leib und Leben ein, da er vor dem Gericht in Achen verurtheilt ward,

gehangen zu werden, und mit ihm etliche und dreißig ſeiner Magen, die nicht gedachten, daß ſie ſterben müßten. Die Schlacht gieng ſchwer und fürchterlich weiter, und Roland und Oliver hielten ſich wacker. Auch der Erzbiſchof führte wohl mehr denn tauſend kräftige Streiche. Die zwölf Fürſten waren ſämmtlich nicht läßig und die Franken alle ſchlugen heftig drein. Die Heiden ſtarben hin zu Hunderten und Tauſenden. Wer nicht floh, für den war keine Rettung vor dem Tode. Ob er wollte oder nicht, ſeine Zeit war zu Ende. Die Franken verloren daſelbſt ihr beſtes Gewand, und manche durften nicht mehr ihre Eltern und Magen ſehen, noch den großen Karl, der jenſeits des Paſſes ihrer harrte. In Frankreich war unterdeſſen ein fürchterliches Gewitter mit Sturm, Wind und Donner, auch kam Regen und Hagel aus der Maßen viel. Die Blitze ſchoßen in Menge herab und die Erde ſchien in Wahrheit zu erbeben. Von St. Michael in Paris bis nach Seinz und von Beſentun bis an die Päſſe von Guitſand war keine Burg, deren Mauern nicht geborſten wären. Gegen Mittag lag eine große Finſterniß, und nur wenn der Himmel ſich zum Blitzen ſpaltete, wurde es helle. Jedermann, der ſolches ſah, war in großer Angſt, und viele ſprachen: Nun iſt es aus. Das Ende der Welt iſt gekommen.

Aber ihre Rede war falſch und ſie wußten nicht, was das bedeutete, denn es war der Schmerz um den Tod des braven Roland. Die Franken ſchlugen muthig und kräftig drein und die Heiden ſtarben zu Tauſenden und in Scharen

dahin. Von hunderttauſend mochten nicht zwei davonkommen. Roland ſprach: Unſere Mannen halten ſich wacker. Auf der ganzen Welt iſt keiner, der beſſere in ſeinem Dienſte hätte.

Sie zogen durch das Feld und ſuchten die Ihrigen zuſammen und weinten vor Schmerz und Rührung um ihre Eltern und Verwandten. Da kam der König Marſilies mit ſeinem großen Heere gegen ſie heran. In zwanzig endloſen Scharen zogen ſie das Thal herauf; ihre Helme waren mit Gold und Edelſteinen gebunden, auch ihre Schilde und Brünnen reich verziert. Siebentauſend Hörner blieſen bei dem Zug, ſo daß es durch die ganze Gegend wiederhallte. Da ſprach Roland: Bruder Oliver, mein trauter Geſelle, der Schurke Ganelon hat uns den Tod geſchworen, aber der Verrath kann nicht verborgen bleiben, und der Kaiſer wird blutige Rache dafür nehmen. Wir werden eine heftige, langedaurende Schlacht haben, wie noch nie ein Menſch eine ähnliche geſehen hat. Ich will einhauen mit Durendal meinem guten Schwert, und Ihr, Geſelle, haltet Euch gut mit Halteclere! In manchem Kampf haben wir ſie getragen, und mancher Schlacht damit ein Ende gemacht. Nun ſoll man in Zukunft kein Spottliedlein auf uns ſingen.

Als Marſilies ſeine Leute ſo ſchimpflich niedergemetzelt ſah, ließ er ſeine Hörner und Trompeten blaſen, und ritt mit ſeinem gewaltigen Heerbann vorwärts. An der Spitze deſſelben ritt ein Sarazene, Abisme, der ſchlimmſte Schurke, den er bei ſich hatte. Er war ganz und gar von ſchlechter Art, und glaubte nicht an Gott, den die heilige Jungfrau

geboren. Seine Hautfarbe war ſchwarz wie ein dunkler Pelz, und ſein Herz liebte Verrath und Mord mehr, als alles Gold von Galizien. Nie ſah ihn ein Menſch ſcherzen oder lachen. Dabei war er aber ein treuer Dienſtmann, und voll unerſchrockenen Muthes, weßhalb ihn auch der Heidenkönig Marſilies gar lieb hatte, und ihn die Heerfahne tragen ließ, um welche all ſein Volk ſich verſammelte. Der Erzbiſchof hatte ſolche Liebe nicht für ihn, denn ſo bald er ihn ſah, wünſchte er mit ihm zuſammenzutreffen, und ſprach leiſe bei ſich ſelber: Dieſer Sarazene ſcheint mir ein ganzer Ketzer. Das beſte iſt wohl, ich gehe und bringe ihn um, denn Feigheit war nie das, was mir gefiel.

Der Erzbiſchof begann den Kampf, und ſaß auf dem Roſſe, das er einſt dem König Groſſaille in Dänemark, den er erſchlug, genommen hatte. Es war ein ſchneller und gewandter Renner, ſeine Hufe waren wohl beſchlagen, die Beine legten ſich beim eilenden Lauf platt auf den Boden, die Schenkel waren kurz, das Hintertheil breit, die Seiten lang und der Rücken hoch. Der Schweif war weiß, die Mähne gelb, die Ohren klein und der Kopf rothfahl. Es gab kein Thier, das mit ihm in die Wette laufen konnte. Der Erzbiſchof gab ihm ritterlich die Sporen und ließ nicht ab, bis er Abisme erreicht hatte. Er ſchlug ihm auf ſeinen Emirſchild, der mit edlem Geſtein, mit Amethyſten und Topaſen und leuchtenden Karfunkeln beſetzt war. In Val Metas hatte ihn ein Teufel dem Emir Galafes gegeben, und dieſer ihn Abisme überliefert. Turpin ſchlug darauf und ſchonte ſeiner

nicht, und nach dieſem Schlag ſprach der Heide kein Wort weiter, denn Turpin ſpaltete ihm den Leib von einer Seite zur andern, und warf ihn todt nieder auf das Feld. Da ſprachen die Franken: Das war ritterlich gefochten. Durch den Erzbiſchof bewahrt das Kreuz ſeine Ehre.

Als ſie aber ſahen, daß der Heiden ſo viele waren, und ſie das ganze Land rings umher überdeckten, da ſehnten ſie ſich ſehr nach Oliver und Roland, und nach der Hilfe der zwölf Fürſten. Der Erzbiſchof aber ſagte ihnen, was er dachte, und ſprach: Ihr Herren Barone, ſinnet nicht lange nach, ich bitte euch um Gott, daß ihr nicht von dannen fliehet, damit kein Biedermann ein Schandlied auf uns ſinge. Weit beſſer iſt es doch, wir ſterben im Kampfe. Iſt es uns geſetzt, ſo nehmen wir jetzt ein Ende, und wir werden nicht mehr leben über dieſen Tag. Aber eines Dings bin ich verſichert, daß das heilige Paradies uns offen ſteht, und daß ihr ſitzen werdet unter den Frommen.

Auf dieſe Worte jubelten die Franken, und keiner war, der nicht Munjoie rief.

Es war daſelbſt ein Sarazene von Saragoſſa, dem die Hälfte dieſer Stadt gehörte. Er hieß Climborins, aber er war kein Biedermann, denn er ſtand im Bunde mit dem Grafen Ganelon, hatte ihn aus Freundſchaft auf den Mund geküßt, und ihm ſein Schwert und ſeinen Karfunkel geſchenkt. Dieſer ſprach, er wolle das Hochland in Schande bringen, und dem Kaiſer ſeine Krone nehmen. Das Pferd, auf dem er ſaß, hieß Barbamuſche, und war behender als ein Sperber

oder eine Schwalbe. Er spornte es gut, ließ ihm den Zügel und fiel über Engeler von Gascogne her. Nicht konnte dieſen ſein Schild noch ſeine Brünne retten, ſondern des Heiden Schaft ging ihm in den Leib; er faßte ihn gut, ſo daß das Eiſen hinten hervordrang, und er ihn todt auf das Feld niederwarf. Dann rief er: Euch wollen wir noch beſchämen. Haut ein, ihr Heiden, um das Gedränge zu durchbrechen!

Die Franken aber ſprachen: Gott, welcher Schmerz!

Roland rief Oliver herbei und ſagte: Lieber Herr und Geſelle, ſchon iſt Engeler gefallen. Wir hatten keinen tapferern Ritter.

Verleihe mir Gott, antwortete der Graf, ihn zu rächen!

Damit gab er ſeinem Roſſe die goldenen Sporen und fiel mit ſeinem Schwert Halteclere, das ſchon in Blut getaucht war, auf den Heiden ein. Er ſchwang es kräftig, der Sarazene ſank zu Boden, und die Böſen trugen ſeine Seele von dannen. Darauf erſchlug er den Herzog Alphaien, hieb Escababi das Haupt ab, und warf ſieben Araber aus dem Sattel, ſo daß ſie auf immer zum Kampfe untauglich waren. Da ſprach Roland: Mein Geſelle iſt ergrimmt und verrichtet preiswürdige Thaten mehr denn ich. Für ſolche Schläge wird Karl uns immer lieber haben.

Aucaz rief: Haut ein, ihr Ritter!

Von der andern Seite kam der Heide Waldabrun. Er war der Lehrer des Königs Marſilies geweſen, und beſaß nun auf dem Meere vierhundert Schiffe. Es gab kein Fahrzeug, das er nicht für ſich in Anſpruch genommen hätte.

Verrätheriſch hatte er einſt Jeruſalem erobert, den Tempel Salomons entweiht, und den Patriarchen vor dem heiligen Taufwaſſer erſchlagen. Auch dieſer ſtand im Bunde mit Ganelon, und hatte ihm ſein Schwert mit tauſend Gulden geſchenkt. Das Pferd, auf dem er ſaß, hieß Gramimund, und war behender als ein Falke. Er ſpornte es gut mit ſeinen ſcharfen Sporen, fiel über den reichen Herzog Samſon her, zerſchmetterte ſeinen Schild, zerbrach ihm den Halsberg, ſtieß ihm den Bruſtharniſch mit der Fahne in den Leib und hob ihn todt aus dem Sattel. Haut ein, ihr Heiden, rief er, denn wir werden ſie gar wohl beſiegen.

Die Franken aber ſprachen: Gott, welch ein Schmerz!

Als Graf Roland ſah, daß Samſon todt war, da mögt ihr wohl denken, wie ſehr er ſich betrübte. Er ſpornte ſein Pferd, und rannte gewaltig vorwärts. Er hielt ſein Schwert Durendal in der Hand, das mehr werth war als feines Gold, und fiel damit über den Degen her, ſo ſtark er konnte, zerſchlug ihm den Helm, der mit Gold und Edelgeſtein verziert war, ſpaltete ihm den Kopf, dazu den Leib ſammt der Brünne, auch beide mit Gold und Edelſteinen verzierte Sattelbögen, und hieb noch dem Pferde tief in den Rücken. So tödtete er Roß und Mann, und niemand mag ihn ſchmähen, der ſolches höret. Da ſprachen die Heiden: Das war ein harter Schlag für uns!

Roland aber antwortete: Ich kann die Euren nicht lieben, denn auf Eurer Seite iſt Übermuth und Unrecht.

Dahin kam auch ein Mann aus Afrika mit Namen Mal-

quiant, der Sohn des Königs Malcud. Sein Gewand war ganz aus geſchlagenem Golde, und überſtrahlte alle andern im Glanze der Sonne. Das Pferd, worauf er ſaß, hieß Saltperdut, und kein anderes Thier kam ihm an Schnelligkeit gleich. Er fiel über Anſeis her, zerſchmetterte ihm die rothen und blauen Felder ſeines Schildes, zerſchlug ihm den Bruſtharniſch, und ſtieß ihm das Eiſen mit ſammt dem Schaft in den Leib. So ſtarb der Held, und endete ſeine Tage. Die Franken aber ſprachen: Wehe dir, edler Herr!

Da ritt der Erzbiſchof Turpin kühnlich durch das Feld. Kein Mönch mit einer Platte ſang je die Meſſe, der auch mit ſeinem Leib ſolche Heldenthaten vollbrachte. Er ſprach zu dem Heiden: Gott laſſe dir Übles widerfahren, denn du haſt einen Mann getödtet, um den mir das Herz blutet.

Er ließ ſofort ſein Roß ſich bäumen und hieb ihm ſo gewaltig auf ſeinen toledaniſchen Schild, daß er ihn todt niederwarf auf das grüne Gras. Von der andern Seite kam ein Heide Grandonies, der Sohn des Königs Capuel, aus Kappadocien gebürtig. Das Pferd, auf dem er ſaß, hieß Marinorie, und war behender, als der Vogel in der Luft. Er ließ die Zügel ſchießen, gab ihm die Sporen, und fiel mit großer Kraft auf Gerin ein. Er zerbrach ſeinen rothen Schild, ſchlug ihm denſelben vom Hals, zerriß ihm darauf ſeine Brünne und ſtieß ihm ſeine ganze blaue Fahne in den Leib, daß er ihn todt niederwarf auf einen hohen Stein. Auch erſchlug er noch ſeinen Geſellen Geres und Berenger und Guiun von St. Anton. Darauf fiel er über

den reichen Herzog Auſtorie her, welcher Valeri und Envers an der Rhone beſaß, und warf ihn todt nieder, worüber die Heiden ſehr erfreut waren. Die Franken aber ſprachen: Den Unſern ergeht es übel.

Graf Roland hielt ſein blutiges Schwert in der Hand und hörte wohl, wie der Franken Muth zu ſinken begann. Darüber ward er ſo ſchmerzlich betrübt, daß er gedachte, das Herz zerſpringe ihm in ſeinem Leibe, und ſprach zu dem Heiden: Gott ſende dir Schmach! Du haſt einen Mann erſchlagen, den ich dir theuer verkaufen werde.

Damit ſpornte er ſein Roß, das ſich muthig unter ihm bäumte und bald waren die Gegner beieinander. Grandonie war ein muthiger und ſtarker Held. Er kam Roland auf halbem Wege entgegen, und obwohl er ihn zuvor nie geſehen hatte, erkannte er ihn alsbald an ſeinem ernſten Ausſehen, ſeinem edeln Körper, an Blick und Haltung. Wie er ihn ſo anſchaute, konnte er ſich des Grauſens nicht erwehren und wäre gerne geflohen, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre. Der Held Roland hieb ſo wacker ein, daß er ihm den Helm ſpaltete bis auf die Naſe; auch ſchlug er ihm dieſelbe durch und durch, dazu den Mund und die Zähne, den Kettenpanzer und den ganzen Leib, ſodann die beiden ſilbernen Sattelbogen und noch tief in den Rücken des Pferdes hinein. Als er ſo Roß und Reiter mit einem Schlag vernichtet hatte, erhub ſich ein Weheruf unter den Hiſpaniern. Aber die Franken ſchrien: Unſer Retter hält ſich gut!

Dabei ſchwangen ſie ihre Schwerter, und das Getümmel

der Schlacht dauerte fort. Hei, wer da das Ach und Wehe hörte, und ſo viel Volks todt, verwundet und im Blute ſchwimmen ſah! Die einen lagen auf dem Geſicht, die andern auf dem Rücken, alles bunt durcheinander. Nicht länger konnten die Sarazenen Stand halten, ſie mußten das Feld räumen, ob ſie wollten oder nicht. Mit gewaltiger Kraft trieben ſie die Franken zurück. Die Schlacht aber ſchwankte hin und her. Die Franken hieben muthig und grimmig ein, ſchlugen Hände, Rippen, Schultern entzwei, und ſchlitzten die Kleider auf bis in das Fleiſch, ſo, daß das Blut in Strömen über das grüne Gras hinfloß. Aber das Volk des Hochlandes war kühn und unverzagt, und alle ſchrien: König Marſilies, reite voran, wir haben deine Hilfe nöthig!

Graf Roland rief Oliver heran und ſprach: Lieber Herr und Geſelle, iſt es Euch genehm, ſo eilen wir dem Erzbiſchof zu Hilfe. Er iſt ein wackerer Ritter, und einer der beſten unter dem Himmel, der wohl das Schwert und den Sper zu führen weiß.

So kommt! antwortete der Held.

Und auf dieſes Wort begannen die Franken von Neuem den Kampf. Es fielen unzählige Hiebe und Streiche, aber auch die Chriſten traf mancher Schmerz. Roland, Oliver und der Erzbiſchof hielten ſich tapfer, und in den alten Büchern und Rollen ſind mehr denn viermalhunderttauſend verzeichnet, welche daſelbſt den Tod fanden. Viermal wandte ſich das Glück auf ihre Seite, aber das fünfte Mal war es ihnen ungünſtig, ſo daß alle jene fränkiſchen Ritter erſchlagen

wurden, und Gott nicht mehr als ſechzig derſelben verſchonte. Doch ehe ſie ſtarben, erkauften ſie theuer ihren Tod. Als Graf Roland ſo viele der Seinigen umkommen ſah, rief er ſeinen Genoſſen Oliver heran und ſprach: Edler Herr, theurer Geſelle, ſehet um Gott, der Euch Freude ſchenke, wie viele brave Mannen todt auf der Erde liegen! Wir müſſen unſer holdes Frankreich beweinen, daß es ſo viele edle Helden eingebüßt hat. Ach lieber Herr und König, daß Ihr nicht hier ſeid! Bruder Oliver, wie greifen wir es an, um ihm Kunde von uns zu bringen?

Ich weiß nicht, ſprach Oliver, wie das zu machen iſt. Aber lieber will ich ſterben, als daß uns Schmach daraus erwachſe.

Da ſprach Roland: Ich will mein Horn blaſen, und wenn es Karl vernimmt, der durch den Engpaß zieht, ſo kehren gewiß die Franken zu uns zurück.

Aber Oliver erwiderte: Das wäre ja eine große Schande, und Eure ganze Sippſchaft würde Euch darob tadeln, ſo daß dieſe Schmach Euer Leben lang Euch nicht abgewaſchen werden könnte. Als ich es Euch ſagte, wolltet Ihr es nicht thun. Thut Ihr es jetzt, ſo ſoll es nicht auf meinen Antrieb geſchehen, und ich will nicht ſagen, daß es kühn gethan ſei. Aber ſeht doch, wie Euch beide Arme von Blut triefen!

Ja, entgegnete der Graf, ich habe artige Streiche geführt, aber die Schlacht iſt ſchwer, und ich will blaſen, daß der Kaiſer Karl es höre.

Es wäre nicht ritterlich, antwortete Oliver von Neuem.

Als ich es Euch rieth, Geſelle, wolltet Ihr nichts hören. Und doch, wäre der König hier, ſo litten wir keinen Schaden, und die, die bei uns ſind, träfe keine Schmach. Bei dieſem meinem Bart! wenn ich meine edle Schweſter Alda wieder ſehe, ich ſag' es ihr, daß Ihr nie in ihren Armen liegen ſollt.

Warum ſeid Ihr auf mich ergrimmt? ſprach Roland.

Geſelle, verſetzte dieſer, Ihr ſeid ſchuld daran, denn Euer Ritterſinn iſt Thorheit, und beſſer iſt ein rechtes Maß, als Aberwitz. Durch Euren Leichtſinn ſind ſo viele Franken gefallen, und nimmermehr werden wir Kaiſer Karl dienen können. Hättet Ihr mir gefolgt, ſo wäre unſer Heer jetzt hier, wir hätten dieſe Schlacht gewonnen und rühmlich beendet und den König Marſilies gefangen genommen oder erſchlagen, aber durch Eure Läßigkeit, Roland, trifft uns jetzt Unheil. Der große Karl wird nun unſerer Hilfe verluſtig. Ihr werdet fallen, und nimmermehr findet er einen Dienſtmann, wie Ihr, bis an den jüngſten Tag. Sterbt Ihr, ſo iſt Frankreich geſchändet. Heute ſinkt unſre edle Genoſſenſchaft dahin, und ehe der Abend kommt, wird es an ein bittres Scheiden gehen.

Als der Erzbiſchof ſie ſo zanken hörte, gab er ſeinem Pferd die goldenen Sporen, eilte zu ihnen hin, und begann ſie alſo zu ſchelten: Herr Roland, und Ihr, Herr Oliver, ich bitte Euch um Gott, daß Ihr nicht zankt. Schon wäre Euer Blaſen für uns zu ſpät, aber dennoch iſt es weit beſſer, wenn der König kommt, damit er uns räche. Die Hiſpanier ſollen

nicht freudig heimkehren, und unſere Franken mögen hier abſteigen von ihren Roſſen, wenn ſie uns todt und zerſchlagen finden, ſie mögen uns auf Bahren durch ihre Laſtthiere wegbringen, redlich beweinen, und in den Vorhöfen unſerer Kirchen beiſetzen, damit nicht Wölfe, Schweine oder Hunde unſere Leiber auffreſſen.

Da antwortete Roland: Herr, Ihr habt wohl geſprochen.

Darauf ſetzte er ſein Horn an den Mund, faßte es gut, und blies es mit großer Kraft, und wie hoch auch die Berge, wie weit der Weg war, ſo hörte man es doch auf dreißig Meilen widerhallen, und Karl und ſeine Genoſſen vernahmen es alle. Da ſprach der Kaiſer: Unſere Mannen ſind im Kampf.

Ganelon widerſprach ihm, aber was er redete, war lauter Trug und Lüge. Mit großer Kraft und Mühe und mit großem Schmerz blies Graf Roland ſein Horn. Das helle Blut ſpritzte ihm aus dem Munde, und ſein Gehirn drohte ihm die Schläfe zu zerſprengen, aber der Schall des Horns erklang weit, und Kaiſer Karl, der durch den Engpaß zog, vernahm es wohl, auch Herzog Naimes und die andern Franken. Da ſprach der König: Ich höre Rolands Horn, und er blies es noch nie, als wenn er im Kampf war.

Aber Ganelon antwortete: Von einer Schlacht iſt nicht die Rede. Ihr ſeid ein alter greiſer Mann und ſprechet Worte wie ein Kind. Ihr wißt doch den großen Übermuth Rolands, mit welchem Gott zum Wunder ſo lange Nachſicht

hat. Jüngſt nahm er Neapel weg ohne Euer Geheiß, und vertrieb daraus die Sarazenen. Vielleicht hat ihn eine Weſpe geſtochen, während er im Graſe lag, oder läuft er einem Haſen nach. Um deswillen kann er einen ganzen Tag lang blaſen. Er richtet nur Scherze an mit ſeinen Fürſten. Was haltet ihr inne, ihr Ritter? Kein Menſch auf der Welt würde hier an den Rückzug denken, und das Hochland, wo ſie geblieben ſind, iſt gar ferne.

Rolands Mund trof von Blut, und ſein Gehirn drohte ihm die Schläfe zu zerbrechen, aber dennoch fuhr er fort, trotz Anſtrengung und Schmerz, den Olifant zu blaſen, und als Karl und die Franken ſolches vernahmen, ſprach der König: Das Blaſen dauert lang.

Herzog Naimes verſetzte: Ihr Herren, das Blaſen muß ihn Mühe koſten, und wahrlich, er iſt in der Schlacht. Rüſtet euch und laßt das Schlachtgeſchrei ertönen! Eilt euren edlen Genoſſen zu Hilfe! Ihr hört ja wohl, wie Roland ſich abmüht.

Der Kaiſer ließ ſeine Hörner blaſen, die Franken ſtiegen ab, legten eilig ihre Halsberge, Helme und goldenen Schwerter an, und hatten artige Schilde, große und ſtarke Spere, und weiße, rothe und blaue Fahnen. Darauf beſtiegen alle Barone des Heeres ihre Roſſe, und ritten in eilendem Lauf durch den Engpaß zurück. Da war keiner, der nicht zu dem andern ſprach: Wenn wir Roland noch ſehen, ehe er ſtirbt, ſo wollen wir wacker mit ihm einhauen.

Doch was half das! Sie hatten zu lange gezaudert. Es war

ein klarer Abend und ihre Rüſtungen glänzten in der Sonne, und die Helme und Halsberge, die Spere, die vergoldeten Fahnen und die mit ſchönen Blumen bemalten Schilde ſchimmerten helle. Der Kaiſer ritt umher in wildem Grimm und die Franken waren voll Schmerz und Sorge. Da war nicht einer, der nicht bitterlich weinte, denn ſie waren alle ſehr bekümmert um Roland. Den Grafen Ganelon aber ließ der König greifen und überantwortete ihn den Köchen ſeines Haushalts zur Bewachung. Er rief den Meiſter derſelben, Besgun mit Namen, und ſprach zu ihm: Bewahre mir ihn gut, denn der Schurke hat mich und meine Mannen verrathen.

Dieſer nahm ihn in Empfang und nahm hundert ſeiner Küchengeſellen, von den obern und den niederern, zu ſich, um auf ihn Acht zu haben. Sie rauften ihm ſodann den Bart aus und gaben ihm jeder vier Fauſtſchläge, auch peinigten ſie ihn mit Stricken und Stäben, und legten ihm eine Kette an den Hals, wie man einen Bären anfeſſelt. Sodann legten ſie ihn auf ein Saumthier und führten ihn gebunden von dannen, um ihn ſeiner Zeit dem Kaiſer überliefern zu können. So zog das Heer dahin auf den hohen finſtern Gebirgen, durch tiefe Thäler und über reißende Ströme. Die Trompeten ertönten von allen Seiten, um dem Olifant zu antworten. Der Kaiſer ritt dahin in wildem Grimm, und die Franken waren voll Sorge und Schmerz, denn da war keiner, der nicht weinte und klagte und Gott bat, daß er Rolands Leben friſte, bis daß auch ſie auf dem Schlachtfeld ankämen und mit ihm rüſtig kämpfen möchten. Aber was half

es? Es war umſonſt. Sie zögerten zu lange, und konnten nicht zur Zeit auf der Stelle ſein. In großem Grimm ritt König Karl weiter und ſein weißer Bart floß ihm herab über ſeine Brünne. Alle Barone von Frankreich ſpornten ihre Pferde zur Eile, und konnten nicht erwarten, bis ſie bei Roland dem Hauptmann wären, der dort kämpfte mit den hiſpaniſchen Sarazenen. Würde er verwundet, wer ſollte ſeine Seele friſten! Und doch, was waren das für ſechzig Mannen, die er bei ſich hatte! Nie beſaß ein König oder Hauptmann beſſere. Roland ſchaute hinauf nach den Bergen und Haiden. So viele Franken ſah er todt auf dem Boden liegen, und beweinte ſie wie ein braver Ritter. Ihr edle Barone, Gott möge euch gnädig ſein! Er verleihe allen euren Seelen das Paradies, und laſſe euch ruhen auf heiligen Blumen! Nie ſah ich beſſere Dienſtmannen, als ihr. So lange Zeit habt ihr mir gedient, ihr habt dem Kaiſer ſo manches große Reich gewonnen, und nun iſt euch eine ſo böſe Stunde gekommen. O holdes Frankreich, heute wirſt du verwaist, denn deine Söhne ſterben im fernen Elend. Fränkiſche Barone, für mich muß ich euch ſterben ſehen, und kann euch nicht ſchützen, noch euer Leben friſten! Möge der treue Gott euch beiſtehen! Bruder Oliver, Euch bleibe ich zugethan, aber wenn nicht ein andrer mich erſchlägt, ſo ſterbe ich vor Kummer. Trauter Geſelle, laß uns wieder an das Werk gehen!

Damit gieng Graf Roland in die Schlacht zurück, und führte Durendal wie ein wackerer Held. Faldrun von Pin

ſpaltete er mitten entzwei, und nach ihm vierundzwanzig von den wertheſten Helden. Nie war ein Mann, den alſo nach Rache gelüſtete, und wie der Hirſch vor den Hunden davon läuft, gleich alſo flohen die Heiden vor dem ſchnellen Roland. Da ſprach der Erzbiſchof: Ihr macht es gut! Solch eine Tugend ziemt dem Ritter. Wer Waffen führt und auf einem guten Roſſe ſitzt, der muß ſtark und ſtolz daher fahren in der Schlacht, ſonſt iſt er nicht vier Pfennige werth, und ihm wäre beſſer, er ſäße als Mönch in einem Kloſter, und bäte Gott alle Tage für unſere Sünden.

Darauf rief Roland: Hauet ein und ſchont ſie nicht!

Auf dieſes Wort begannen die Franken von Neuem, aber auch die Chriſten litten großen Schaden. Ein Mann, der weiß, daß keine Rettung iſt, verrichtet in der Schlacht große Wunder, und darum fochten auch die Franken, wie grimmige Löwen. Da kam Marſilies ritterlich einher. Er ſaß auf einem Roß, Gaignun geheißen. Er ſpornte es gut, und fiel auf Bevon los, welcher ein Herr war von Belne und von Digun. Er zerſchmetterte ihm den Schild, zerriß ihm den Halsberg, und warf ihn todt nieder, ohne ihn weiter zu verletzen. Darauf erſchlug er Yvories und Ivon und mit ihnen Gerard von Ruſſillun. Nicht weit von ihm ſtand Graf Roland und rief dem Heiden zu: Gott unſer Herr verdamme dich! Schnöde tödteſt du meine Geſellen, aber du ſollſt einen Schlag von mir erhalten, ehe wir ſcheiden, und den Namen meines Schwertes erfahren.

Damit fiel er ihn ritterlich an und hieb ihm die rechte

Hand ab, und dem blonden Jurfaleu den Kopf, und dieſer war ein Sohn des Königs Marſilies. Da ſchrieen die Heiden: Hilf uns, Mahomed! Herr, unſer Gott, räche uns an Karl! Er hat uns ſolche Schurken in das Land gebracht, die auch auf Gefahr des Todes nicht weichen wollen.

Da ſprach einer zum andern: So laßt uns denn von hinnen eilen!

Und damit ergriffen wohl hunderttauſend die Flucht, und wer ſie auch zurückrufen mochte, ſie wollten nicht wiederkehren. Doch was half das! König Marſilies war geflohen, aber ſein Oheim Marganices war geblieben, welcher Kartagena beherrſchte und das verwünſchte Land Ethiopien, wo mehr denn fünfzigtauſend ſchwarze Leute wohnen mit langen Naſen und breiten Ohren. Sie ritten ſtolz und grimmig heran, und riefen das heidniſche Feldgeſchrei aus. Da ſprach Roland: Nun wird es ſchlimm ergehen, und ich ſehe wohl, daß wir nicht mehr lange zu leben haben; aber Schmach treffe den, der ſein Blut nicht theuer verkauft! Hauet ein, ihr Herren, mit euren blanken Schwertern! Kämpfet auf Tod und Leben, auf daß das holde Frankreich nicht durch uns in Schande komme, und wenn Kaiſer Karl, mein Herr, auf dieſem Felde anlangt, er gegen einen von uns fünfzehn Sarazenen todt finde, ſo wird er nicht unterlaſſen uns zu ſegnen.

Als Roland die Schar der Feinde erblickte, welche ſchwärzer waren als Tinte, aber weiße Zähne hervorblöckten, da ſprach der Graf mit Grauſen: Nun ſehe ich in Wahrheit, daß

wir heute ſterben werden. Hauet ein, ihr Franken! Ich befehle es euch!

Auf dieſes Wort ſchlugen die Franken tüchtig drein. Als aber die Heiden ſahen, daß der Franken Schar klein wurde, da wuchs ihr Muth und Stolz, und einer ſprach zu dem andern: Der Kaiſer hat Unrecht.

Marganices ſaß auf ſeinem fahlen Roß, ſpornte es gut mit ſeinen goldenen Sporen, und traf Oliver von hinten, mitten in den Rücken, riß ihm den blanken Halsberg vom Leibe, ſtieß ihm ſeinen Sper mitten durch die Bruſt und rief: Zur böſen Stunde hat der große Karl Euch hierher gewieſen an den Engpaß. Er hat uns Unrecht gethan, und ſoll ſich deſſen nicht berühmen! An Euch allein habe ich die Unſrigen würdig gerächt.

Da Oliver fühlte, daß er zum Tode wund war, faßte er Halteclere, ſein blankes Schwert, und ſchlug Marganices auf den ſpitzigen goldenen Helm, zerſchmetterte die Blumen und Kriſtalle auf demſelben, ſpaltete ihm den Kopf bis herab auf die Zähne, und warf ihn unter der Wucht ſeines Schlages todt nieder, wobei er ausrief: Verwünſcht ſeiſt du, Heide! Nicht will ich ſagen, daß Karl nicht verloren habe; aber vor keinem Weib oder Frauen in dem Lande, woher du gekommen biſt, ſollſt du ein Wörtlein prahlen, daß du mich hier niedergemacht, und mir oder einem andern Schaden gethan haſt.

Darauf rief er Roland zu Hilfe, und wiewohl er fühlte, daß er zum Tod verwundet ſei, war er doch nicht läßig in der Rache. Er hieb in dem großen Getümmel mannlich um

ſich, zerſchmetterte Spere und gebogene Schilde, Füße und Hände, Sättel und Rippen. Wer ihn da ſah, wie er die Sarazenen verſtümmelte, und einen um den andern todt niederwarf, der achtete ihn wohl für einen treuen Vaſallen. Er wollte die Fahne des Kaiſers nicht verlaſſen, ſchrie laut und mit heller Stimme Munjoie, und rief ſeinem Freund und Genoſſen Roland zu: Trauter Geſelle, haltet zu mir, denn heute noch geht es bei uns an ein ſchmerzliches Scheiden.

Als Roland ſeinem Freund Oliver in's Geſicht ſah, bemerkte er, daß es blaß wurde, und ſeine Farbe ſchwand. Das helle Blut rieſelte ihm über den Leib herab, und fiel in großen Tropfen auf die Erde. Gott! ſprach der Graf, nun weiß ich nicht, was ich beginne. Wehe um Euer Ritterthum, trauter Geſelle! Nirgend iſt ein Mann, der dich erſetzte. Ach, holdes Frankreich, wie wirſt du heute verödet und verwaist, und deine beſten Vaſallen ſchmählich niedergeworfen! Wie wird dem Kaiſer ſolcher Schaden erſetzt?

Nach dieſen Worten ſank er ohnmächtig auf ſeinem Pferde zuſammen. Oliver aber, der todwunde, hatte ſo viel geblutet, daß ſein Blick ſich verdunkelte, und er weder nah noch fern einen Menſchen mehr erkennen konnte. Da ſtieß er auf ſeinen Geſellen und hieb ihn auf den goldgeſchmückten Helm, den er ihm abſchlug bis an die Naſe, ohne ihn jedoch am Haupte zu beſchädigen. Bei dieſem Schlag blickte Roland auf, und fragte ihn ſanft und freundlich: Trauter Geſelle, thut Ihr das mit Willen? Das iſt ja Roland, der Euch ſo ſehr geliebet, und dem auch Ihr nie ein Leides zugefügt.

Ich höre Euch wohl reden, verſetzte Oliver, aber ich ſehe Euch nicht. Möge unſer Herr Gott ſein Auge nicht von Euch laſſen! Habe ich Euch geſchlagen, ſo vergebet es mir!

Roland entgegnete: Es thut nichts, und ich verzeihe es Euch hier vor Gott.

Bei dieſen Worten neigten ſie ſich gegen einander, und nahmen mit herzlicher Liebe Abſchied. Oliver fühlte das Bangen des Todes immer deutlicher, die Augen drehten ſich ihm krampfhaft im Kopfe, und Hören und Sehen war ihm vergangen. Da ſtieg er vom Pferde, legte ſich auf die Erde, hob ſeine beiden Hände gefaltet gen Himmel, und beklagte laut ſeine Sünden. Dann bat er Gott, daß er ihm das Paradies verleihe, und Karl und dem holden Frankreich und vor allen ſeinem Geſellen Roland ſeinen Segen ſchenke. Darauf brach ihm das Herz, der Helm fiel ihm herab, und ſein Leib ſtreckte ſich leblos auf die Erde aus. Als aber der Held Roland ſah, daß Graf Oliver geſtorben war, weinte und klagte er ſo laut, wie man nie auf Erden einen Mann klagen gehört. Wie er ſeinen Freund mit dem Geſicht zur Erde gekehrt ſo daliegen ſah, ergriff ihn der Schmerz in tiefſter Seele, und er rief: Trauter Geſelle, wehe über deine Kühnheit! Manches Jahr ſind wir beiſammen geweſen und manchen Tag, und du thateſt mir nichts Leides, noch ich dir. Nun du aber geſtorben biſt, iſt das Leben für mich nur ein Schmerz.

Nach dieſen Worten verließ den edlen Helden ſeine Kraft; doch ſaß er feſt in den goldenen Stegreiſen ſeines Roſſes

Veillantif, ſo daß er nicht fallen konnte, wohin es auch gieng. Ehe Roland ſich von ſeiner Ohnmacht erholt hatte und wieder zu ſich gekommen war, widerfuhr den Franken großer Schaden. Alle Edeln waren umgekommen, er hatte ſie alle verloren bis auf den Erzbiſchof und Walther von Hum, der ſich nach langem Kampfe nach den Bergen zurückgeflüchtet hatte. Alle ſeine Mannen waren todt und von den ſiegreichen Heiden erſchlagen. So mußte er, ob er wollte oder nicht, ſich hinter den Berg zurückziehen. Er rief Roland zu Hilfe, und ſprach: Ach, edler Graf, tapfrer Ritter, wo biſt du? Nirgend fürchtete ich mich, wo du weilteſt. Ich bin ja Walther, der Maelgut gewann, des alten greiſen Droun Neffe, den du um ſeines Ritterthums willen ſo geliebt haſt. Mein Sper iſt zerbrochen, mein Schild durchbohrt, mein Halsberg verwirrt und zerriſſen, und mein Leib von einer Lanze durchſtochen. Bald werde ich ſterben, aber ich habe mein Leben theuer verkauft.

Als Roland dieſe Worte hörte, ſpornte er ſein Pferd und kam eilenden Laufs zu ihm. Mit traurigem Herzen begann er in dem Getümmel einzuhauen, und warf zwanzig von den Hiſpaniern todt nieder, Walther aber ſechs und der Erzbiſchof fünf. Da ſprachen die Heiden: Wir haben hier ſchlimme Schurken. Habt Acht, ihr Herren, daß ſie nicht lebendig davonkommen! Verwünſcht ſei, wer nicht auf ſie losgeht, und ſie unverſehrt entſchlüpfen läßt.

Da begann das Rufen und Schreien von Neuem, und von allen Seiten ſtürmten ſie auf die Franken ein. Graf

Roland aber war ein edler Held, Walther von Hums ein braver Ritter und der Erzbiſchof wacker und tüchtig. Keiner wollte den andern verlaſſen, und ſie hieben alle in dem Gedränge auf die Heiden los. Tauſend Sarazenen ſtiegen von ihren Pferden, und vierzigtauſend waren beritten, aber ſie wagten nicht, ihnen nahe zu kommen, ſondern warfen nur ihre Spere, Lanzen, Spieße, Pfeile und Gere nach ihnen und tödteten Walther mit dem erſten Schlag. Turpin von Rheims durchbohrten ſie den Schild, und verwundeten ihn durch den Helm am Kopfe. Sein Halsberg wurde verwirrt und zerriſſen und vier Wurfpfeile verwundeten ihn am Leibe. Auch wurde ſein Roß unter ihm erſchoſſen, und zum großen Jammer der Chriſten fiel der Erzbiſchof zu Boden. Aber wiewohl Turpin von Rheims bemerkte, daß er zum Tode wund war durch die vier Pfeile, welche ſeinen Leib getroffen hatten, ſprang doch der Held wieder ſchnell auf die Beine, ſchaute nach Roland um, eilte zu ihm und ſprach: Noch bin ich nicht beſiegt. Ein guter Vaſall ergiebt ſich nicht, ſo lange er lebt.

Er fiel über Almace her mit ſeinem braunen Stahl, und theilte wohl mehr denn tauſend Hiebe noch aus in dem Getümmel. Der Kaiſer ſelbſt erzählte hernachmals, daß er keinen um ſich her geſchont habe, und man fand vierhundert um ihn her liegen, die er theils verwundet, theils mitten durchgehauen, oder denen er die Köpfe abgeſchlagen hatte. Das erzählten ſolche, die auf dem Schlachtfeld waren, und Ägidius, durch den Gott große Wunder vollbracht, und der

hierüber eine Urkunde geſchrieben hat im Kloſter von Loum. Der Graf Roland kämpfte wacker, wiewohl ſein Leib in Schweiß gebadet war und ſein Kopf ihn ſchmerzte, weil die Schläfe ihm vom Hornblaſen zu zerſpringen drohten. Aber dennoch wollte er wiſſen, ob Karl herankäme. Er nahm den Olifant und blies ihn mit ſchwacher Kraft. Der Kaiſer ſtand ſtill, um zu lauſchen, und ſprach: Ihr Herren, heute ergeht es uns ſchlimm. Mein Neffe Roland kommt um. Ich höre es an ſeinem Blaſen, daß ſein Leben nicht mehr lange dauern wird. Wer noch dabei ſein will, der reite ſchnell. Blast eure Trompeten, ſo viel es in dieſem Heere hat!

Da blieſen ſechzigtauſend ſo laut, daß Berg und Thal widerhallte. Da die Heiden das hörten, vergieng ihnen der Scherz, und der eine ſprach zum andern: Nun haben wir es mit Karl zu thun, und der Kaiſer kehrt zurück. Hört ihr die Trompeten? Wenn Roland noch lebt, ſo beginnt unſer Krieg von Neuem, und wir haben unſer Land Hiſpanien verloren.

Darum verſammelten ſich gegen vierhundert Mannen mit guten Helmen und von den beſten, die auf dem Platze waren, und lieferten Roland einen heftigen Kampf, ſo daß der Held genug mit ſich zu thun hatte. Als Graf Roland ſie herankommen ſah, raffte er alle Kraft und ſeinen hohen Muth zuſammen, um ihnen keine Hand breit zu weichen, ſo lange er am Leben wäre. Er ſaß auf ſein Pferd Veillantif, ſpornte es gut mit ſeinen goldenen Sporen und ſprengte mitten unter ſie in das Getümmel hinein. Mit ihm aber war der Erzbiſchof Turpin. Da ſprach einer der Heiden zum andern:

Zieht Euch zurück, Freund! Wir haben die Hörner der Franken gehört. Der gewaltige König Karl kehrt zurück.

Graf Roland aber mochte keinen Feigling leiden, noch einen übermüthigen, ſchlechtgeſinnten Mann, noch auch einen Ritter, der nicht ſeinem Herrn treu diente. Da rief er den Erzbiſchof Turpin und ſprach: Herr, Ihr ſeid zu Fuß und ich bin zu Pferd. Um Euretwillen mache ich hier Halt, und ſo wollen wir mit einander Gutes und Schlimmes ertragen, und ich will nicht von Euch weichen um keinen Preis. Hier wollen wir den Heiden Stand halten und Durendal ſoll ſeine beſten Schläge führen.

Der Erzbiſchof entgegnete: Schmach treffe den, der nicht wacker einhaut! Karl kehrt ja zurück und wird uns rächen.

Die Heiden aber ſprachen: Zur böſen Stunde ſind wir geboren und der ſchlimmſte Tag iſt uns heute angebrochen Unſere Edeln und Fürſten haben wir verloren und nun kommt Karl der ſtarke Held mit ſeinem großen Heere zu uns zurück. Die Hörner der Franken laſſen ſich deutlich vernehmen und großen Lärm macht der Ruf Munjoie. Graf Roland aber iſt ein Mann von unbezwinglichem Übermuthe und nie hat ein ſterblicher Menſch ihn im Kampfe überwunden. Schießen wir auf ihn und laſſen ihn dann ſtehen!

Darauf ſchoßen ſie Spere und Lanzen, Spieße und befiederte Pfeile ab, zerbrachen Roland den Schild und beſchädigten ſeinen Halsberg, ohne ihn jedoch am Leibe zu verletzen. Dagegen wurde Veillantif an dreißig Stellen verwundet und fiel todt unter ſeinem Reiter nieder. Darauf

flohen die Heiden von dannen und ließen Roland stehen. Der Held aber sprang schnell auf die Füße. Als die Heiden so in ihrem heftigen Grimm davon liefen und nach Hispanien zueilten, blieb Graf Roland ruhig und verfolgte sie nicht. Er hatte sein Roß Veillantif verloren und mußte wohl oder übel nun zu Fuß gehen. Da eilte er dem Erzbischof Turpin zu Hilfe, band ihm seinen goldenen Helm vom Kopfe, zog ihm den leichten blanken Halsberg ab, riß ihm seinen Rock vom Leibe und stopfte seine großen Wunden mit den Lappen des Gewandes. Darauf drückte er ihn an seine Brust, legte ihn sanft auf das grüne Gras nieder und sprach freundlich also zu ihm: Ach, edler Mann, laßt uns nun Abschied nehmen! Unsere trauten Gesellen, die wir so lieb hatten, sind nun alle gestorben. Wir dürfen sie nicht verlassen. Ich will hingehen und nach ihnen suchen und sie alle vor Euch zusammen legen.

Da sprach der Erzbischof: Geht und kehret bald zurück! Das Feld ist Euer, Gott sei Dank! es ist unser.

Darauf wandte sich der Graf Roland von ihm und ging allein durch das Schlachtfeld hin. Er suchte auf und ab, hin und wieder, und fand Gerin und Gerer seinen Gesellen, Berenger und Atuin, Anseis und Samson und den alten Gerard von Russillun. Einen um den andern nahm er die Helden auf, trug sie zu dem Erzbischof hin und legte sie vor ihn in eine Reihe. Der Erzbischof konnte sich der Thränen nicht enthalten, hob seine Hand auf und segnete sie. Darauf aber sprach er: Wehe euch, ihr edlen Helden! Gott der allmächtige nehme eure Seelen zu sich, und lasse euch in seinem

Paradies auf heiligen Blumen ruhen! Ach, der Tod bedrängt auch mich gar hart, und ich werde den gewaltigen Kaiſer nicht mehr ſehen.

Roland wandte ſich wieder um und gieng durch das Feld, um zu ſuchen. Da fand er ſeinen Geſellen Oliver. Er drückte ihn an ſeine Bruſt, brachte ihn ſo ſchnell er konnte zu dem Erzbiſchof und legte ihn auf ſeinen Schild neben den andern nieder. Der Erzbiſchof berührte ihn mit der Hand und ſegnete ihn ein. Darauf aber erhob ſich der Schmerz und die Klage von Neuem und Roland ſprach: Trauter Geſelle Oliver, wehe um dein edles Geſchlecht! Du warſt der Sohn des Herzogs Reiner, der die Mark des Thals Runers beſaß, und dem kein Ritter auf Erden gleich kam im Sperzerbrechen und im Schilddurchbohren, der Stolze beſiegte und in Schrecken ſetzte, Wackere aufrechterhielt und berieth, Schlemmern aber Furcht und Entſetzen war!

Als ſo der Graf Roland die Fürſten todt liegen ſah und Oliver, den er ſo ſehr geliebt hatte, da faßte ihn bittere Wehmuth und er begann zu weinen und ſein Geſicht entfärbte ſich. Er war ſo ſehr betrübt, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten konnte, ſondern er mußte wohl oder übel erſchöpft zu Boden ſinken. Da ſprach der Erzbiſchof: Wehe dir, ſtarker Held!

Als er aber Roland dergeſtalt erblaſſen ſah, war er bis in den Tod betrübt, ſtreckte ſeine Hand aus und ergriff Rolands Horn. Er wollte damit zu dem Waſſer hingehen, das bei Roncesvals fließt und dem Ritter davon zu trinken

bringen. Wankend machte er einige Schritte, da ward er aber zu ſchwach und konnte nicht weiter, denn ſeine Kraft hatte ihn verlaſſen mit dem vielen Blute, das er verloren. Ehe er nur eine Hufe weit kam, brach ihm das Herz, er fiel vorwärts auf das Geſicht und der Tod bedrängte ihn hart. Als nun der Graf Roland ſich von ſeiner Ohnmacht erholt hatte, richtete er ſich empor in ſeinem großen Schmerz, ſchaute auf und ab, auf dem grünen Gras über ſeine Geſellen hin und ſah daſelbſt den edeln Helden liegen. Es war der Erzbiſchof, der den Blick und beide Hände gefaltet gen Himmel hob, ſeine Sünden bekannte, Gott um Gnade anrief und ihn bat, daß er ihm das Paradies verleihe. In großen Schlachten und gar ſchönen Predigten war er allzeit ein Kämpfer gegen die Heiden geweſen, und Gott möchte ihm wohl ſeinen gnädigen Segen verleihen. Der Graf Roland ſah den Erzbiſchof zu Boden liegen, ſeine Eingeweide lagen ausgeſchüttet neben ihm und aus der Stirn ſprudelte das Gehirn hervor, über die Bruſt aber hatte er ſeine ſchönen weißen Hände gekreuzt. Da ſprach er in geziemender Klage alſo: Ach, edler Mann, frommer Ritter! Ich befehle dich dem glorreichen Herrn im Himmel. Nie diente ihm ein Menſch williger, denn du, und von der Apoſtel Zeiten an war keiner ein ſolcher Prophet, dein Geſetz zu halten und ihm die Menſchen zu gewinnen. Möge darum deiner Seele es wohl ergehen, und ihr die Pforten des Paradieſes ſich aufthun!

Bald aber fühlte auch Roland, daß ihm der Tod nahe

war, denn das Blut drang ihm rieſelnd aus den Ohren. Darum bat er Gott, daß er ſeine Fürſten aufnehme, für ſich aber betete er zum Engel Gabriel. Dann nahm er ſein untadeliches Horn in die Hand und in die andere ſein Schwert Durendal. Er war aber ſo ſchwach, daß er nicht einen Bolzen hätte von der Armbruſt ſchießen können. Darum gieng er nach Hiſpanien zu auf ein Gefild und ſtieg auf einen erhöhten Platz unter einen ſchönen Baum, zu dem vier marmorne Freitreppen führten. Auf dem grünen Gras fiel er nieder auf ſein Angeſicht und ſeine Kraft verließ ihn, denn der Tod kam ihm nahe. Es war eine hohe Stelle und die Bäume ragten weit in die Lüfte und vier glänzende marmorne Stufen führten dahin, wo Graf Roland auf dem grünen Graſe ohnmächtig lag. Ein Sarazene aber hatte ihn beſtändig beobachtet, der unter den andern lag und ſich todt geſtellt und ſeinen Leib und Geſicht mit Blut gewaſchen hatte. Nun aber richtete er ſich auf und ſchickte ſich an, eilends hin zu laufen. Er war ſchön und ſtark und ein treuer Dienſtmann. In ſeinem Übermuth aber begann er eine Tollheit, die ihm das Leben koſtete. Er faßte Roland an am Leibe und an ſeiner Rüſtung und ſprach: Beſiegt iſt der Neffe des Kaiſers Karl. Dieſes Schwert bringe ich heim nach Arabien.

Während er ihn aber ſo zog, kam der Graf wieder etwas zur Beſinnung, und als er merkte, daß man ihm ſein Schwert nahm, ſchlug er die Augen auf und ſprach zu ihm: Wenn ich recht verſtehe, biſt du keiner von den Unſern.

Damit nahm er ſein Horn, das er nie verlieren mochte,

und hieb ihn damit auf den Helm, der mit Gold und Edelſteinen verziert war, zermalmte den Stahl, dazu das Haupt und die Knochen, ſchlug ihm beide Augen aus dem Kopf und warf ihn todt zu ſeinen Füßen nieder. Darauf ſprach er: Feiger Heide, wie warſt du ſo dumm, mich anzutaſten auf Recht oder Unrecht? Das ſoll kein Menſch wiſſen, noch von deiner Thorheit erfahren. Aber mein dickes Horn iſt dabei geſprungen und Kriſtalle und Gold habe ich davon herabgeſchlagen.

Darnach fühlte Roland, daß ſein Geſicht ihm ſchwand, er raffte ſich mit aller Kraft auf um zu ſtehen, ſein Antlitz aber hatte alle Farbe verloren. Vor ihm lag ein grauer Stein, auf dieſen ſchlug er zehnmal mit großer Kraft vor Grimm und Schmerz. Der Stahl klirrte, aber er brach nicht, noch wurde er ſchartig. Da ſprach der Graf: Heilige Maria, hilf! Ach, gutes Schwert Durendal, wehe dir! Wenn ich dich nicht mehr gebrauchen kann, ſo wird mir nichts mehr helfen. So viele Feldſchlachten habe ich gewonnen durch dich, ſo viele weite Reiche durch dich erfochten, die der greiſe Karl nun innehat! Kein Menſch ſoll dich beſitzen, der vor einem andern flieht. Ein guter Dienſtmann beſaß dich lange Zeit, nimmermehr wird das verwaiste Frankreich einen ſolchen wieder gewinnen.

Darauf hieb Roland auf die Freitreppe von Sardonyx. Der Stahl klirrte, aber er brach nicht, noch wurde er ſchartig. Als er das ſah, daß er ihn gar nicht zerbrechen konnte, begann er bei ſich ſelbſt alſo zu klagen: Ach, Durendal, wie

biſt du ſchön hell und blank, und leuchteſt und ſchimmerſt in der Sonne! Kaiſer Karl war in den Thälern von Moriane, als Gott dich ihm herabſandte durch ſeiner Engel einen, daß er dich einem ritterlichen Hauptmann ſchenke. So gürtete der große edle König mir das Schwert um, und ich gewann ihm damit Namon und Britannien, ich gewann Poitou und Maine, ich gewann die freie Normandie, die Provence und Equitanien, die Lumbardie und ganz Normanien, Bayern und Flandern, Burgund und ganz Apulien, Conſtantinopel, das ihm zinspflichtig wurde, und Sachſenland, wo er thut, was ihm beliebt, auch Schottland, Guales, Island und England, das ſeine Kammer ward, ja alle Lande, die der greiſe Karl beſitzt. Um dieſes Schwert thut es mir leid und wehe, und lieber will ich ſterben, als daß es unter den Heiden bleibe. Gott Vater, laß Frankreich nicht dadurch zu Schanden werden!

Darauf ſchlug Roland von Neuem auf einen Stein und hieb mehr davon ab, als zu ſagen iſt. Das Schwert klirrte, aber zerbrach nicht, noch wurde es beſchädigt, und fuhr unverletzt wieder zurück. Als der Graf bemerkte, daß es nicht zerbrechen würde, da beklagte er es wieder gar ſehr und ſprach: Ach, Durendal, ſchönes, hochheiliges Schwert! An deinem vergoldeten Knauf ſind Heilthümer in Menge, der Zahn des heiligen Peter und vom Blut des heiligen Baſilius und von den Haren meines heiligen Gebieters Dionys und von dem Kleid der heiligen Maria. Es iſt nicht recht, daß Heiden dich beſitzen, von Chriſten mußt du gebraucht werden.

Kein Mann ſoll dich tragen, der feige Schmach begehen kann. Weite Lande habe ich durch dich gewonnen, welche der greiſe Kaiſer beſitzt, und durch dich iſt Karl reich und gewaltig.

Als Roland fühlte, daß der Tod ihn ganz übermannte, und ihm vom Kopfe nach dem Herzen herabſtieg, eilte er zu einer hohen Fichte hin und warf ſich vorwärts auf das grüne Gras. Zu ſeinen Füßen legte er ſein Schwert nieder und an ſein Haupt das Horn, den Kopf aber kehrte er gegen die Heiden zu. Solches that er, weil ihm ſehr viel daran lag, daß Karl und all ſein Volk ſage, daß der edle Held als Sieger geſtorben ſei. Darauf bekannte er vor Gott ſeine Sünden oft und viel und rief ihn um Gnade an, und bot ihm ſeinen Handſchuh dar. So lag er auf einem hohen Berge, gegen Hiſpanien zugekehrt, und ſchlug, da er fühlte, daß ſeine Zeit aus ſei, mit der Hand an ſeine Bruſt und ſprach: Gott, ſchenke mir deine Gnade für die Schuld meiner Sünden, der großen und kleinen, ſo ich begangen habe ſeit der Stunde, in der ich geboren ward, bis zu dieſem Tag, an dem ich hier ſterben muß.

Da ſtreckte er ſeinen rechten Handſchuh gen Himmel, und Engel Gottes ſtiegen zu ihm herab. Als Roland ſo unter dem Baume lag und ſein Geſicht gegen Hiſpanien gekehrt hatte, da gedachte er noch an mancherlei Dinge, an die vielen Lande, die der Held gewonnen hatte, an das holde Frankreich, an die Männer ſeines Geſchlechts und an den großen Karl, ſeinen Herrn, der ihn erzogen, und er konnte ſich nicht erwehren, zu weinen und zu ſeufzen. Vor allem aber dachte

er an ſein eigen Heil, bekannte ſeine Schuld, bat Gott um Gnade und ſprach: Treuer Vater, deß Wort Wahrheit iſt, der du St. Lazarus vom Tode erweckt und Daniel von den Löwen gerettet haſt, rette auch meine Seele aus allen Gefahren, ſo ihr von wegen der Sünden drohen, die ich in meinem Leben gethan habe!

Darauf bot er ſeinen rechten Handſchuh gen Himmel und St. Gabriel nahm ihm denſelben aus der Hand. Sodann faltete er die Hände und legte das Haupt auf den Arm. Gott aber ſandte ſeinen Engel Cherubin und St. Michael und mit ihnen St. Gabriel dahin, um die Seele des Helden in das Paradies zu tragen. So ſtarb Roland und Gott nahm ſeine Seele auf in den Himmel. Als aber der Kaiſer gen Ronceval kam, war daſelbſt kein Weg und kein Steg und keine Elle breit leeres Land, wo nicht Franken oder Heiden umherlagen. Da rief er: Wo ſeid Ihr, trauter Neffe? Wo iſt der Erzbiſchof und der Graf Oliver? Wo iſt Gerin und ſein Geſelle Gerers? Wo iſt Otte und der Graf Berenger, Jve und Jvorie, die ich ſo ſehr geliebt habe? Was iſt aus dem Gascogner Engeler geworden? was aus Samſon dem Herzog und dem Helden Anſeis? Wo iſt Gerard von Ruſſillun, der alte, und die zwölf Fürſten alle, ſo ich hier gelaſſen?

Doch was half es? Niemand antwortete ihm. Gott, ſprach der König, welch ein Schreck für mich, daß ich nicht beim Beginn des Kampfes war!

Dabei zerraufte er ſich den Bart wie ein Mann in

heftigem Grimm, ſeinen edlen Rittern fielen Thränen aus den Augen, kraftlos ſanken wohl zwanzigtauſend zu Boden und Herzog Naimes war betrübt in ſeinem Herzen. Da war kein Ritter oder Baron, der nicht kläglich weinte. Sie beweinten ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Neffen, Freunde und Lehensherren und viele ſanken ohnmächtig nieder. Herzog Naimes aber hielt ſich männlich und ſprach zuerſt zum Kaiſer alſo: Schauet hin zwei Meilen weit von uns, da könnt Ihr große Staubwolken ſehen. Die kommen von dem Heidenvolk, das davon eilt. Laßt uns reiten und für dieſen Schmerz Rache nehmen!

Ach, Gott! ſprach Karl, ſchon ſind ſie ja ſo weit! Rathet mir nach Recht und Ehre, was zu thun ſei, da ſie die Blume des holden Frankreichs dahingenommen haben!

Sofort befahl der König Gekuun und Otten, Tedbalt von Reins und dem Grafen Milun: Bewachet das Feld, Berg und Thal! Laßt alle Todten liegen, wie ſie ſind, doch habt Acht, daß kein Löwe oder wildes Thier ſie verletze, noch auch nur einen Jungen oder Knappen auffreſſe! Kein Menſch ſoll dieſen Ort betreten, bis es Gottes Wille iſt, daß wir zurückkehren zu dieſem Felde.

Sie aber antworteten freundlich und willig: Lieber Herr, gerechter Kaiſer, ſo ſoll es geſchehen!

So blieben ſie mit tauſend Rittern zurück, der Kaiſer aber ließ die Trompeten blaſen und der Held ritt ſodann mit ſeinem großen Heere von dannen hart hinter den Hiſpaniern her, die ſie alleſammt verfolgten. Als aber der König ſah,

daß der Tag ſich zum Abend neigte, ſtieg er auf einer grünen Wieſe vom Pferd, warf ſich nieder und bat den Herrn Gott, daß er die Sonne um ſeinetwillen ſtille halten, die Nacht verſchieben und den Tag fortdauern laſſe. Da kam alsbald ein Engel, der oft mit ihm zu ſprechen-pflegte, und gebot ihm alſo: Karl, reite! An Tageslicht ſoll es dir nicht fehlen. Gott weiß es wohl, daß du die Blume von Frankreich verloren haſt, und du kannſt dich rächen an dem verrätheriſchen Volke.

Nach dieſer Rede beſtieg Karl wieder ſein Schlachtroß und Gott verrichtete auch wirklich für den Kaiſer große Wunder, denn die Sonne ſtand ſtille. Die Heiden flohen, die Franken aber ritten gut und erreichten ſie an dem Orte, der das finſtere Thal geheißen war. Auf dem Wege nach Saragoſſa wollten ſie ſie überfallen und umbringen mit kräftigen Schlägen, darum ſchnitten ſie ihnen die Straße ab. Vor ihnen war ein Waſſer, Sebre benannt, das gar tief und reißend war, aber ſie fanden darauf weder Schiff, Nachen oder Kahn mehr. Deßhalb riefen ſie zu ihrem Gott Tervagant um Hilfe und ſprangen hinein, aber es war da keine Rettung für ſie, denn die Bewaffneten waren zu ſchwer und manche ſanken auf den Grund, die meiſten jedoch ſchwammen mit dem Fluſſe zu Thal, ſo daß alleſammt erbärmlich ertranken. Als der Kaiſer ſah, daß alle Heiden todt waren, einige erſchlagen, die meiſten aber im Strome ertrunken, da war er und ſeine Ritter gar ſehr zufrieden. Der edle König ſtieg vom Pferde, warf ſich zu Boden und dankte Gott für

ſeine Hilfe. Als er aber wieder aufgeſtanden war, ſiehe da war die Sonne hinunter geſunken. Da ſprach der Kaiſer: Es iſt Zeit, Herberge zu halten. Es iſt zu ſpät, nach Ronceſval zurückzukehren, und unſere Pferde ſind müde und erſchöpft. Nehmt ihnen darum Sattel und Zaum ab und laſſet ſie auf dieſen Wieſen ſich erholen!

Da ſprachen die Franken: Herr, Eure Rede iſt gut.

So ſchlug der Kaiſer hier ſeine Herberge auf, die Franken ſchufen ſich ihr Gemach in dem verlaſſenen Land, nahmen den Roſſen die Sättel und goldenen Zäume ab und legten ſie ihnen über den Kopf, worauf ſie ſie auf die grünen Wieſen trieben, wo viel friſches Gras wuchs, denn andere Bewirthung konnten ſie ihnen nicht reichen. Die Müden ſchliefen auf der Erde und niemand hielt in jener Nacht Wache. Auch der Kaiſer legte ſich auf die Wieſe nieder und neben ſich ſeinen großen Sper. Er wollte ſich nicht entwaffnen in jener Nacht, er hatte ſeinen ſchönen blanken Halsberg angethan, ſeinen goldverzierten Helm auf dem Kopf und Joiuſe um die Lenden gegürtet, das unvergleichliche Schwert, das jeden Tag dreißigmal blitzte. Viel wäre von dieſem Schwert zu erzählen, als mit welchem unſer Herr am Kreuze verwundet worden. Durch Gottes Gnade hatte Karl daſſelbe von ihm erhalten und ließ ein goldenes Gefäß daran fügen. Um dieſer Ehre und um ſeiner Tugend willen erhielt das Schwert den Namen Joiuſe. Die fränkiſchen Barone durften ſolches nicht vergeſſen und mußten darum als Feldgeſchrei Munjoie rufen, wo ihnen dann niemand ein Leides zufügen konnte. Es war

eine ſchöne Nacht und der Mond ſchien hell, als Kaiſer Karl dalag, tiefbetrübt über Roland und Oliver, über die zwölf Fürſten und über alles Volk, das ihm bei Roncesval erſchlagen worden war. Er konnte nicht umhin zu weinen und zu klagen und bat Gott um das Heil ihrer Seelen. Der König war müde, denn er hatte viel Arbeit ausgeſtanden. Darum ſchlief er ein und rings um ihn her auf der ganzen Wieſe ſchliefen die Franken. Auch die Pferde hielten ſich nicht auf den Beinen und die, ſo Gras freſſen wollten, nahmen es liegend zu ſich. Der hat viel gelernt, der Mühe und Arbeit kennt. Während nun der Kaiſer ſchlief wie ein ermüdeter Mann, ſchickte ihm Gott St. Gabriel zu, und befahl ihm, den Kaiſer zu bewachen. So ſtand der Engel die ganze Nacht zu ſeinen Häupten und verkündete ihm durch ein Geſicht eine Schlacht, die er zu beſtehen hätte, und machte ihm davon ein gräuliches Vorzeichen. Karl ſchaute empor gen Himmel und ſah daſelbſt Donner und Sturmwinde, Eis und Hagel, Feuer und Flammen bereitet, die ſich alle plötzlich über all ſein Volk entluden. Die Spere von Eſchen- und Apfelbaumholz verbrannten und ebenſo die Schilde bis auf die Knäufe von lauterem Gold, es zerbrachen die Klingen ihrer ſcharfen Schwerter und die Halsberge und ſtählernen Helme klirrten. Er ſah ſeine Ritter alle in großem Schmerz. Darauf wollten Bären und Leoparden ſie freſſen, auch Schlangen, Nattern, Drachen und Kobolde. Greife waren daſelbſt mehr denn dreißigtauſend, und alle fielen über die Franken her, ſo daß dieſe den Kaiſer um Hilfe anriefen. Karl hatte Mitleid mit

ihnen und wollte ihnen zu Hilfe eilen, aber er wurde daran verhindert, denn über das Feld her kam ein großer ſtolzer Löwe auf ihn zu und wollte auf ihn ſelbſt eindringen. Darauf fielen ſie ſich beide in die Arme, um miteinander zu ringen, und es entſchied ſich nicht, wer den andern zu Boden werfen würde. Nachdem Karl eine Weile ſo fortgeſchlafen, kam ihm ein anderes Geſicht. Es war ihm, als ſtehe er in Achen in Frankreich auf einer Freitreppe und hielt ein wildes Thier an zwei Ketten. Da ſah er dreißig Bären von den Ardennen her kommen, die redeten alle in menſchlicher Zunge und ſprachen zu ihm: Herr, gebt ihn uns zurück! Es iſt nicht recht, daß er länger bei Euch ſei. Wir müſſen unſerm Vetter zu Hilfe kommen.

Darauf ſprang aus ſeinem Pallaſte auch ein Bär hervor, lief zu den andern hin und fiel den größten derſelben auf dem grünen Graſe neben ſeinen Genoſſen an. Der König ſchaute lange dem wunderſeltſamen Kampfe zu, wußte aber nicht, wer ſiegen und wer beſiegt werden würde. Solche Geſichte zeigte der Engel Gottes dem Helden. Karl aber ſchlief fort bis an den hellen Morgen. König Marſilies kam indeß fliehend in Saragoſſa an und ſtieg unter dem Schatten eines Ölbaums von ſeinem Roſſe, legte ſein Schwert, ſeinen Helm und ſeine Brünne von ſich und ſank ſchmählich auf das grüne Gras nieder. Er hatte die rechte Hand ganz verloren, und wurde von dem Blut, das dabei ausgeſtrömt war, beengt und ſchwach. Vor ihm ſtand ſein Weib Bramimunde, die klagte und heulte laut und war gar heftig betrübt. Bei ihr

waren mehr als zwanzigtauſend Menſchen, welche auf Karl und das holde Frankreich fluchten und zu ihrem Gott Apolin eilten in eine Höhle, wo ſie ſich gegen ihn beklagten, ihn ſchmähten und ſprachen: Schlechter Gott, warum thuſt du uns ſolche Schmach an? Hier iſt unſer König. Warum ließeſt du ihn alſo zu Schanden werden? Du giebſt denen, ſo dir dienen, ſchlechten Lohn.

Darauf nahmen ſie ihrem Abgott Zepter und Krone, hängten ihn neben ſich an einer Säule auf, traten ihn mit Füßen zu Boden, ſchlugen und zerſchmetterten ihn mit großen Stöcken, nahmen Tervagan ſeinen Karfunkel und warfen Mahomed in eine Grube, wo ihn Schweine und Hunde zerbißen und mit Füßen traten. Als ſich Marſilies von ſeiner Ohnmacht erholt hatte, ließ er ſich in ſein gewölbtes Gemach tragen, das in mehreren Farben bemalt und beſchrieben war. Auch Bramimunde die Königin war daſelbſt, und beweinte ihren Gemahl, zerraufte ſich das Har, und beklagte ihr ſchlimmes Geſchick. Dann aber beklagte ſie auch Saragoſſa und ſprach: Ach, wie biſt du nun beraubt des edlen Königs, der deiner ſorgfältig pflegte! Unſre Götter haben treulos gehandelt, daß ſie ihn dieſen Morgen in der Schlacht zu Fall kommen ließen. Der Emir iſt ein Feigling, wenn er nicht mit dem kühnen Volke kämpft, das ſo übermüthig iſt, und ſich nichts um ſein Leben kümmert. Und ihr Kaiſer mit dem weißen Bart iſt ein ſo ſtarker Held, daß er in keiner Schlacht flieht. Wehe mir, daß ich keinen Mann weiß, der ihn erſchlüge!

Sieben volle Jahre war nun der Kaiſer mit ſeiner großen Heeresmacht in Hiſpanien, er hatte Burgen und Städte genommen. Der König Marſilies aber verfolgte ihn ſtets eifrig. Schon im erſten Jahre ließ er geſiegelte Briefe nach Babylonien abgehen, zu Baligant, dem uralten Emir, der ſchon vor Virgilius und Homerus Zeiten lebte, daß er nach Saragoſſa käme, dem König zu helfen, und wofern er es nicht thäte, ſo wollte er ſeinen Glauben und ſeine Götzen verlaſſen, ſo er bisher angebetet, das heilige Chriſtenthum annehmen, und ſich dem Kaiſer Karl übergeben. Da aber Baligant weit entfernt war, blieb er lange aus, jedoch beſchickte er ſein Kriegsvolk aus vierzig Königreichen, und ließ ſeine großen Schiffe und Fahrzeuge aller Art in Stand ſetzen. Zu Alexandria am Meer beſaß er einen Hafen, wo ſeine Flotte ausgerüſtet wurde. Im Monat Mai aber, am erſten Tag des Sommers, ſtach er mit ſeiner ganzen Heeresmacht in die See. Groß war die Zahl des heidniſchen Kriegsvolks, und ſie ſegelten und ruderten gewaltig voran. An den Spitzen ihrer Maſten und hohen Segelſtangen waren Karfunkel und Laternen in Menge, die ihren Schein weit hin warfen, und in der Nacht das Meer erhellten, und wie ſie bei Hiſpanien an das Land kamen, glänzte das ganze Ufer von ſolchem Schimmer, daß die Kunde davon bis zu Marſilies drang. Noch wollten die heidniſchen Scharen nicht ruhen, ſie verließen das Meer, und liefen in das ſüße Waſſer der Flüſſe ein, fuhren an Marbroſe und Marbriſe vorüber, ſteuerten mit allen ihren Schiffen in der Sebre aufwärts, und erhellten

mit dem Scheine ihrer Laternen und Karfunkel die Nacht, und kamen gerade an ſelbigem Tage zu Saragoſſa an. Als der Tag gekommen war und die Sonne das Ufer erleuchtete, ſtieg der Emir aus dem Schiffe an das Land, wo hiſpaniſche Krieger ihn begrüßten. Siebzehn Könige kamen hinter ihm her, und Grafen und Herzoge in Menge. Unter einem Lorbeerbaum, mitten auf einer weiten Ebene ward auf das grüne Gras ein weißer Teppich gebreitet und ein elfenbeinerner Lehnſtuhl darauf geſtellt, allwo ſich der Heide Baligant niederließ, und die andern ſtanden um ihn her. Da redete ſie der Gebieter alſo an: Nun hört, ihr wackern freien Ritter, der Frankenkaiſer Karl ſoll von nun an nicht mehr eſſen, wenn ich es ihm nicht gebiete. In ganz Hiſpanien hat er mir einen großen Krieg angerichtet; darum will ich ihn jetzt aufſuchen in dem holden Frankreich, und nicht ablaſſen mein Leben lang, bis er todt oder gänzlich beſiegt iſt.

Damit ſchlug er mit ſeinem rechten Handſchuh auf ſein Knie, und wie er geſprochen hatte, ſo war er feſt entſchloſſen, um alles Gold unter dem Himmel nicht abzulaſſen, bis daß er zu Achen mit Kaiſer Karl gerechtet. Seine Mannen lobten ihn darum und ſtimmten ſeinem Rathe bei. Sodann rief er zwei ſeiner Ritter, mit Namen Clariſan und Clarien, und ſprach zu ihnen: Ihr ſeid die Söhne des Königs Maltraien, der mir ſonſt gerne Botſchaften ausführte. So befehle ich denn auch euch, daß ihr gen Saragoſſa gehet, und dem König Marſilies von mir vermeldet, daß ich gekommen bin, ihm gegen die Franken beizuſtehen, und wo ich ſie finde,

ihnen eine große Schlacht zu liefern. Gebt ihm zum Pfande dieſen aus Gold gewirkten Handſchuh, und ziehet ihm denſelben an an die rechte Hand! Bringt ihm auch dieſes Loth puren Goldes, und heißt ihn zu mir kommen, daß er ſeine Lehenspflicht anerkenne, ſo will ich mit ihm gehen nach Frankreich, um Karl zu bekriegen. Wirft er ſich aber nicht um Gnade flehend mir zu Füßen, und verläßt den Glauben der Chriſten, ſo nehme ich ihm die Krone vom Haupt.

Da antworteten die Heiden: Herr, Ihr habt wohl geſprochen.

So reitet, Barone! verſetzte Baligant. Der eine trage den Handſchuh, und der andere den Stab!

Lieber Herr, antworteten dieſe, ſo ſoll es geſchehen!

Darauf ritten ſie von dannen bis ſie gen Saragoſſa kamen. Sie zogen durch zehn Thore, über vier Brücken und durch alle Gaſſen hin, in welchen die Bürger wohnten. Als ſie ſich aber der obern Stadt näheten, vernahmen ſie bei dem Pallaſte großes Getümmel. Viele Leute von dem Heidenvolke waren daſelbſt, weinten und ſchrien, und äußerten großen Schmerz. Sie klagten über ihre Götter Tervagan, Mahomed und Apollin, deren Bilder ſie zerſtört hatten, und ſprachen einer zum andern: Wir Elenden! was ſoll aus uns werden? Schande und Schmach iſt über uns gekommen, daß wir unſern König Marſilies verloren haben, denn der Graf Roland ſchlug ihm geſtern die rechte Hand ab. Auch Jurfalen der blonde iſt nicht mehr, und ganz Hiſpanien iſt ihnen von heute an bloßgeſtellt.

Unterdeſſen ſtiegen die Boten an der Freitreppe ab, und ließen ihre Pferde unter einem Ölbaum ſtehen, wo zwei Sarazenen ſie an den Zügeln hielten. Die Boten faßten ſich an ihren Gewändern und ſtiegen miteinander empor in den hohen Pallaſt, traten in das gewölbte Gemach, und boten wohlmeinend einen ſchlimmen Gruß, indem ſie ſprachen: Mahomed, der über uns waltet, und Tervagan und Apollin unſer Herr ſeien dem König gnädig, und beſchirmen die Königin!

Bramimunde aber ſprach: Es iſt große Thorheit, was ich da höre. Dieſe unſere Götter ſind gefallen, zu Ronceval haben ſie ſchlecht ihre Kraft erprobt, ſie ließen unſere Ritter erſchlagen, und brachten meinen Herrn und Gemahl in der Schlacht zu Fall, denn er hat ſeine rechte Hand verloren, die ihm der gewaltige Graf Roland abgeſchlagen hat. Ganz Hiſpanien wird der Macht des Kaiſers Karl anheimfallen. Ich Elende, was ſoll aus mir werden in meinen Schmerzen? Wehe mir! ich habe nicht einen Mann, der mich erſchlägt!

Da ſprach Clarien: Frau, ſprechet nicht alſo! Wir ſind Boten des Heiden Baligant, der Marſilies zu helfen verſpricht, und er ſendet ihm zum Pfande deſſen ſeinen Stab und ſeinen Handſchuh. In der Sebre haben wir viertauſend Schiffe und ſchnelle Fahrzeuge und Bote ohne Zahl. Der Emir iſt gewaltig und mächtig, und verſpricht den Kaiſer Karl in Frankreich aufzuſuchen, um ihn zu tödten oder zu erſchlagen.

Bramimunde aber verſetzte: Wehe, er braucht nicht ſo weit zu gehen! Ganz hier in der Nähe könnt ihr die Fran-

ken finden, denn ſie ſind ſchon ſeit ſieben Jahren in dieſem Lande, und der Kaiſer iſt ein wackerer Held, der lieber ſterben will, als das Feld fliehend verlaſſen; ja kein König iſt unter dem Himmel, den er nicht einem Kinde gleich achtete. Karl fürchtet keinen Mann unter den Lebenden.

Laßt das ſein! ſprach der König Marſilies zu ſeiner Frau, und fuhr zu den Boten gewendet fort: Ihr Herren, ſprechet mit mir! Ihr ſeht, daß ich zum Tode wund bin, und laſſe keinem Sohn noch einer Tochter mein Erbe. Einen einzigen hatte ich, aber er wurde mir geſtern Abend erſchlagen. Sagt eurem Herrn, daß er komme, nach mir zu ſehen! Der Emir hat das erſte Recht auf Hiſpanien; ich will es ihm überantworten, wenn er damit zufrieden iſt; dann mag er es gegen die Franken vertheidigen. Und über Karl will ich ihm einen guten Rath ertheilen. Befolgt er den, ſo kann er ihn beſiegen, ehe ein Monat vergangen iſt. Bringt ihm die Schlüſſel von Saragoſſa, und ſagt ihm, er ſolle nicht weichen, wenn er mir glaubt.

Dieſe erwiderten: Herr, Ihr redet recht.

Darauf ſprach Marſilies: Der Kaiſer Karl hat meine Mannen erſchlagen, mein Land verwüſtet, meine Städte erbrochen und zerſtört, und heute Nacht lag er am Ufer der Sebre. Er kann nicht mehr als ſieben Meilen entfernt ſein. Saget dem Emir, daß er ſein Heer dahin führe. Ich trage ihm auf durch euch, daß er ihm daſelbſt eine Schlacht liefere.

Darauf übergab er ihnen die Schlüſſel von Saragoſſa. Die zwei Boten verneigten ſich, nahmen Urlaub, und kehrten

von dannen. Darauf beſtiegen ſie ihre Roſſe, verließen eilends die Stadt, und giengen ſo ſchnell ſie konnten zu dem Emir, dem ſie die Schlüſſel von Saragoſſa überreichten. Da ſprach Baligant: Was habt ihr gefunden? Wo iſt Marſilies, den ich durch euch beſandt habe?

Clarien verſetzte: Er iſt tödtlich verwundet. Der Kaiſer zog geſtern durch die Engpäſſe und wollte nach Frankreich zurückkehren, aber er beſtellte eine treffliche Hinterhut, welche dem Grafen Roland, ſeinem Neffen, und Oliver und allen zwölf Fürſten übertragen wurde, und dieſen waren zwanzigtauſend wohlbewaffnete Franken beigegeben. Der König Marſilies griff ſie heldenmüthig an, und gerieth in der Schlacht mit Roland zuſammen. Dieſer aber gab ihm mit Durendal einen ſolchen Schlag, daß er ihm die rechte Hand vom Leibe trennte. Auch brachte er ſeinen Sohn um, den er ſo ſehr geliebt, und alle Barone, die er mitgebracht hatte. Fliehend kehrte Marſilies zurück, denn er konnte nicht mehr Stand halten, und der Kaiſer verfolgte ihn weit. Darum entbietet Euch der König, daß Ihr ihm zu Hilfe kommet, und überläßt Euch das Reich Hiſpanien.

Auf ſolche Botſchaft begann Baligant nachzuſinnen, und war ſehr betrübt, und wenig fehlte, ſo hätte er den Verſtand verloren. Herr Emir, ſprach Clarien weiter, in der Schlacht, die geſtern zu Ronceval geſchlagen ward, iſt auch Roland gefallen und der Graf Oliver und die zwölf Fürſten, welche dem Kaiſer ſo theuer waren, dazu zwanzigtauſend Franken; aber der König Marſilies hat die rechte Hand verloren, und

da der Kaiſer ihn ſo weit verfolgte, kam kein Ritter von den Sarazenen zurück, denn wer nicht erſchlagen war, ertrank in der Sebre. So ſtehen uns die Franken ſehr nahe, ſie haben ihr Lager am Ufer dieſes Fluſſes aufgeſchlagen, und wenn Ihr wollt, wird die Rückkehr ihnen ſchwer werden.

Baligant blickte wild um ſich, in ſeinem Herzen aber war er heiter und froh, ſprang ſchnell von ſeinem Lehnſtuhl auf, und rief: Ihr Herren, zaudert nicht! Eilet aus den Schiffen, beſteiget eure Roſſe und reitet! Wenn heute der alte Karl nicht flieht, ſo ſoll Marſilies würdig gerächt werden, und ich will für ſeine Hand ihm des Kaiſers Kopf überliefern!

Da verließen die arabiſchen Heiden eilends ihre Schiffe, ſtiegen auf ihre Pferde und Maulthiere, und ritten ohne Zaudern von dannen. Der Emir aber, nachdem er ſie alſo angefeuert, ſprach zu Gemalfin, ſeinem Treuen: Ich empfehle dir mein ganzes Heer.

Darauf beſtieg er ſein Roß Beſtrun, nahm vier Herzoge mit ſich, und ritt ſo lange, bis er in Saragoſſa war. Daſelbſt ſtieg er vor einer marmornen Treppe ab, wobei ihm die vier Fürſten den Stegreif hielten. Während ſie in den Pallaſt hinaufgiengen, kam ihnen Bramidame entgegen gelaufen unter lauten Klagen über die Schmach, die ihren Herrn betroffen hatte. Sie fiel dem Emir zu Füßen, er aber hob ſie auf und ſtieg mit ihr empor in das Gemach. Als König Marſilies Baligant erblickte, rief er zwei hiſpaniſche Saraze-

nen zu ſich und ſprach: Faßt mich unter den Armen, daß ich mich aufrichte!

Sodann nahm er mit der linken Hand einen ſeiner Handſchuhe, und ſprach: Herr und Emir, alle dieſe Reiche geben wir Euch zurück, und Saragoſſa und ſeine Ehre. Die meinige habe ich verloren und dazu all mein Volk.

Und dieſer verſetzte: Um ſo mehr thut es mir wehe; ich kann nicht langer Rede mit Euch pflegen, da ich wohl weiß, daß Karl grade jetzt mich nicht erwartet; jedennoch nehme ich Euren Handſchuh an.

Damit kehrte er ſich weinend und tief betrübt von ihm, ſtieg die Stufen des Pallaſtes hinab, ſchwang ſich auf ſein Roß und kam ſpornend zu ſeinen Leuten. Eilig ritt er an allen vorüber, bis er an der Spitze des Heeres ſtand und rief ihnen zu: Herbei, ihr Heiden, denn ſchon fliehen die Franken!

Am Morgen, als die erſte Röthe des Tages hervorbrach, erwachte der Kaiſer Karl aus dem Schlafe. Sanct Gabriel, den ihm Gott zu ſeiner Hut hergeſandt hatte, hob ſeine Hand auf und machte über ihm ein Zeichen. Der Kaiſer aber legte ſeine Waffen von ſich und auch die andern in ſeinem Heere entledigten ſich dieſer Laſt, ſtiegen auf ihre Roſſe und ritten rüſtig die weiten Straßen und Steige dahin, um den furchtbaren Schaden näher zu betrachten, den ſie zu Ronceval in der Schlacht erlitten hatten. Da nun Karl daſelbſt angekommen war, begann er bitterlich zu weinen über die Todten, die er daſelbſt fand, und ſprach zu den Franken: Ihr Herren,

haltet eure Schritte ein, denn ich ſelbſt will allein vorangehen, um meinen Neffen zu ſuchen. Zu Aachen, als ich ein Jahresfeſt feierte, berühmten ſich meine wackern Ritter großer Schlachten und gewalt'ger Kämpfe, und damals hörte ich Roland das Wort reden, nie werde er in fremden Reichen ſterben und ſeine Mannen und Fürſten umkommen, er habe denn ſein Geſicht gegen des Feindes Land gekehrt, ſo daß er als ſiegreicher Held ende.

Darauf entfernte ſich der Kaiſer auf eines Bogenſchuſſes Weite von den andern und ſtieg auf eine Anhöhe. Als er aber ſo über das Schlachtfeld hinſchaute, ſeinen Neffen zu ſuchen, ſiehe, da waren alle die Blumen und Kräuter der Wieſe roth vom Blute der fränkiſchen Barone; das erbarmte den Kaiſer und er konnte ſich der Thränen nicht erwehren. Er kam auch unter die zwei Bäume, erkannte alsbald auf drei von den Stufen Rolands Schläge und ſah ſeinen Neffen auf dem grünen Graſe liegen. Da iſt nun kein Wunder', daß den Kaiſer heftiger Grimm erfaßte, er ſtieg von ſeinem Roſſe, eilte in vollem Laufe auf Roland zu, nahm ſeine beiden Hände in die ſeinigen und ſank ohnmächtig über ihm zuſammen, ſo ſehr war ſein Herz beklommen. Als der Kaiſer etwas von ſeiner Ohnmacht zurückkam, da nahmen ihn der Herzog Naimes und der Graf Acelin, Gottfried von Anjou und ſein Bruder Heinrich, und ſetzten ihn auf eine Erderhöhung nieder. Sowie er aber zu Boden, und ſeinen Neffen daliegen ſah, erfaßte ihn im Herzen ſo bitterliche Wehmuth, daß er kläglich ausrief: Gott ſei dir gnädig,

Freund Roland! Nie lebte auf Erden ein Mann, der ſo ſtark war, große Schlachten zu ſchlagen und zu Ende zu führen. Der Tag meiner Ehre hat ſich geneiget.

Darauf ſank Karl von Neuem kraftlos zuſammen; er konnte ſich nicht erwehren; und als er von der Ohnmacht ſich erholte, hielten ihn drei ſeiner Barone bei der Hand, aber er ſchaute zu Boden und ſah ſeinen Neffen todt liegen; ſein Leib war friſch und ſchön, aber ſeine Farbe war verſchwunden, ſeine Augen ſahen ſtarr und ihr Glanz war entflohen. Da begann Karl von Neuem, ihn treulich und liebevoll zu beklagen. Freund Roland, ſprach er, Gott bette deine Seele auf Blumen im Paradieſe unter den Glorreichen! Wehe, daß du nach Hiſpanien gekommen biſt, edler Held! Kein Tag wird ſein, da ich nicht um dich klage. Wie wird meine Kraft und Kühnheit dahinſinken! Ich habe keinen mehr, der meine Ehre aufrecht erhält. Soweit die Erde unter dem Himmel iſt, weiß ich mir keinen Freund wie dich, und unter allen meinen Magen iſt keiner ſo wacker.

Dabei raufte der Kaiſer mit beiden Händen ſich die grauen Locken aus, und unter allen den hunderttauſend Franken herrſchte ſo ſchmerzliche Trauer, daß keiner war, der nicht bitterlich weinte. Freund Roland, begann der Kaiſer wieder, ich ziehe heim nach Frankreich, und wenn ich nun zu Loun bin in meinem Saal, werden von vielen Königreichen fremde Männer herankommen und mich fragen: Wo iſt der Graf, unſer Hauptmann? Da werde ich ihnen ſagen: Er iſt geſtorben in Hiſpanien, in großer Trauer muß ich fürder

mein Reich verwalten und kein Tag wird mehr kommen, wo ich nicht weine und klage. Freund Roland, wackerer Held, ſüßer Junge, wenn ich nun bald in Aachen bin in meinem Pallaſt, werden die Leute kommen und Nachricht von mir verlangen, und da will ich ihnen die wunderbare und traurige Kunde geben: Geſtorben iſt mein Neffe, der mir ſo viele Lande gewann. Da werden gegen mich aufſtehen die Sachſen und die Ungarn, die Bulgaren und allerlei Volk, Römer und Apulier und alle von Palermo und Africa und Califerne, und meine Drangſal und Leiden vermehren. Wer wird meine Scharen mit ſolcher Kraft führen, wenn der dahin iſt, der uns alle Tage geführt hat? Ach, Frankreich, wie biſt du verwaist! Mein Schmerz iſt ſo groß, daß ich nicht mehr bleiben mag.

Dabei begann er ſeinen weißen Bart auszureißen und zerraufte mit beiden Händen die Locken ſeines Haupts, und wohl hunderttauſend Franken ſanken muthlos zu Boden. Gott ſei dir gnädig, Freund Roland, fuhr der Kaiſer fort. Er bringe deine Seele ins Paradies. Wer dich erſchlagen, der hat Frankreich ins Elend gebracht. Mein Schmerz iſt ſo groß, daß ich nicht mehr leben möchte, denn meine edle Ritterſchaft iſt um meinetwillen getödtet. O daß mir Gott gäbe, der heiligen Jungfrau Sohn, daß die Seele mir heute, ehe ich in die theuren Päſſe zurückkomme, die in die Heimath führen, vom Leibe ſich ſcheide und unter die Schar der gefallenen Helden verſetzt, mein Leichnam aber neben ihnen eingeſcharrt würde.

Dabei weinten ſeine Augen und er zerraufte ſich den weißen Bart. Da ſprach der Herzog Naimes: der Kaiſer iſt tief bewegt.

Mein Herr und Kaiſer, ſprach Gottfried von Anjou, hänget Eurem Schmerz nicht allzuviel nach! Laßt auf dem ganzen Felde die Unſern aufſuchen, die von den Hiſpaniern in der Schlacht ſind erſchlagen worden, und befehlt, daß man ſie zuſammentrage zu Einer Begräbnißſtätte.

Da ſprach der Kaiſer Karl: So blaſet Euer Horn!

Gottfried von Anjou blies ſeine Trompete, und die Franken ſtiegen ab und thaten wie ihnen der Kaiſer befohlen hatte. Sie trugen alle ihre Freunde, die ſie todt fanden, zuſammen auf Eine Stelle. Da waren auch Biſchöffe und Äbte, Mönche, Dompfaffen und Prieſter mit der Platte genug, die ſie in Gottes Namen bekreuzten und ſegneten; Weihrauch und Myrrhen ließ man anzünden, alle anmuthig einräuchern und mit großen Ehren ſofort zur Erde beſtatten. So ließen ſie ſie. Was wollten ſie ſonſt beginnen! Der Kaiſer aber ließ Roland, Oliver und den Erzbiſchof Turpin neben einander legen, alle drei vor ſeinen Augen öffnen und ihre Herzen in feine Tücher wickeln und in einen weißen marmornen Sarg verwahren. Sodann nahmen ſie die Leiber der Barone, wuſchen ſie mit Wein und köſtlichen Salben und legten ſie in Hirſchfelle. Der Kaiſer empfahl ſie Tedbalt und Gebuin, dem Grafen Milun und dem Markgrafen Otto, daß ſie ſie wegführten auf drei guten Wägen. Sie waren aber wohl bedeckt mit feinem galiziſchem Tuche. Kaiſer Karl wollte

eben weiter ziehen, als die Vorpoſten der Heiden ihnen näher kamen. Von dieſen langten zwei Boten bei ihnen an und verkündeten ihnen eine Schlacht mit dem Emir. Stolzer König, ſprachen ſie, es iſt nicht Zeit, daß du ſo von dannen eileſt. Siehe Baligant, der hinter dir herreitet. Groß iſt die Macht, die er von Arabien bringt. Nun laß uns ſehen, ob du wackere Ritter haſt.

Als Karl dieſe Rede vernommen, begann er zorniglich den Bart zu ſtreichen, er gedachte an ſeinen Schmerz und den erlittenen Verluſt, blickte grimmig all ſein Volk rings um ſich an und rief mit heller lauter Stimme: Fränkiſche Barone, auf die Roſſe und zu den Waffen!

Der Kaiſer ſelbſt waffnete ſich zuerſt, warf ſchnell ſeine Brünne um, band den Helm feſt, umgürtete ſich ſein Schwert Joiuſe, das hell glänzte wie die Sonne, hängte den Schild von Biterne um den Hals, faßte ſeinen Speer und ſchwang ihn in der Luft, und beſtieg ſodann Tencendur, ſein gutes Roß, das er in den Furten bei Marſune gewonnen, nachdem er Malpalin von Nerbone davon herabgeworfen hatte. Er ließ ihm die Zügel ſchießen, ſpornte es oft, und ſprengte vor den Augen der hunderttauſend voran, indem er Gott und den Apoſtel von Rom um Hilfe anrief. Zugleich ſtiegen alle Franken auf dem ganzen Felde von den Roſſen und rüſteten ſich, mehr als hunderttauſend an der Zahl. Sie beſaßen Kriegsgewänder genug, die ihnen gut paßten, auch ſchnelle Roſſe und zierliche Waffen. Als ſie dieſe angelegt hatten, ſtiegen ſie wieder auf, und waren deß ſicher, daß, wenn ſie

heute eine Schlacht fänden, ſie ihr nicht ausweichen würden. Die Fahnen aber flatterten über ihre Helme hin. Als Karl ſie in ſo guter Haltung ſah, rief er Jozeran von Provence, den Herzog Naimes und Antelme von Mainz, denn auf ſolche Vaſallen durfte er bauen, und thöricht wäre es, unter ihnen nicht offen zu reden, und ſprach: Wenn die Araber es ſich nicht wieder reuen laſſen zu kommen, ſo will ich ihnen Rolands Tod theuer vergelten.

Darauf antwortete der Herzog Naimes: Gott gebe dazu ſeinen Segen!

Der Kaiſer aber rief Rabe und Guineman und ſprach zu ihnen: Ihr Herren, ich gebiete euch, ſeid heut an Rolands und Olivers Statt! der eine trage ſein Schwert, der andere den Olifant. Mit dieſen reitet in der erſten Reihe voran und nehmet fünfzehntauſend Franken zu euch von unſern wackerſten Geſellen. Sodann ſoll ebenſo viele Gibuin bekommen und Guineman, um ſie anzuführen, auch Naimes der Herzog und der Graf Jozeran.

Dieſe Scharen brachten ſie in gute Ordnung, und wenn ſie heute eine fänden, gedachten ſie eine große Schlacht zu ſchlagen. In den zwei erſten Reihen ſtanden die Franken; nach den zweien kam die dritte, welche die Dienſtmannen aus Baiern einnahmen und die ſie auf zwanzigtauſend Ritter ſchätzten. Nie flohen ſie in einer Schlacht, doch hielt Karl kein Volk ſo hoch, als die Franken, die ihm ſeine Reiche gewannen. Graf Oger, der däniſche Recke, ward beſtellt die ſtolze Schar zu führen. Zu dieſen drei Reihen des Kaiſers

Karl ordnete der Herzog Naimes die vierte aus tüchtigen Kämpfern aus Schwaben. Es waren zwanzigtauſend, wie die Sage berichtet. Sie waren wohl verſehen mit Pferden und mit Waffen und auf Leben oder Tod verließen ſie keine Schlacht. Herman, der Herzog von Trace ſollte ſie führen, der eher ſterben mochte, als ein Feigling heißen. Der Herzog Naimes und der Graf Jozeran bildete die fünfte Reihe aus Normannen, deren auch zwanzigtauſend waren, mit ſchönen Waffen und muthigen Rennern und die um keinen Preis nachgeben mochten. Kein Volk war unter dem Himmel, das mehr vermochte auf dem Schlachtfelde. Richard der alte führte ſie im Kampfe und war bereit, mit ſeinem ſcharfen Speer ſich kräftig zu zeigen. Die ſechste Reihe bildeten dreitauſend brittiſche Ritter, die mannlich einhertrabten. Ihre Speere waren bunt bemalt und ihre Fahnen feſtgeſteckt und ihr Herr hieß Oedun. Es führte ſie aber der Graf Revelun, Tedbald von Rheims und der Markgraf Otto, denn Oedun ſprach zu ihnen: Führet mein Volk, ich überlaſſe es euch.

Der Kaiſer hatte ſo ſechs Scharen. Der Herzog Naimes ordnete ſofort die ſiebente von Leuten aus Poitou und Baronen aus Alverne. Es mochten wohl vierzigtauſend Ritter ſein, mit guten Roſſen und ſchönen Waffen verſehen. Sie ſtanden auf einem Erdrande im Thal, und Kaiſer Karl ſegnete ſie mit ſeiner ausgereckten Rechten. Ihre Führer ſollten Jozeran und Godeſelmes werden. Die achte Reihe, welche Naimes ordnete, beſtand aus Flamändern und Baronen von Friesland. Es waren ihrer mehr denn achtzigtauſend Ritter, und

nie waren ſie in einer Schlacht geflohen. Zu dieſen ſprach der Kaiſer: Dieſe werden mir gute Dienſte leiſten. Rembalt und Hamon von Galizien mögen ſie führen ritterlich.

Naimes und Jozeran der Graf bildeten darauf die neunte Reihe aus kühnen Helden von Lothringen und Burgund. Fünfzigtauſend Ritter hatten ſie wohlgezählt, mit feſtgebundenen Helmen und mit Ringpanzern angethan; auch führten ſie ſcharfe Speere mit kurzem Schaft. Freilich, wenn die Araber kämen (und dieſe zauderten nicht zu kommen), waren ſie deren Hieben ausgeſetzt, wenn ſie ſie erwarteten! Ihr Führer ſollte Dietrich ſein, der Herzog von Argone. Die zehnte Schar beſtand aus Baronen von Frankreich; es waren hunderttauſend der beſten Hauptleute, mit friſchen Leibern und ſtolzer Haltung, die Köpfe weiß und die Bärte gebleicht, mit Halsbergen angethan und gefütterten Kettenpanzern und mit fränkiſchen oder hiſpaniſchen Schwertern umgürtet; ihre Schilde aber waren zierlich und voll von bunten Wappen. So gerüſtet beſtiegen ſie ihre Roſſe, verlangten nach der Schlacht und riefen laut Munjoie! Bei dieſen ſtand der Kaiſer, und Gottfried von Anjou trug den Oriflamm, der einſt St. Peter gehörte, und einen römiſchen Namen hatte, den ſie aber alsbald gegen Munjoie umtauſchten. Der Kaiſer ſtieg noch vom Pferde, fiel auf dem grünen Gras auf ſein Angeſicht nieder, wandte darauf ſeinen Blick gegen die aufgehende Sonne, und flehte mit vollem Herzen Gott um Hilfe an. Getreuer Vater, heute ſtehe mir bei, wie du einſt Jonas getreulich gerettet haſt aus dem Wallfiſche, der ihn im Leibe hatte, wie du des

Königs von Ninive ſpareteſt, und Daniel aus der großen Noth retteteſt in der Löwengrube, und die drei Jungen im feurigen Ofen. Deine Gütigkeit ſei heute bei mir, und deine Gnade verleihe, wenn es dir gut dünkt, daß ich meinen Neffen Roland räche!

Nachdem er alſo gebetet hatte, richtete er ſich auf, bekreuzte ſein gewaltiges Haupt und beſtieg dann ſein ſchnelles Roß, wobei Naimes und Jozeran ihm den Stegreif hielten. Dann nahm er ſeinen Schild und ſcharfen Speer in die Hand. So ſaß er ſchön und rüſtig im Sattel, ſein Geſicht glänzte, und ſeine Haltung war gut. Darauf ritt er kräftig voran; die Trompeten ſchmetterten vor und hinter ihm; alle aber übertönte der Olifant, wobei die Franken an Roland gedachten, und vor Bekümmerniß weinten. Gar rüſtig ritt der Kaiſer einher. Über ſeinen Panzer ließ er ſeinen weißen Bart herabwallen, und die andern thaten ihm zu Liebe ebenſo, woran man die hunderttauſend Franken erkannte. So zogen ſie über die Berge und die höchſten Felſen durch tiefe Thalgründe und enge Schluchten, kamen aus den Engpäſſen und dem Brachfeld hervor, und rückten weiter gen Hiſpanien. Auf einer Ebene aber ſtellten ſie ſich auf, und die Vorpoſten Baligants kehrten zu ihm zurück, und ein Sulier brachte ihm die Botſchaft: Wir haben den übermüthigen Kaiſer Karl geſehen. Seine Mannen ſind ſtolz und gedenken nicht ihn im Stiche zu laſſen. Darum rüſtet Euch, denn Ihr werdet bald eine Schlacht haben.

Baligant verſetzte: Ich habe große Ritterſchaft; drum blaſet eure Hörner, auf daß meine Heiden es erfahren!

Durch das ganze Heer ertönten die Trommeln, die Hörner und die Trompeten mit Macht. Die Heiden ſtiegen von ihren Roſſen, um ſich zu bewaffnen. Auch der Emir wollte nicht zögern, er zog einen feingearbeiteten Panzer an, befeſtigte ſeinen in Gold getriebenen Helm und gürtete ſein Schwert an die linke Seite, dem er aus Uebermuth einen Namen erfunden hatte nach Art des Schwertes des Kaiſers, von welchem er hatte ſagen hören; dieß war ſein Waffenruf in der Feldſchlacht und er befahl ſeinen Rittern, ſich in demſelben zu vereinigen. Darauf hängte er an den Hals ſeinen großen breiten Schild, deß Knauf von Golde war, mit Kryſtallſtreifen umgeben, der Halter aber war aus ſchönem rothem Tuch; in der Hand hielt er ſeinen Speer, den er Maltet hieß; der Schaft war ſo dick, wie ein ſtarker Aſt und mit dem Eiſen hätte man ein Maulthier beladen können. Als Baligant auf ſein Schlachtroß ſtieg, hielt ihm Marcules aus dem heiligen Lande den Bügel. Der Held hatte einen ſtarken Oberleib, er war ſchlank um den Gürtel und breit in den Seiten; ſeine Bruſt war kräftig und hoch gewölbt, der Rücken breit und das Auge klar, das Geſicht ſtolz, und das Haupt aufrecht und ſeine Haut ſo weiß wie eine Lilie im Sommer. Seine Ritterlichkeit hatte er vielfach erprobt und es wäre ein vortrefflicher Held geweſen, wenn er den Chriſtenglauben gehabt hätte. Er ſpornte ſein Roß, daß das helle Blut hervorrieſelte; er ſprengte voran und ſetzte über einen

Graben, wohl fünfzig Schuh weit auf einmal. Da riefen die Heiden: Dieſer macht keine gemeinen Sprünge. Wahrlich, wenn ein Franke mit ihm kämpfen will, ſei er wer er wolle, er muß wohl oder übel ſein Leben verlieren. Kaiſer Karl iſt ein Thor, daß er nicht davon gegangen.

In der That hatte der Emir ein ritterliches Ausſehen; und dabei war ſein Bart ſo weiß, wie eine Lilie, und in ſeinem Geſetz war er ebenſo gelehrt, als im Gefechte ſtolz und übermüthig. Sein Sohn Malpramis war gleicherweiſe ein tüchtiger Ritter, groß und ſtark und ſeiner Ahnen würdig. Der ſprach zu ſeinem Vater: Herr, laßt uns reiten! Mich wundert ſehr, wenn wir je Karl erblicken.

Baligant verſetzte: Ja doch, denn er iſt ein wackerer Held, und in vielen Geſchichten wird von ſeinem Preiſe geſagt. Aber er hat ſeinen Neffen Roland nicht mehr, und ſo hat er keine Kraft, gegen uns Stand zu halten. Lieber Sohn Malpramis, fuhr Baligant fort, vorgeſtern erſt wurde der treffliche Kämpfer Roland erſchlagen, und der wackere und gewaltige Oliver, und die zwölf Fürſten, welche Karl ſo ſehr liebte, dazu zwanzigtauſend von den edlen Franken; die übrigen alle ſchätze ich keines Handſchuhs werth. Aber der Kaiſer kehrt wirklich zurück, wie mir mein Neffe der Sulier gemeldet hat. Zehn große Schaaren ziehen mit ihm. Ein wackerer Held bläst den Olifant, mit einem helltönenden Horn antwortet ſein Geſelle; an der Spitze vor allen reiten ſie, und mit ihnen fünfzehntauſend Franken, brave Geſellen,

die Karl seine Kinder nennt, und hinter ihnen wohl eben ſo viele andere, die ſtolz dreinſchlagen werden.

Malpramis ſprach: Ich bitte Euch, auf ſie einhauen zu dürfen.

Mein Sohn Malpramis, ſprach darauf Baligant, ich gewähre Euch, um was Ihr mich bittet. Gehet hin, die Franken zu treffen, und führet mit Euch Torleu, den Perſerkönig, und von Apamort einen andern leutiſchen König. Könnt Ihr den großen Hochmuth beugen, ſo gebe ich Euch einen Fleck von meinem Land von Cheriant bis zu Val Marchis.

Dieſer entgegnete: Herr, ich danke Euch.

Damit trat er vor und empfieng die Schenkung des Landes, das dem König Flurit gehörte; doch ſah er es fürder nicht mehr, noch wurde er je in den Beſitz davon geſetzt. Der Emir ritt durch ſeine Schaaren hin und hinter ihm ſein hoher kräftiger Sohn, der König Torleus und der König von Apamort. Bald hatten ſie dreißig Schaaren gebildet aus Rittern von wunderbarer Kraft und bei der kleinſten waren hunderttauſend Mann. Die erſte beſtand aus Leuten von Butentrot, in der zweiten waren Männer aus Micenes mit den dicken Köpfen auf dem Halſe, die wie mit Eberhäuten bedeckt waren, in der dritten ſtanden Nubler und Leute aus Blos, in der vierten Brunen und Esclavonen, in der fünften Sorbrer und Soren, in der ſechsten Erminen und Mohren, in der ſiebenten Männer von Jericho, in der achten Neger, in der neunten Grover, in der zehnten Leute aus dem ſtarken Balide, ein Volk, das nie auf Gutes bedacht war. Der

Emir ſchwur und fluchte, was er konnte, bei aller Tugend und Kraft Mahomeds. Karl von Frankreich, ſprach er, iſt ein Thor, ſo einherzureiten. Aber er ſoll eine Schlacht haben, wenn er nicht davonläuft, und ſoll nie mehr eine Goldkrone tragen auf ſeinem Haupte.

Auſſerdem ordneten ſie noch weitere zehn Schaaren. Die erſte beſtand aus Caneliern, die geraden Weges aus Val Fuit gekommen waren, die zweite aus Türken, die dritte aus Perſern, die vierte aus Pieceneru und Perſern, die fünfte aus Solteren und Avaren, die ſechste aus Ormalern und Eugiern, die ſiebente aus dem Volke Samuel, die achte aus Leuten von Bruiſe, die neunte von Clavers und die zehnte aus der Wüſte Occiant; dieß war ein Volk, das Gott verdammet und das ihm nicht dient, die ſchlimmſten Leute, von denen man irgend hören kann; ihre Haut war ſo hart wie Eiſen, weßhalb ſie weder Halsberge noch Helme brauchten; in der Schlacht aber waren ſie hartnäckig und böſe. Noch richtete der Emir zehn andere Schaaren zuſammen. Die erſte beſtand aus den Jaianen von Malperſe, die zweite aus Humen, die dritte aus Ungarn, die vierte war von dem langen Baldiſe, die fünfte beſtand aus Leuten von Val Penuſe, die ſechste aus dem Volke von Maruſe, die ſiebente aus Jouern und Aſtrimoniern, die achte aus Argoillern, die neunte war aus Clarbone, die zehnte beſtand aus den Bärtigen von Fronde, einem Volk, das Gott nie liebte. Dieſe dreißig Schaaren zählen die Geſchichten der Franken auf. Die Hörner ertönten durch die großen Schaaren und die Heiden ritten mannlich einher. Der Emir war ein gar gewaltiger

Mann. Vor ſich her ließ er ſeinen Drachen tragen und das Banner Tervagans und Mahomeds und ein Bild des böſen Apolin. Zwei Canelier ritten umher und riefen laut predigend aus: Wer von unſern Göttern Erlöſung will, der bete zu ihnen und diene ihnen in großer Zerknirſchung!

Da beugten die Heiden ihr Haupt und ihr Kinn und ſenkten ihre glänzenden Helme. Die Franken aber ſprachen: Bald ſollt ihr ſterben, ihr Schlemmer! Heute treffe euch noch ſchwere Schmach! Herr, unſer Gott, rette den Kaiſer! Dieſe Schlacht ſoll in deinem Namen geführt ſein!

Der Emir war ein ſehr weiſer Mann und rief ſeinen Sohn und die zwei Könige zu ſich und ſprach zu ihnen: Ihr Herren Barone, reitet voran und führet meine Scharen alleſammt! Aber drei der beſten will ich zurückbehalten, erſtens die der Türken, ſodann die der Ormalen und endlich die von den Jaiauen von Malpreis. Die von Ociant ſollen bei mir bleiben und mit Karl und den edeln Franken ſtreiten. Wenn der Kaiſer mit mir zu fechten wagt, ſo ſoll er den Kopf vom Rumpfe verlieren. Deß ſeid ſicher, daß er kein anderes Recht erhalten ſoll.

So ſtanden die großen Scharen in ſchönen Reihen einander gegenüber. Zwiſchen ihnen lag weder Berg, noch Thal, noch Erdhügel, weder Wald noch Gehölz, und man konnte ſich nicht verborgen bleiben, vielmehr ſahen ſie ſich ganz gut auf der weiten Ebene. Da ſprach Baligant: Mein Volk, reitet voran, um Kampf zu ſuchen.

Amboires von Oluferne trug das Feldzeichen, die Heiden

riefen laut und nannten es Preciuſe. Die Franken ſprachen: Euer Verluſt ſoll heute groß ſein!

Dabei riefen ſie mit heller Stimme Munjoie und der Kaiſer ließ ſeine Hörner blaſen und den Olifant, der ſie alle übertönte. Da ſprachen die Heiden: Karls Volk iſt ſchön und wir werden wohl einen hitzigen und harten Kampf bekommen.

Groß war die Ebene und weit das Feld. Darüber hin leuchteten die Helme mit dem Gold und edeln Geſtein, die Schilde und die feinen Kettenpanzer, die Speere und die feſten Banner. Die Hörner tönten laut darüber hin, am hellſten aber die Töne des Olifants. Da rief der Emir ſeinen Bruder Canabeus, den König von Floredee, der das Land beſaß bis Val Severee, und zeigte ihm die Scharen des Kaiſers. Seht, ſprach er, noch iſt der hochmüthige Franke nur eine Meile weit von uns. Gar ſtolz reitet der Kaiſer einher; er iſt unter den hintern bei jenem bärtigen Haufen, dem die Bärte über die Panzer herabfallen, weiß wie friſch auf Eis gefallener Schnee. Die werden nicht übel einhauen mit Speeren und mit Schwertern und wir werden eine ſtarke und gewaltige Schlacht bekommen; nie ſah ein Menſch eine ſolche angeordnet.

Darauf ritt Baligant mehr als einen Pfeilſchuß weit vor ſeinen Genoſſen voran und ſprach zu ihnen: Kommet heran, ihr Heiden, denn ich gehe in den Kampf!

Damit ſchwang er heftig ſeines Speeres Schaft und kehrte die Spitze gegen Karl. Dieſer aber, als er den Emir, das Zeichen des Drachen und das Banner erblickte, bemerkte

zugleich, wie groſse Gewalt die von Arabien hatten, und wie ſie die Gegend ringsum überdeckten. Da rief der Frankenkönig laut: Fränkiſche Barone, ihr meine guten Vaſallen, die ihr ſo viele Feldſchlachten gewonnen habt, ſeht hier die ſchurkiſchen und falſchen Heiden, deren Glaube keinen Pfennig werth iſt! Was thut es auch, ihr Herren, wenn ihre Zahl groſs iſt? Wer brav iſt, folge mir nach!

Damit gab er ſeinem Pferde die Sporen, Tencendur machte vier gewaltige Sprünge, und die Franken ſprachen: Das iſt ein wackerer König. Reitet voran, o Held! Keiner von uns ſoll zurückbleiben.

Der Tag war klar, und die Sonne ſchien hell, die groſsen Scharen aber ſtanden ſchön und in Reihen geordnet einander gegenüber. Da lieſsen der Graf Rabel und der Graf Guineman ihren ſchnellen Roſſen die Zügel ſchieſsen und ſpornten ſie zur Eile. Darauf ſprengten auch die Franken voran, um mit ihren ſtarken Speeren anzugreifen. Der Graf Rabel war ein kühner Ritter, er ſtach ſein Pferd mit den feinen goldenen Sporen und fiel auf Torleu, den Perſerkönig, ein. Weder Schild noch Kettenpanzer konnte ſeinen Stoſs aushalten, er ſtach ihm den vergoldeten Speer mitten in den Leib, daſs er ihn todt niederwarf auf ein Gebüſch. Da ſprachen die Franken: Unſer Herr Gott ſteht uns bei. Der Kaiſer Karl hat Recht: wir dürfen nicht von ihm laſſen.

Zugleich kämpfte Guineman mit einem Könige, zerbrach ihm die mit Blumen bemalte Tartſche in Stücke, zerriſs ihm darauf den Panzer, und ſtieſs ihm ſein Fähnlein ganz in den

Leib, ſo daß er todt niederfiel, mochte man darüber weinen oder lachen. Bei dieſem Stoß riefen die Franken: Hauet ein, ihr Helden, zögert nicht! Kaiſer Karl hat Recht gegen das ungläubige Volk. Gott bereitet ihnen durch uns ein gerechtes Gericht.

Malpramis ſaß auf einem weißen Roß und machte ſich mitten in das Getümmel der Franken. Da that er es den andern in kräftigen Schlägen zuvor, und warf einen über den andern todt nieder. Baligant aber rief aus: Meine Barone, ich habe euch lange Zeit ernährt. Seht meinen Sohn, wie er den Kaiſer Karl aufſucht, und mit ſeinen Waffen ſo viele Barone bekämpft. Einen beſſern Vaſallen als ihn weiß ich nicht. Helft ihm mit euren ſcharfen Speeren.

Auf dieſe Worte drangen die Heiden vor, und theilten gewaltige Schläge aus. Das Getümmel wurde groß und die Schlacht ſo ſchwer und erſtaunlich, daß weder vor noch nach dieſer Zeit eine ſo gewaltige geſchehen. Es waren große ſtolze Scharen, alle gut in Reihen geordnet, und die Heiden hieben ein, daß es zum verwundern war. Hei! wie viel Speere wurden da mitten entzwei gebrochen, Schilde zerſchmettert, und Ringpanzer zerriſſen. Der ganze Boden war davon überſäet, und das zarte grüne Gras zerdrückt. Der Emir ermunterte ſeine Genoſſen, und rief: Hauet ein, Barone, auf das Chriſtenvolk!

Die Schlacht war ſchwer und hartnäckig; weder vor noch hernachmals war eine ſo gewaltig gerüſtet, und es war ihr kein Ende geſetzt, als mit dem Tode. Der Emir rief ſeinem

Volke zu: Hauet ein, ihr Heiden! zu anderem ſeid ihr nicht gekommen. Wenn ihr ſieget, ſo will ich euch edle, ſchöne Weiber geben, dazu Ehren und Lehen, Grund und Boden.

Die Heiden verſetzten: Das wollen wir wohl thun.

Mit feſter Hand führten ſie gewaltige Stöße mit ihren Speeren, und mehr als hunderttauſend Schwerter wurden da gezückt. Das war ein ſchmerzenreiches und gefahrvolles Getümmel, und wer unter ihnen ſein mochte, der konnte ſehen, was eine Schlacht iſt. Der Kaiſer ermunterte auch ſeine Franken, und ſprach: Ihr Herren Barone, ich liebe euch, und ich traue auf euch. So viele Schlachten habt ihr für mich gefochten, Reiche erobert und Könige entthront. Wohl erkenne ich es, daß ich euch mein Leben, meine Lande und meine Habe verdanke. Rächet eure Söhne, eure Brüder und eure Erben, die vorgeſtern Abends in Ronceval gefallen ſind! Ihr wißt ja, daß ich Recht habe gegen die Heiden.

Die Franken verſetzten: Herr, Ihr redet wahr.

Die zwanzigtauſend, die er bei ſich hatte, verpfändeten ihm alleſammt ihr Wort daß ſie ihn nicht verlaſſen wollten in Noth und Tod. Da war keiner, der nicht ſeine Lanze weg warf, und alsbald ſein Schwert aus der Scheide riß, und nun begann erſt die wunderbare Noth der Schlacht. Malpramis ritt mitten durch das Feld, und richtete großen Schaden an unter den Franken. Aber Naimes der Herzog faßte ihn ſtolz ins Auge, gieng auf ihn los, wie ein tugendlicher Held, ſtieß ihm das obere Fell von ſeinem Schilde ab, riß die zwei Theile ſeines Halsbergs los, und ſtach ihm das

ganze Fähnlein in den Leib, daß er ihn todt niederwarf, mitten zwiſchen ſiebenhundert der Seinen. Da ſpornte König Canabeus, des Emirs Bruder, kräftig ſein Roß, zog ſein Schwert mit dem kryſtallenen Gefäß, hieb Naimes oben auf die Spitze des Helms, ſchlug ihm die eine Hälfte ab, und zerſchnitt ihm mit der Schärfe ſeines Stahls fünf von den Riemen, ſo daß der Hut ihm zu nichts mehr taugte; auch ſchnitt er ihm die Haube durch und durch bis auf das Fleiſch, und warf ein Stück davon zur Erde. Es war ein gewaltiger Schlag, ob dem der Herzog erſtaunte, und bald zu Boden gefallen wäre, hätte ihm Gott nicht geholfen. Er umfaßte den Hals ſeines Pferdes, und hätte der Heide nochmals ausgeholt, ſo hätte er bald den edelſten Vaſallen erſchlagen. Aber der Frankenkaiſer Karl kam ihm zu Hilfe. Der Herzog Naimes war ſehr bange, und der Heide wollte eilends auf ihn eindringen, aber Kaiſer Karl ſprach zu ihm: Schurke, du haſt ihn übel zugerichtet!

Zugleich fiel er mit ſeiner großen Gewalt auf ihn ein, zerſchmetterte ihm den Schild, drückte ihm denſelben gegen das Herz und zerbrach ihm ſeinen Halsberg, ſo daß er ihn todt niederwarf und ſein Sattel leer blieb. Kaiſer Karl war ſehr betrübt, als er Naimes verwundet vor ſich ſah, und wie ſein helles Blut auf das grüne Gras herniedertrof. Da ſprach er tröſtend zu ihm: Lieber Herr Naimes, nun reitet mit mir, denn der Schurke iſt des Todes, der Euch in ſolche Noth verſetzte; ich habe ihm meinen Speer in den Leib geſtochen.

Da antwortete der Herzog: Herr, ich traue auf Euch. So lange noch Leben in mir iſt, ſoll es zu Eurem Nutzen verwandt ſein.

Darauf kämpften ſie wieder in Liebe und Treue, und mit ihnen gegen zwanzigtauſend Franken, bei denen keiner war, der nicht kräftig hieb und ſtach. Wie der Emir durch das Feld ritt, ging er auf den Grafen Guineman los, zerſchmetterte ihm am Herzen den blanken Schild, riß ihm die Lappen ſeines Halsbergs ab, trennte ihm zwei Rippen vom Leibe und warf ihn todt von ſeinem ſchnellen Roſſe nieder. Dann erſchlug er Gebuin den Lothringer und Richard den alten, den Herrn der Normannen. Die Heiden riefen: Preciuſe hält ſich wacker. Hauet ein, Barone, wir haben einen Schützer.

Hei! wer nun die Ritter von Arabien ſah und von Occiant und von Argoillie und von Bascle! Sie ſtachen kräftig zu mit ihren Speeren und tummelten ſich. Aber die Franken hatten nicht Luſt, ſich zurückzuziehen; denn auf beiden Seiten ſtarben viele. So dauerte die Schlacht gewaltig bis zum Abend; von den edeln Franken kamen viele um, ſo daß noch große Klage ſich erheben mußte, ehe ſie von hinnen ſchieden. Franken und Araber hieben kräftig ein und viel Speere wurden gebrochen. Wer da die zerſchmetterten Schilde ſah, wer die blanken Halsberge raſſeln hörte und die Schilde lärmend über die Helme hinfliegen, wer die Ritter fallen ſah und die Helden ſchreien, ſtöhnen und auf der Erde verſcheiden, der konnte wohl immer des herben Leides gedenken, denn es war

eine ſchwere Schlacht. Der Emir rief Apolin an und Tervagan und Mahomed. Mein Herr und Gott, ſprach er, ich habe dir lange gedient. Hilf mir und ich will alle deine Bilder aus feinem Golde fertigen laſſen.

Da kam ſein Freund Gemalfin zu ihm heran, brachte ihm ſchlimme Botſchaft und ſprach: Baligant, mein Herr, Ihr ſeid übel berathen. Ihr habt Malpramis Euren Sohn verloren, und auch Canabeus Euer Bruder iſt erſchlagen. Er traf leider auf zwei Franken; einer derſelben war der Kaiſer, wie mich däucht; ſein Leib iſt groß und er hat das Ausſehen wie ein tüchtiger Markgraf, ſein Bart aber iſt ſo weiß, wie eine Blume im Frühling.

Da neigte der Emir ſeinen Helm und ſenkte ſein Geſicht zur Erde, denn er war ſo betrübt, daß er alsbald zu ſterben gedachte. Er rief ſodann Jangleu aus dem heiligen Lande, und ſprach zu ihm: Jangleu, kommt heran! Ihr ſeid wacker, und Euer Wiſſen iſt groß, auch habe ich Euren Rath alle Zeit hochgehalten. Nun ſaget an, was däucht Euch von den Arabern und Franken? Werden wir Sieger ſein in der Feldſchlacht?

Dieſer antwortete: Ihr ſeid des Todes, Baligant, und Eure Götter ſind Euch nicht Schutzes genug. Karl iſt ein großer gewaltiger Held, und nie ſah ich ein Volk, das alſo kämpfte. Aber ruft die Barone von Occiant zuſammen, Türken und Enfruner, Araber und Jaianer! Was einmal kommen ſoll, verzögert es nicht!

Der Emir zog über den Panzer ſeinen Bart hervor, der

ſo weiß war wie die Blüthe im Dorngebüſch. Was er wußte wollte er nicht verbergen. Er ſetzte ſein lauttönendes Horn an den Mund und ſtieß kräftig darein, daß alle ſeine Heiden es hörten. Darauf vereinigten ſich alle ſeine Genoſſen auf dem Schlachtfelde; die von Occiant brüllten und wieherten, und die von Arguille bellten wie die Hunde, und fielen in ſo thörichtem Muthe auf die Franken ein, daß ſie den dickſten Kern derſelben zerbrachen und ſprengten, und bei dieſem Andringen ſiebentauſend derſelben niederwarfen. Der Graf Oger war nicht feige, und ein beſſerer Vaſall als er trug nie eine Brünne; als er nun die Reihen der Franken geſprengt ſah, rief er Dieterich, den Herzog von Argone, Gottfried von Anjou, und den Grafen Jozeran zu ſich, und ſprach ſtolz zum Kaiſer alſo: Seht Ihr die Heiden, wie ſie Eure Mannen erſchlagen? Nimmermehr ſoll der Kaiſer Krone tragen auf ſeinem Haupte, wenn ihr nicht jetzt einhauet, um eure Schmach zu rächen.

Nicht einer war, der darauf nur ein Wort erwiderte, aber ſie ſpornten ihre Roſſe, und ließen ihnen freien Lauf, um den Feinden zu begegnen, wo ſie ſie immer träfen. Der Kaiſer Karl hieb kräftig ein, dazu der Herzog Naimes und Oger der Däne, auch Gottfried von Anjou, der die Heerfahne trug. Herr Oger von Dänemark war ein wackerer Held, er ſtach ſein Pferd mit den Sporen, und ließ es eilends dahin rennen. Da traf er auf den, der den Drachen trug, und warf beide vor ſich nieder, den Drachen und die Heerfahne des Königs. Als aber Baligant ſeine Fahne ſinken,

und das Banner Mahomeds weichen ſah, da begann er einzuſehen, daß er Unrecht habe und Karl Recht; auch wandten ſich alsbald über hundert arabiſche Heiden zur Flucht. Der Kaiſer aber rief ſeine Magen herbei, und ſprach: Sagt an, Barone, um Gott, ob ihr mir helfen wollt?

Die Franken verſetzten: Wehe, daß ihr es fragt! Der ſei ein Schurke, der nicht mannlich einhaut!

Der Tag gieng zu Ende, und neigte ſich zum Abend, die Franken aber und Heiden feierten noch nicht mit ihren Schwertern. Wackere Helden ordneten die Scharen und ſie verließen ihre Fahnen nicht. Der Emir rief mit lauter Stimme Preciuſe, und Karl ſein ruhmreiches Schlachtgeſchrei Munjoie. So kannte einer den andern an der hellen Stimme. Sie begegneten ſich mitten auf dem Felde, hieben auf einander ein, gaben ſich gewaltige Stöße mit den Speeren auf die rothen Tartſchen, zerſchmetterten die breiten Schilde, zerbrachen ihre Halsberge, ohne jedoch am Leibe ſich zu erreichen, zerriſſen die Gürtel; ſo daß die Sättel herabfielen und die Könige zu Boden ſtürzten; ſie erhoben ſich jedoch plötzlich wieder und zogen mannlich ihre Schwerter. Das war ein Kampf, der nicht geſchlichtet noch beendet werden konnte ohne eines Mannes Tod. Aber Karl, des holden Frankreichs Kaiſer, war ein ſtarker Held, und der Emir glaubte und vermuthete es nicht. Sie zeigten ſich ihre bloßen Schwerter und theilten auf ihre Schilde gewaltige Schläge aus, ſo daß das Leder und das doppelte Holz durchſchnitten war, die Nägel herausfielen und die Knäufe in Stücke giengen. Da hie-

den ſie nun unbewehrt auf ihre Brünne los, und aus ihren blanken Helmen ſprühten Feuerfunken. Das war ein Kampf, der nicht aufhören konnte, bis daß einer ſein Unrecht erkannt hatte. Der Emir ſprach: Beſinne dich, Karl, höre meinen Rath, und bezeuge mir deine Reue! Du haſt meinen Sohn erſchlagen. Wahrlich großes Unrecht thuſt du, mein Land mir ſtreitig zu machen. Werde mein Dienſtmann und ergieb dich, daß du mir dieneſt von hier bis zum Morgenland!

Karl antwortete: Das ſcheint mir große Schmach. Ich darf nicht Friede und Liebe halten mit einem Heiden. Nimm das Geſetz an, das Gott allein uns dargeboten, das Chriſtenthum. Dann will ich ſogleich dich lieben, und dann diene dem allmächtigen Gott und glaube an ihn.

Baligant aber verſetzte: Du beginneſt eine ſchlimme Rede.

Darauf fielen ſie mit den Schwertern auf einander ein. Der Emir war von großer Kraft, er ſchlug den Kaiſer Karl auf ſeinen Helm von braunem Stahl, zerſchmetterte und ſpaltete ihm denſelben auf dem Kopfe, fuhr mit dem Schwert durch ſeine dünnen Haare, und hieb ihm eine ſtarke volle Handbreit und mehr vom Fleiſche ab, ſo daß daſelbſt der bloße Knochen übrig blieb. Karl wankte, und es fehlte wenig ſo wäre er gefallen, aber Gott wollte nicht, daß er erſchlagen und beſiegt werde; darum erſchien ihm St. Gabriel, und fragte ihn: Was beginnſt du, großer König?

Als Karl die heilige Stimme des Engels vernahm, da ſchwand ihm alle Furcht und die Angſt vor dem Tode; Kraft und Beſinnung kehrte ihm zurück, er hieb auf den Emir ein

mit dem Schwerte von Frankreich, zerſchmetterte ihm den Helm, auf dem die Edelſteine blitzten, ſpaltete ihm das Haupt, ſo daß das Gehirn ausſtrömte, dazu das ganze Geſicht bis auf den weißen Bart herab, und der Emir fiel todt nieder ohne Rettung. Karl aber rief Munjoie! zum Zeichen für die Seinen. Auf dieſes Wort kam der Herzog Naimes heran und nahm Tencendur, und der große König ſtieg darauf. Die Heiden wandten ſich zur Flucht, denn Gott wollte nicht, daß ſie zurück blieben, und die Franken waren Meiſter des Feldes. Die Heiden flohen nach dem Willen Gottes, und die Franken verfolgten ſie, und der Kaiſer mit ihnen. Ihr Herren, ſprach er, nehmt Rache für eure Trauer, heitert eure Herzen und Sinne auf, denn heute früh ſah ich eure Augen weinen.

Die Franken antworteten: Ja, Herr, das ziemt uns.

Jeder hieb ſo kräftig ein, als er konnte, und wenige entkamen von denen, ſo daſelbſt waren. Di Hitze war groß und ein heftiger Sturm wirbelte auf; die Heiden flohen und die Franken ſetzten ihnen auf dem Fuße nach und die Verfolgung dauerte von dort bis Saragoſſa. Bramidonie war auf den höchſten Thurm geſtiegen und hatte bei ſich ihre Schriftgelehrten und Pfaffen des falſchen Geſetzes, das Gott ſtets verdammte; aber ſie hatten keine Weihe und auf dem Haupt keine Platte. Als ſie die Araber in ſo verwirrter Flucht hereilen ſah, rief ſie mit lauter Stimme: Hilf uns, Mahomed! Ach, edler König, nun ſind unſere Mannen beſiegt, und der Emir geſchlagen mit großer Macht.

Als Marſilies dieſe Worte hörte, kehrte er ſich gegen

die Wand, Thränen fielen aus ſeinen Augen, ſein Angeſicht verfinſterte ſich und er ſtarb vor Schmerz; und, mit Sünden belaſtet wie er war, übergab er ſeine Seele den lebendigen Teufeln. So waren die Heiden getödtet oder gedemüthigt und Karl hatte geſiegt in der Schlacht. Er brach das Thor von Saragoſſa ab, und wußte nun, daß es ſich nicht mehr vertheidigen werde, er nahm von der Stadt Beſitz und zog mit ſeinem Volke in dieſelbe ein, wo ſie dem Übermächtigen noch in der nämlichen Nacht huldigten. Stolz ſchritt der König in dem weißen Barte näher und Bramidonie übergab ihm alle Thürme der Stadt, zehn große und fünfzig kleine. So ergeht es dem wohl, dem Gott der Herr beiſteht. Als der Tag dahin und die Nacht gekommen war, der Mond hell ſchien und die Sterne flimmerten, nahm der Kaiſer Saragoſſa weg. Tauſend Franken mußten die Stadt wohl durchſuchen, die Synagogen und Moſcheen vornehmlich, allwo ſie mit ihren eiſernen Hämmern und Äxten die Bilder und Götzen zertrümmerten, ſo daß keine Spur übrig blieb von dem Hexenweſen und der Abgötterei. Der König glaubte an den wahren Gott und wollte ihm dienen in alle Wege; darum ließ er von ſeinen Biſchöffen Waſſer einſegnen und die Heiden wurden herbeigetrieben zu der Taufe; war aber einer, der ſich ſolchem Willen des Kaiſers widerſetzte, den ließ er ergreifen und verbrennen oder erſchlagen. So wurden mehr denn hunderttauſend zu wahren Chriſten getauft, nicht aber die Königin; ſie wurde vielmehr gefangen weggeführt nach dem holden Frankreich, um dort nach des Königs Willen in

Liebe bekehrt zu werden. Als die Nacht vergangen war und der helle Tag erſchienen, beſetzte Karl die Thürme von Saragoſſa und ließ daſelbſt tauſend tapfere Ritter zurück, die die Stadt für den Kaiſer bewahrten. Darauf bot der Kaiſer alle ſeine Mannen zum Heimzug auf und nahm Bramidonie mit als Gefangene, der er indeß nichts Leides thun wollte. So zogen ſie freudig und hochgemuth weiter, kamen rüſtig durch Nerbone, und gelangten in die gewaltige Stadt Burdeles, wo der Held auf dem Altar St. Severins den mit Gold und Koſtbarkeiten beſetzten Olifant niederlegte, und wo die Pilger, ſo dahin kommen, ihn noch ſehen können. Darauf zog der Kaiſer in großen Schiffen über die Girunde und begleitete ſeinen Neffen und deſſen edeln Geſellen Oliver und den weiſen und wackern Erzbiſchof Turpin bis nach Blaive, wo die edeln Herren in weiſe Särge gelegt wurden. Zu St. Romain wurden die Helden beigeſetzt und die Franken empfahlen ſie Gott und ſeiner Gnade. Darauf ritt Kaiſer Karl weiter über Berg und Thal und wollte nicht Raſt halten bis er in Aachen war und an der Freitreppe ſeines Schloſſes abſtieg. Als er aber in ſeinem hohen Pallaſte war, da beſchied er durch Boten ſeine Ritter aus Baiern und Sachſen, Lotharingen und Friesland, aus Schwaben, Burgund und Poitou, dazu Normannen und Britten und von den Franken die weiſeſten, die er wußte; nun begann Ganelons Anklage. Als der Kaiſer von Hiſpanien zurück in ſeinen liebſten Wohnort Aachen kam und in den Saal ſeines Pallaſtes trat, da kam Alde die ſchöne Jungfrau auf ihn zu und ſprach zu

ihm: Wo iſt Roland der kühne Hauptmann, der mir ſchwur, mich zum ehelichen Gemahl zu nehmen?

Da wurde Karl tief betrübt und ſein Herz wurde ihm ſchwer; er weinte, zerraufte ſich den weißen Bart und ſprach: Liebe Schweſter, du fragſt mich nach einem todten Mann, aber ich will dir dafür theuren Erſatz geben, du ſollſt Loewis haben; einen beſſern weiß ich dir nicht zu nennen. Er iſt mein Sohn und wird meine Lande erben.

Alde aber verſetzte: Das Wort klingt mir fremd. Verhüte Gott und ſeine Heiligen und alle Engel, daß ich, nachdem Roland dahin iſt, leben bleibe!

Mit dieſen Worten verlor ſie die Farbe, ſank vor des Kaiſers Füßen nieder und ſtarb gleich darauf. Die fränkiſchen Barone aber weinten und klagten und empfahlen ihre Seele Gott. So war die ſchöne Alde zu ihrem Ende gekommen. Der König aber gedachte, ſie liege in Ohnmacht, worüber er ſie ſehr beklagte und weinte. Er faßte ſie bei den Händen und hob ſie auf, aber ihr Haupt ſank kraftlos zurück. Als Karl ſah, daß ſie todt war, beſchied er vier Gräfinnen zu ihr und ließ ſie in ein Nonnenkloſter bringen; daſelbſt bewachten ſie ſie die Nacht über, bis es Tag wurde, und ſetzten ſie ſodann neben einen Altar bei, und der König ließ ihr große Ehre erweiſen. Als Kaiſer Karl nach Aachen zurückkam, war der falſche Ganelon in eiſernen Ketten in der Stadt vor dem Pallaſte. Seine Knechte hatten ihn an einen Pfahl gebunden, feſſelten ihm die Hände mit hirſchledernen Riemen und peitſchten ihn heftig mit Stricken und Jochſtöcken, denn

Beſſeres hatte er nicht verdient, und mit bangem Herzen erwartete er hier ſein Urtheil. Zu dieſem beſchied alſo Karl, wie die alte Sage berichtet, Leute aus mehreren Ländern, daß ſie ſich zu Aachen verſammelten an dem hohen Feſte des wackern St. Silveſter. Da begann das Urtheil Ganelons des Verräthers. Der Kaiſer ließ ihn vor ſich ſchleppen und ſprach: Ihr Herren Barone, urtheilt mir über Ganelon, wie das Recht verlangt. Er folgte meinem Heerzug bis Hiſpanien, da aber brachte er mich um zwanzigtauſend meiner Franken und meinen Neffen, den ihr nun nie wieder ſehen werdet, und den wackern edeln Oliver und die zwölf Fürſten hat er verrathen um Geldgewinn.

Da ſprach Ganelon: Schmach über mich, wenn ich etwas verhehle! Roland brachte mich um Geld und Gut, und darum ſann ich auf ſeinen Tod und ſeinen Untergang, aber daß ich Verrath geübt, gebe ich nicht zu.

Die Franken ſprachen: Hören wir nun den Rath!

Ganelon trat vor den Kaiſer, mit rüſtigem Leibe und freundlich rothem Antlitz. Ja, wenn er redlich geweſen wäre, er hätte wie ein edler Ritter ausgeſehen. Da erblickte er die Franken und ſeine Richter alle, von ſeinen Magen aber waren dreißig bei ihm, und er rief laut und mit heller Stimme: Um Gottes Liebe willen, Barone, hört mich an! Ihr Herren wißt, daß ich mit dem Kaiſer bei dem Heere war und daſelbſt diente ich ihm treu und ergeben. Sein Neffe Roland aber faßte Haß und Feindſchaft gegen mich und beſtimmte mich zum Tod und Verderben. Durch ihn wurde ich als Bote an

König Marſilies geſchickt, wo ich mich nur durch meine Klugheit retten konnte. Darum forderte ich Roland den Kämpfer heraus und mit ihm Oliver und alle ihre Geſellen, was Karl und alle ſeine edeln Barone mit anhörten. So habe ich wohl mich gerächt, aber das iſt kein Verrath.

Da antworteten die Franken: Gehen wir nun zu Rathe!

Als Ganelon erfuhr, daß ſein großer Rechtsſtreit beginnen ſollte, nahm er dreißig ſeiner Verwandten zu ſich, und darunter war einer, auf den die andern gerne hörten, nämlich Pinabel vom Schloſſe Sorence, der war ein guter Redner und verſtand wohl Spruch und Recht zu ertheilen, und ein wackerer Vaſall, ſeine Waffen zu vertheidigen. Zu ihm ſprach Ganelon: Auf Euch vertraue ich, mein Freund, daß Ihr mich heute befreiet von Schmach und Tod.

Ihr ſollt bald gerettet ſein, ſprach Pinabel; kein Franke wird Euch zum Hängen verurtheilen, und wofern ich ihn nicht enttäuſche, ſoll eher der Kaiſer unſer beider Leiber zuſammen dem Tode überliefern!

Auf dieſe Worte fiel ihm Ganelon zu Füßen. In den Rath kamen Richter aus Baiern und Sachſen und Poitou, Normannen und Franken und Schwaben und Deutſche in Menge. Die artigſten waren die von Alverne; ſie hielten ſich ruhiger um Pinabels Willen, und einer ſprach zum andern: Das Beſte iſt wir bleiben zurück. Verlaſſen wir dieſen Streit und bitten den König, daß er Ganelon für dießmal losſpreche, dann wird er ihm treu und ergeben dienen. Roland iſt todt, nie werdet ihr ihn wiederſehen und er iſt nicht

mehr herbeiſchaffen um Gold und Gut. Ein Thor wäre, wer ſich um ihn abkämpfen wollte.

Damit waren alle einverſtanden und zufrieden, außer allein Dieterich, der Bruder des Herrn Gottfried. Die Barone des Kaiſers begaben ſich zu ihm und ſprachen: Herr, wir bitten Euch, daß Ihr den Grafen Ganelon freiſprechet, denn er hat Euch treu und redlich gedient. Laßt ihn leben, denn er iſt ein edler Mann, und wenn er auch ſtirbt, werden wir jenen doch nicht wieder erhalten, der um kein Gut zu erſetzen iſt.

Der Kaiſer aber ſprach: Ihr alle ſeid treulos.

Als er ſah, daß alle ſo von ihm abfielen, da verfinſterte ſich ſein Geſicht und er beklagte ſein Elend. Aber ein edler Ritter trat vor ihn hin, der Bruder Gottfrieds eines Herzogs von Anjou, ein Mann von hagerem Körperbau mit ſchwarzen etwas ins Bräunliche ſtechenden Haaren, nicht eben groß, doch auch nicht allzuklein; der ſprach höflich zum Kaiſer: Edler Herr und König, klaget nicht alſo, Ihr wißt, daß ich Euch viel gedienet habe. Um meiner Ahnen willen ſchon muß ich ſolchen Streit übernehmen. Was auch Roland dem Ganelon zu Leide gethan habe, er mußte dennoch Euren Dienſt getreulich ausführen und darum iſt Ganelon ein Schurke, weil er ihn verrieth; er hat ſich meineidig und ſchlecht gegen Euch gezeigt, und darum ſchwöre ich ihn zu haſſen, oder zu ſterben, und ſeinem Leibe das anzuthun, was einem treubrüchigen Verräther gebührt. Hat er nun einen Vetter, der mich

Lügen ſtrafen will, ſo will ich mit dieſem Schwerte, das ich umgürtet habe, mein Urtheil ſtets vertreten.

Da ſprachen die Franken: So habt Ihr wohl geredet.

Und vor den König trat Pinabel, ein großer gerader und ſtarker Held, und wen er mit ſeinem Schlage traf, der hatte wenig mehr zu leben. Der ſprach zum Könige: Herr, Euer iſt der Spruch. So befehlt denn, daß der Lärm ſchweige Ich ſehe hier Dietrich, der ein Urtheil gethan hat, aber ich will mit ihm ſtreiten.

Damit bot er ihm den hirſchledernen Handſchuh ſeiner Rechten, und der Kaiſer ſprach: Ich verlange dazu gute Bürgen.

Es wurden ihm dreißig Heiden gegeben; und der König ſprach: Ich bin damit zufrieden.

Dieſe befahl er zu bewachen bis das Recht ſich entſchieden hätte. Als nun Dietrich ſah, daß die Schlacht beginnen würde, und er dem Kaiſer ſeinen rechten Handſchuh dargeboten, den er auch zur Bürgſchaft angenommen hatte, ließ dieſer vier Bänke auf den Platz bringen. Auf dieſe ſollten ſich die beſtimmten Kämpfer ſetzen, die ſehr unzufrieden waren, jeder mit dem Urtheil des andern. Oger von Dänemark unterhandelte mit ihnen; ſie verlangten ihre Pferde und Waffen und rüſteten ſich gut zum Kampfe; zuvor aber beichteten ſie, ließen ſich einſegnen, hörten die Meſſe, empfiengen den Leib des Herrn, und legten große Gaben nieder in den Kirchen. Darauf begaben ſich beide zu dem König, ſchnallten ihre Sporen an die Füße, zogen ihre blanken ſtarken und

leichten Halsberge an, ſchloßen ihre ſchimmernden Helme auf dem Kopf, umgürteten ihre mit lauterem Golde eingelegten Schwerter, hängten ihre viereckigen Schilde um den Hals, faßten die ſpitzigen Speere in die Fauſt und beſtiegen ſofort ihre ſchnellen Kampfroſſe. Da weinten wohl hunderttauſend Ritter, und klagten um Roland und um Dieterich, denn nur Gott wußte, wie dieſer Kampf enden würde. Bei Aachen lag eine weite Wieſe, auf welcher der Kampf der beiden Barone ausgefochten wurde. Es waren wackere ritterliche Helden, und ihre Roſſe waren ſchnell und behende. Sie ſpornten ſie gut, ließen ihnen die Zügel ſchießen, und hieben beide mit großer Gewalt aufeinander los, zerſchmetterten und zerbrachen ſich die Schilde, zerriſſen ihre Halsberge und zerſtückten die Gürtel, ſo daß die Sättel umſtülpten und zu Boden fielen. Da weinten wohl hunderttauſend Männer, welche zuſchauten, denn beide Ritter lagen auf der Erde, aber ſie richteten ſich ſchnell wieder auf, denn Pinabel war gewandt und behende. Einer rief dem andern, und da ſie keine Roſſe mehr hatten, ſchlugen ſie mit ihren goldverzierten Schwertern los, und hieben auf die ſtählernen Helme ein. Mit gewaltigen Hieben zerſtückten ſie dieſelben, und die fränkiſchen Ritter klagten laut und ſprachen: Ach Gott, laß dem Kaiſer Recht werden!

Pinabel aber rief: Dieterich, ſteh ab, ich will dein treuer und ergebener Dienſtmann werden, und alle meine Habe zu deinem Wohlgefallen dir überlaſſen, aber verſchaffe Ganelon wieder die Gnade des Königs!

Dieterich verſetzte: Darum kümmre ich mich nicht, ich will ein Schurke ſein wenn ich es eingehe. Gott ſoll heute zwiſchen uns beiden Recht ſprechen. Du biſt ein ſtarker Held, Pinabel, fuhr Dieterich fort, groß und wohlgebildet, und die Fürſten kennen deine Ritterlichkeit. So laß denn dieſen Kampf und ich will dir wieder Gnade verſchaffen bei dem Kaiſer. Über Ganelon aber ſoll Gericht gehalten werden, und man ſoll nie wieder von ihm reden.

Pinabel ſprach: Das verhüte Gott! Ich will meiner ganzen Sippſchaft Recht wahren, und nicht davon abſtehen um keines ſterblichen Mannes willen, ſondern lieber ſelbſt umkommen, als daß man mir ſolches vorwerfe.

Da begannen ſie von Neuem mit ihren Schwertern auf die goldverzierten Helme einzuhauen, ſo daß das helle Feuer gen Himmel ſprühte; und ſie konnten nicht getrennt, noch dieſer Streit beendet werden, ohne daß ein Mann umkam. Pinabel von Sorence war ein wackerer Held, er ſchlug Dieterich von Provence auf den Helm, ſo daß die Funken hervorſprühten und das Gras Feuer fieng; er fuhr ihm mit der ſtählernen Klinge über die Stirne durch das Geſicht herab, ſo daß die ganze rechte Wange blutete und der Halsberg ihm herabfiel bis auf den Bauch. Gott aber ſchützte ihn, daß er ihn nicht erſchlug. Als Dieterich ſah, daß er im Geſicht verwundet war, und das helle Blut auf das Gras der Wieſe herabfiel, ſchlug er Pinabel auf den braunen ſtählernen Helm, zerſchmetterte und zerſpaltete ihm denſelben bis auf die Naſe, ſo daß das Gehirn ihm ausſtrömte, und warf ihn unter der

Wucht ſeines Schlages todt nieder. Mit dieſem Hiebe war der Kampf entſchieden, und die Franken riefen: Gott hat ſeine Kraft bewieſen. Es iſt wohl recht, daß Ganelon gehangen werde ſammt ſeinen Magen, die für ihn geſprochen haben.

Als Dieterich ſo im Kampfe geſiegt hatte, trat der Kaiſer Karl hinzu, und mit ihm vierzig ſeiner Barone, der Herzog Naimes, Oger von Dänemark, Gottfried von Anjou und Wilhelm von Blaive. Der König faßte Dieterich in die Arme, wiſchte ihm das Geſicht ab mit ſeinen großen Marderfellen, legte ſodann dieſelben von ſich und ließ ſich andere umthun. Darauf entwaffneten ſie ſanft den Ritter, ſetzten ihn auf ein arabiſches Maulthier und führten ihn in Freude und Ritterlichkeit nach Aachen zurück, wo ſie auf dem Platze abſtiegen. Dort begann nun das Gericht über die andern. Karl rief ſeine Grafen und Herzoge und ſprach: Was ſagt ihr mir von denen, die ich zurückgehalten habe? Sie ſind für Ganelons Sache zum Gerichte gekommen und für Pinabel als Geiſel geſtellt.

Die Franken riefen: Fort mit ihnen! Es ſoll keiner leben.

Da befahl der König ſeinem Vogte Basbrun und ſprach: Geh, hänge ſie alle an den Unglücksbaum! Bei dieſem Barte, deſſen Haare ergraut ſind, wenn einer entwiſcht, ſo trifft dich Schmach und Tod.

Dieſer aber ſprach: Was ſollt' ich ſonſt mit ihnen thun?

So führte er ſie mit hundert Knechten weg und hängte ſie alle auf, dreißig an der Zahl. So ward den Verräthern

ihr gerechter Lohn. Darauf kehrten Baiern und Schwaben und die aus Poitou, Britanien und Normanyenland wieder in die Heimath, und überall behaupteten die Franken, daß Ganelon eines ſchimpflichen und ſchmerzhaften Todes ſterben ſolle. Darum ließen ſie vier Schlachtroſſe herbeiführen, banden ſie ihm an Hände und Füße feſt und vier Knechte nahmen die ſtolzen und ſchnellen Pferde, und trieben ſie nach einem Waſſer, das mitten durch das Feld floß. So wurde Ganelon zu großer Pein dahin geſchleppt, alle Gelenke ihm ausgeſpannt, und die Glieder ſeines Leibes zerriſſen, ſo daß das helle Blut auf das grüne Gras herabfloß, und er ſtarb wie es einem treuloſen Verräther gebührt, denn es iſt nicht recht, daß ein ſolcher ſich berühme. Nachdem der Kaiſer alſo Rache geübt, berief er die Biſchöffe von Franken, Baiern und Schwaben, und ſprach zu ihnen: Ich habe in meinem Hauſe eine edle Gefangene. Sie hat ſo viele Predigten und Beiſpiele gehört, daß ſie an Gott glauben und das Chriſtenthum annehmen will. Taufet ſie, auf daß ihre Seele Gottes werde.

Die Biſchöffe antworteten: Es ſei, und ſie ſoll edle gläubige Frauen zu Pathinnen haben.

Darauf verſammelte ſich zu Aachen viel Volks, und ſie tauften die Königin von Hiſpanien, welche durch wahre Erkenntniß eine Chriſtin geworden war, und ſchöpften ihr den Namen Juliane. So hatte der König Gerechtigkeit geübt, ſein großer Grimm hatte ſich gelegt und Bramidonie war Chriſtin geworden. Als aber der Tag vorüber und die Nacht gekommen war, legte ſich der König in ſeinem gewölbten

Gemache ſchlafen, und St. Gabriel erſchien ihm im Namen Gottes, und ſprach zu ihm: Karl, berufe die Heere deines Reichs und zeuch mit deiner Macht nach dem Lande des Ebre, dem König Vivien zu Hilfe, den die Heiden in der Stadt Imphe belagert haben. Die Chriſten rufen und ſeufzen nach dir.

Der Kaiſer aber wollte nicht gehen, er raufte ſeinen weißen Bart, weinte laut und ſprach: Gott, wie iſt mein Leben voll Arbeit und Ungemach!

König Wilhelm von England.

Jn England lebte vor Zeiten ein König, welcher Gott und ſeinem heiligen Geſetze gar ſehr ergeben war und beſonders die Kirche hoch in Ehren hielt. Darum beſuchte er jeden Tag den Gottesdienſt, und wie wenn er ein Verſprechen oder Gelübde gethan hätte, verſäumte er, ſo lange er geſund war und dahin gehen konnte, weder Frühmeſſe noch Hochamt. Auch war derſelbige König voll Menſchenliebe und Demuth und hielt ſein Reich im Frieden, und ſein Name hieß Wilhelm. Der König hatte eine ſchöne und verſtändige Frau aus königlichem Geſchlecht, mit Namen Gratiana, und ſelbige war nicht minder eine gute Chriſtin als der König. Darum liebte ſie denn auch dieſer herzinnig, und mit derſelben ja vielleicht mit noch heftigerer Liebe liebte ſie ihn. Wenn der König Gott liebte und an ihn glaubte, ſo blieb die Königin nicht hinter ihm zurück; war er voll von Mitleid, ſo war das ihrige nicht geringer; war er mit Demuth geziert, ſo war die Königin eben ſo reich mit dieſer Zierde ausgeſtattet; wenn er endlich keine Frühmeſſe vergaß, ſo lange er im Glücke lebte, ſo gieng auch die Königin, ſo lange ſie konnte, immer dahin: und ſo lebten die beiden gar freundlich und beglückt ſechs Jahre lang beiſammen, und waren nur

darum betrübt, daß ſie kein Kind bekamen. Im Laufe des ſechsten aber empfieng die Königin, und als der König es bemerkte, ließ er ſie ſorgfältig bedienen und auf ſie Acht haben, und er ſelbſt hatte ein wachſames Auge über ſie, denn er beſaß nichts, was ihm theurer war. Im Anfang ihrer Schwangerſchaft, ſo lange ihr dieſelbe noch nicht allzu beſchwerlich ward, gieng ſie täglich wie bisher in die Frühmeſſe, und ſtand wie gewöhnlich mit dem König auf. Als aber dieſer bemerkte, daß die Zeit nahe herankam, in welcher ſie gebären ſollte, befürchtete er, es möchte ihr ſchädlich ſein, wenn er ſie noch fürder dahingehen ließe, und befahl ihr daheim zu bleiben. So blieb ſie denn zu Hauſe, während er nach der Kirche gieng, denn er wollte keine einzige Meſſe verſäumen. Als er aber in einer Nacht wie gewöhnlich und um die rechte Stunde erwachte, war er ſehr verwundert, warum er nicht zur Meſſe läuten hörte, dagegen vernahm er ein Krachen, wie von einem Donner, er fuhr im Bette auf, hub ſein Haupt empor und ſchaute in dem Gemache umher. Da bemerkte er plötzlich eine ſo große Helle, daß ihr Schein ihn ganz verblendete, und mit derſelben vernahm er eine Stimme, die ſprach zu ihm: König, geh aus deinem Lande! Im Namen Gottes und ſeines Sohnes ſage ich dir dieß. Der Herr iſt es, der dir dieß durch mich befiehlt.

Der König war darob ſehr verwundert, berieth ſich deshalb des andern Tags nach der Frühmeſſe mit ſeinem Kaplan, und dieſer gab ihm einen gerechten und verſtändigen Rath, ganz wie er von der Sache dachte. Herr, ſprach er, von

dem Geſicht, das Ihr geſehen habt, weiß ich nicht, ob es von Gott gekommen iſt, und Ihr könnt es auch nicht wiſſen. Das aber weiß ich wohl, daß Ihr manches beſitzet, worauf Ihr kein Recht habt. Darum laſſet alsbald im ganzen Lande ausrufen, wenn einer etwas von Euch zu fordern habe, daß Ihr bereit ſeid, ihm Erſatz zu geben. Das iſt mein Rath, daß Ihr kein fremdes Gut behaltet, ſondern allenthalben Euch deſſelbigen entlediget. Von dem Geſichte aber befürchte ich, es möchte von irgend einem Geſpenſte herrühren.

Der König mochte dem, was er ihm empfahl und verordnete, nicht widerſprechen. Darum ließ er auch alsbald alle diejenigen an ſeinen Hof berufen, von denen er wußte, daß er etwas von ihrem Eigenthum ungerechter Weiſe im Beſitz habe. Er gab jedem das Seine zurück, ſo viel er ihm ſchuldig war, ſo gut er vermochte und wie man es nur von ihm verlangen konnte. Als aber der König des Nachts im Bette lag, hörte er genau um dieſelbe Stunde das Geräuſch, ſah die Helle und vernahm die Stimme wie früher. Da ſchlug er ein Kreuz über ſein Geſicht ob dem Wunder, das er vernahm, und war gar ſehr erſtaunt. Er ſtand auf ſobald er konnte, und gieng unter mancherlei Gedanken über das Ereigniß wieder in die Kirche, um zu beten, ſeine Sündenſchuld zu bekennen und Gott um Gnade anzuflehen. Nachdem der König aber die Frühmeſſe bis zu Ende gehört hatte, rief er den Kaplan ganz allein auf die Seite, und fragte ihn nochmals um Rath, da Gott ihm wiederholt geboten habe, unverweilt in das Elend zu gehen. Der Kaplan wagte

nicht, es ihm auszureden, doch ſagte er zu ihm: Herr, wenn es Euch nicht zu viel iſt, ſo wartet doch bis heute Nacht! Kommt die Stimme und der Schein nochmals, ſo wißt, daß ſie von Gott kommen. Deſſen ſeid alsdann verſichert! Für jetzt aber bleibet hier und wartet noch die dritte Erſcheinung ab! Ergeht dann zum dritten Mal der Aufruf an Euch, ſo fraget nicht mehr um meinen Rath, ſondern leiſtet Verzicht auf die Welt und achtet Euch ſelber gering, haltet feſt an der Liebe Gottes und am Gebet, achtet alles gering gegen Gott und ſcheidet ohne Widerrede von dannen! Euer Gold und Silber vertheilet an die armen Leute, an die Gotteshäuſer und Kirchen, denn dort ſind Almoſen wohl verwahrt. Gebet Eure Becher und Ringe, Röcke und Mäntel, Unterröcke und Gürtel, Jagdhunde und Geier, Schlachtroſſe und Zelter, gebet alles auf ein Mal hin, ſo daß von allem Eurem Geräthe Euch auch nicht der Werth einer Nuß übrig bleibe. Auch nehmet nicht einen Pfennig mit Euch, und nichts als die Kleider, die Ihr auf dem Leibe traget, denn Gott wird, wenn die Zeit kommt, Euch alles zwiefach und hundertfach vergelten, wie Ihr es verdient habt, und Euer Gut wird nicht geringer ſein.

Der König hörte an was dieſer zu ihm ſprach, und glaubte ſeinen Worten. Er verbot ihm aber bei der Liebe Gottes im Himmel und ſprach: Lieber Herr, haltet dieſe Sache geheim und es werde davon auch nicht ein Wort laut, ſo wenig als wäre es meine Beichte.

Nie werden mir meine Sünden vergeben, ſprach der

Prieſter, wenn durch mich etwas kund wird, was verſchwiegen werden ſollte.

Damit verließ der König die Kirche und der Prieſter wandte ſich nach der andern Seite heimwärts. Der König aber vergaß nicht, was er zu thun hatte. Er befahl alsbald ſeine Schätze vor ſich zu bringen, beſchickte Äbte und Prioren, Äbtiſſinnen und Priorinnen von Gutleuthäuſern, dazu Arme und Bedürftige, und entledigte ſich ſeines Schatzes und ſeiner fahrenden Habe. Er gab alles dahin um Gottes Liebe willen, und auch die Königin verſchenkte ihre bunten und dunkeln Kleider, ihr köſtliches Pelzwerk, ihre Ringe und alle Koſtbarkeiten, die ſonſt ihre Luſt geweſen waren, denn auch ſie hatte die beiden Nächte wieder die Stimme und den Donner gehört, darum behielt ſie von allem ihrem Geräthe nicht bei ſich, was eines hölzernen Bechers Werth geweſen wäre. Damit gieng der Tag hin und ſie hatten am Abend alles weggegeben. In jener Nacht aber ſchliefen ſie nicht, denn beide lauſchten und wagten ſich nicht zu rühren, bis ſie das Getöſe und das Krachen hörten und den Glanz wieder erblickten. Genau zu derſelbigen Stunde hörten ſie auch wirklich das Getöſe und erblickten die Helle, worüber beide Gott den Herrn anbeteten und prieſen, und die Stimme ſprach: König, nun geh von hinnen, ſo ſchnell du kannſt! denn wiſſe, daß ich dir ein Bote von Gott geſendet bin, der den Willen hat, daß du in die Fremde geheſt, und er iſt ſchwer ergrimmt und beleidigt, daß du ſo lange zögerſt.

Alsbald ſtand der König auf, bekreuzte ſich auf den blo-

ßen Leib und unterzog ſich dem gnädigen Willen Gottes mit Freuden. Er erhob ſich leiſe und bekleidete ſich in aller Eile. Die Königin aber richtete ſich auch auf, und als ſie den König ſah, war ſie ſehr betrübt, daß er von ihr ſich zu entfernen gedachte, da es ihr doch zukäme, ihm ſich anzuſchließen und ihm Geſellſchaft zu leiſten, was auch daraus werden möchte; auch wollte ſie ſich jetzt nicht von ihm trennen und nirgends hingehen ohne ihn. Als aber der König ſie ſich erheben ſah, fragte er ſie, was ſie habe. Liebe Frau, ſprach er, was ſteht Ihr auf? Bei der Treue, die Ihr mir ſchuldig ſeid, beſchwöre ich Euch, mir zu ſagen, was Ihr vorhabt.

Und was habt Ihr vor?

Nun, edle Frau, ich muß zur Frühmeſſe gehen, und darum ſtehe ich auf, weil ich dahin gehen will, wie ich es ſonſt zu thun gewohnt war.

Zur Frühmeſſe? Das iſt Euer Scherz.

Nein, edle Frau, ſprach der König.

Und doch, Herr; aber ſo wahr mir Gott helfe, ſoll Euch das Verhehlen nichts nützen. Ihr ſollt nicht hingehen, wohin Ihr im Sinne habt. Und wenn Ihr mir Eure wahre Abſicht nicht geſteht, ſo will ich ſie Euch ſagen.

So ſprecht, wenn Ihr es wißt.

Gerne, Herr! Ihr habt dieſe Nacht nichts geſehen, was ich nicht auch bemerkt hätte. Ich hörte den Donner und ſah den Strahl und vernahm die Stimme, die mich ſo ſehr erſchreckte, da ſie Euch befahl, ohne Widerrede von hinnen zu gehen und im Elend Euer Leben zu vernützen.

Liebe Frau, ich wage nicht, mich deſſen zu weigern; ich kann und darf es nicht thun. Gott thue mit mir, was ihm gefällt, und ich will ſo gut ich kann bis zur Stunde meines Todes die Laſt tragen, die er mir auflegt.

Herr, laſſe Gott es Euch gelingen, ſprach die fromme Königin, und thut immerhin ſeinen Willen. Aber große Thorheit habt Ihr unternommen, daß Ihr weggehen wolltet, ohne daß ich es hörte oder darum wußte. Ihr ſeid einem ſchlechten Rath gefolgt, und wißt, daß ich ſehr verwundert bin, daß Ihr, ohne meinen Rath zu hören, daran denken mochtet, in das Elend zu gehen. Da wäre ich in meiner Verwunderung allein zurückgeblieben; ja Ihr hättet mich verrathen und getödtet, wenn Ihr mich allein gelaſſen hättet. Wahrlich ich wäre nie mehr froh geworden.

Warum denn nicht? Was wäre Euch das ſo ſchwer, da auch, wenn ich weg bin, es Euch an nichts fehlen wird?

Ohne Euch, lieber Herr, wäre wahrlich dieſe Buße allzu hart, Euer Scheiden fiele mir allzu ſchwer, und eher mag ſich meine Seele von meinem Leibe ſcheiden, als ich mich von Euch ſcheide.

Der König bat ſie wieder und immer wieder, daß ſie ihn ins Elend ziehen laſſe. Liebe Frau, ſprach er, laßt mich ohne Zwiſt mit Eurem Urlaub ſcheiden und ſagt Niemand davon, daß die Leute nicht davon reden weder in der Nähe noch in der Ferne, wenn ich dem Willen Gottes folge.

Herr, ich brauche es Euch nicht zu verſchweigen, ſprach die edle Frau, denn wir werden dieſe Reiſe mit einander

machen. Es iſt wohl billig, wie mich dünkt, nachdem wir viel Freuden und Ehren, Reichthum und Wohlergehen mit einander genoſſen haben, daß wir auch Kummer und Armuth, Schmach und Unglück mit einander erdulden. Nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen will ich mit Euch Freude und Schmerz, Wohl und Weh gleich theilen.

Ach, rief der König, liebe Frau, thut mir die Gnade und bleibt hier, denn wie Ihr ſeht, iſt Eure Schwangerſchaft weit vorgerückt, und ich möchte nicht um hunderttauſend Mark Beſanten, daß Euch in dieſen Wäldern ein Unfall widerführe. Die Stunde iſt nahe und die Zeit wird bald kommen, wo Ihr gebären ſollt. Wer ſollte Euch aber Eures Kindes entbinden, wo fändet Ihr Wärterinnen und Ammen für daſſelbe und Ihr ſelbſt welche Pflege und welche Gemächlichkeit könnte man Euch bereiten? Euer Leben hätte am längſten gedauert und vor Mühſal und Kummer gienget Ihr ſicher bald zur ewigen Ruhe ein. Ja gewiß Ihr wäret in Kurzem des Todes, und wenn Euer Sinn dahin ſteht, auf Euch ſelbſt nicht Bedacht zu haben und kein Begegniß zu fürchten und vor nichts zurückzubeben, ſo habt doch Erbarmen mit Eurem Kinde, von dem Ihr bald könnt entbunden werden, und laßt wenigſtens Euer Kind leben. Denn wenn es ſtirbt durch Eure Beharrlichkeit, ſo laſtet die Schuld ſeines Todes auf Euch. Und was bliebe dann mir zu thun übrig? Wenn ihr beide dahin wäret, ſo müßte ich auch umkommen, ich könnte ſolchen Schmerz nicht überſtehen. Darum bedenket wohl, Ihr hättet ſo uns alle drei ums Leben gebracht. Und warum wollt Ihr

Euch tödten? Es ſteht Euch beſſer, Eure Betten und Zimmer mit Gold zu ſchmücken und mit Myrrhen zu räuchern, Eurem Leibe gut Gemach zu ſchaffen. Der thut Unrecht, der gutem Rathe nicht folgen will, wenn er ihn haben kann, und wenn ich Euch nicht recht gerathen habe, ſo ſollt Ihr nimmermehr mir etwas glauben.

Herr, Eure Rede iſt gut, aber ich habe den feſten Glauben, daß wer auf Gott vertraut nie rathlos ſein wird, und darum trennt Euch nicht von mir und meiner Geſellſchaft! Gott wird Euch nie vergeſſen, ſondern mich und Euch und das Kind, das Ihr gezeugt habt, in ſeiner Obhut behalten. Laßt uns in dieſer Zuverſicht mit einander nach dem Befehle Gottes hinziehen, damit er uns in ſeine Vorſorge aufnehme.

Liebe Frau, was nun auch daraus entſpringen mag, ich muß Eurem Willen folgen, und da Ihr durchaus Euch nicht bewegen laßt, zurückzubleiben, ſo wollen wir denn mit einander von hinnen fahren.

In dem Gemache waren mehrere Fenſter, und durch eines derſelben ſtiegen ſie hinaus. Es war eine finſtere Nacht und der Mond leuchtete nicht am Himmel. Sie liefen aber eilig von ihrer Wohnung weg und wandten ſich nach einem Walde. Der König hatte ſein Schwert umgürtet, und neben ihm gieng die Königin mit dem Kinde unter ihrem Herzen; ſonſt nahmen ſie nichts mit ſich; aber ſie waren vergnügt in ihrem frommen Sinne. Mit Abſicht wichen ſie von den Straßen und Wegen ab, damit nicht ihre Leute hinter ihnen herkämen, und ſie zurückhielten, oder damit ihnen nicht je-

mand begegnete. Darum hielten ſie weder Weg noch Bahn, ſondern ſtreiften durch den Wald hin, gerade wo er am dickſten war. So flohen ſie die ganze Nacht weiter, und ſo ſchlimm es ihnen ergieng, waren ſie doch frohen Muthes; denn wen der Geiſt Gottes treibet und erleuchtet, dem ſcheint alles ſüß nnd lieblich, was ſolchen bitter wäre, deren Herz nicht Gott zu lieben verſteht.

Am Morgen, als die Leute erwachten, waren die Höflinge ſehr verwundert, was doch das ſein möchte, daß der König nicht aufſtehe, da er doch ſonſt ſo früh ſich zu erheben pflegte. Viele waren ſehr bekümmert, und ihre Sorge wäre nicht geringer geweſen, wenn ſie den Hergang der Sache gewußt hätten. Sie dachten jedoch nicht, wie groß ihr Unglück war, und warteten noch immer bis er aufſtünde. Als aber Mittag vorüber war, und ſie noch immer vergeblich gewartet hatten, bis er aufſtünde, giengen ſie an die Thüre des Gemaches und fanden ſie verſchloſſen. Sie ſtanden eine gute Weile davor ſtille, und horchten; dann riefen ſie und pochten an. Als ſie aber auf vielfaches Klopfen und nach langem Warten nichts innen vernahmen, ſtießen ſie ſo heftig an die Thüre, daß ſie mit großem Krachen einbrach. Da ſie nun eintraten, waren ſie ſehr verwundert, weder den König noch die Königin zu finden. Sie ſahen jedoch das Fenſter offen ſtehen, durch welches ſie hinausgeſtiegen waren, und dachten ſomit, ſie ſeien davon gegangen. Ehe ſie aber ein Wort darüber äußerten, unterſuchten ſie alles was ſie in dem Gemache fanden, Kiſten, Schränke, Büchſen und Säcke, auch

alle übrigen Gemächer und Säle, um alles auszuleeren, was ſie daſelbſt fänden. Aber es war nichts von alle dem daſelbſt was ſie dachten; es war nichts dort und ſie fanden nichts, außer ein kleiner Junge erſpähte unter dem Bette ein Horn von Elfenbein, das der König alle Tage im Walde zu tragen pflegte. Der Knabe nahm es zu ſeiner Ergetzung mit ſich nach Hauſe und bewahrte es lange Zeit. Nun war das Ereigniß nicht länger zu verhehlen und das Gerücht verbreitete ſich ſchnell überallhin, daß der König Wilhelm verloren ſei. Das ganze Reich gerieth darüber in Beſtürzung und gleicher Weiſe war man allgemein um die Königin beſorgt; alles ſuchte ſie und ließ ſie ſuchen zu Land und auf dem Meere, aber dahin, wo ſie waren, kam man nicht, denn die Fliehenden vermieden alle Wege, und lebten wie wilde Thiere von Eicheln und Bücheln und von den Früchten des Waldes, von wilden Äpfeln und Birnen, Maulbeeren und Schlehen, und was ſie ſonſt fanden. Ihr Getränk war das Waſſer, das aus den Wolken regnete, und Beſſeres hatten ſie nicht; aber ſie ertrugen all ihr Ungemach und Mühſal in Geduld, und giengen aufs Gerathewohl dahin einen Tag um den andern, wie der Zufall ſie führte, ohne einen Weg oder Fußpfad aufzuſuchen. Endlich kamen ſie in der Nähe des Meeres vor den Wald heraus, wo ſie einen Felſen fanden, welcher geſpalten und hohl war. In dieſen Felſen traten ſie ein, und herbergten daſelbſt die Nacht über. Es war keine gemächliche Herberge, das Bette darin war hart, und die Küche kalt, aber die Königin war ſehr ermüdet, und darum war es nicht zu

verwundern, daß ſie einſchlief, ſobald ſie ſich auf die Seite gelegt hatte. Bald aber erwachte ſie wieder, und merkte, daß die Zeit ihrer Entbindung gekommen war mit viel Angſt und Wehen. Da rief ſie in ihrer Bedrängniß zu Gott und zu der glorreichen Jungfrau, zu allen Heiligen und zu allen Jungfrauen im Paradieſe, und flehte zur heiligen Margarethe, daß ſie den allmächtigen Gott um ihre glückliche Entbindung bitten möchten. Aber darüber war ſie ſehr in Sorge, daß ſie keine Frau hatte, welche ihr beiſtund, und welche ihr in ihrer Noth weit eher als ein Mann hätte hilfreich ſein können. Indeß waren ſie ſo weit von allen Leuten entfernt, daß keine Frau für dieſes Geſchäft noch zeitig genug herbeigebracht werden konnte, und ſo mußte ſich der König dazu verſtehen. Derſelbige that auch in großer Demuth und frommer Ergebenheit alles, was ſie von ihm verlangte, und ſcheute keine Mühe und Arbeit, bis er ein gar ſchönes Knäblein bekam. Der König liebkoſte das Kind, und bedachte ſich wo er es niederlegen möchte, darum zog er ſein Schwert aus der Scheide und ſchnitt von dem Rocke, den er anhatte, den rechten Schooß ab, wickelte das Kind darein, und legte es auf die Erde. Darauf ſetzte er ſich ſelbſt nieder, und legte, um der Königin ihre Schmerzen zu erleichtern, ihren Kopf ſanft und mitleidig auf ſeinen Schooß, wo ſie bald erſchöpft von ihrer Anſtrengung einſchlief. Aber in Kurzem erwachte ſie wieder, denn ihre Wehen begannen von Neuem und ſie rief laut: Glorreiche Jungfrau, heilige Maria, die du als Tocher und Mutter deinen Sohn und Vater geboren haſt, ſchaue

gnädig von dem Thron deiner Herrlichkeit herab auf deine Magd!

Die Frau rief ſo lange um Hilfe, bis ſie noch eines Kindleins genas. Da zog der König zum andern Mal ſein Schwert und ſchnitt auch den andern Schooß ſeines Rockes ab, wickelte das Kind darein und legte es nieder. Er ſelbſt aber ſetzte ſich von Neuem zu Boden und legte den Kopf ſeiner Frau auf ſeinen Schooß, welche ſofort einſchlummerte und ſchlief bis an den Morgen. Als ſie aber erwachte, fühlte ſie ſo heftigen Hunger, wie ſie nie zuvor empfunden hatte, und ſprach zu ihrem Gemahl: Herr, wenn ich nicht ſchnell zu eſſen bekomme, ſo werdet Ihr bald meine Augen ſich ſchließen ſehen. Mein Hunger iſt ſo groß und heftig, daß ich wenigſtens eines meiner Kinder eſſen muß, um ihn zu ſtillen.

Der König war über dieſen Hunger ſehr bekümmert, denn er wußte nicht, was er anfangen ſollte, aber er gedachte ihr lieber von ſeinem eigenen Leibe zu eſſen zu geben, zückte auch ſein Schwert, und wollte ſich ein Stück Fleiſch abſchneiden. Die Frau aber, als ſie ſeine Ergebenheit und ſeinen Entſchluß bemerkte, wurde trotz ihres heftigen Hungers ſo von Mitleid ergriffen, daß ſie ausrief: Was wollt ihr beginnen? Bei St. Peter von Rom, zu dem ſo viele pilgern! mein Fleiſch ſoll nicht das Eure eſſen.

Und bei dem heiligen Paternoſter, ſprach er, Ihr ſollt es thun! Ich will den Tod meines Sohnes abkaufen mit meinem eigenen Fleiſch und Blut; denn ſo lange Leben in mir iſt, und ich Fleiſch auf den Knochen habe, betheure ich

Euch, daß Ihr meine Kinder nicht eſſen ſollt, es wäre denn mein Sinn verwirrt. Eßt von meinem Fleiſch, ſo viel Ihr wollt, denn Gott wird mir wieder Geſundheit ſchenken, und meine Wunde wird wohl heilen, aber für mein Kind iſt mir bange, denn da wäre keine Rettung mehr möglich, und Gott würde es Euch zur Sünde anrechnen, wenn Ihr Eure Kinder aufäßet. Ihr ſelbſt würdet bald vor Erbarmen umkommen.

Herr, ſprach ſie, nun ſchweiget und beruhigt Euch, ich will eſſen ſo gut ich kann, und meinen Hunger ertragen. Ihr aber gehet hin und ſchauet aus, ob Ihr nicht jemand findet, der um Gottes Willen Euch Gutes thun möchte, und bringet mir bald hierher was Ihr erhaltet.

Gerne, ſprach der König, ich will ſobald als möglich zurück ſein.

Damit machte er ſich ſogleich auf den Weg und bat Gott, ſeine Schritte zu lenken. Wie er nun gegen das Meer hinſchaute, bemerkte er Kaufleute im Hafen, welche ein Schiff mit allerlei Gütern beluden in großer Freude und Feſtlichkeit. Das Schiff war ſchon nahe daran, abzuſtoßen, als der König zu ihnen kam; er ſah aber ſo arm und bloß aus, daß ſie ihn für einen Bettler hielten. Er grüßte ſie freundlich und bat ſie um ein kleines Gehör, bis er ſein Gewerbe angebracht hätte. Ihr Herren, ſprach er zu den Kaufleuten, Gott laſſe euch euer Unternehmen gelingen und verleihe euch Gewinn! Habt ihr Speiſe, ſo theilet mir davon mit! Gott möge es euch vergelten, er behüte euch vor Schaden und gebe euch allen reichen Gewinn!

Einer von ihnen aber ſprach zornig zu ihm: Packt Euch eilends von hinnen, Bettler, ſonſt ſollt Ihr geprügelt und in das Meer geworfen werden, wenn man meinem Rathe folgt, zum Lohn für unſern ſchlechten Markt.

Ei, ſprach ein anderer, begebt Euch zur Ruhe! Laßt doch dieſen zerlumpten Bettler, und fangt keinen Streit mit ihm an! Die armen Unglücklichen müſſen auch leben, ſo gut ſie können. Laßt ſie bitten und um das nachſuchen, was gute Leute ihnen reichen mögen! Sein Beruf iſt nun einmal zu betteln durch das ganze Land von einem Ort zum andern. Er hat es hier nicht angefangen, hier wird er es auch nicht aufgeben, denn er weiß kein anderes Gewerbe.

Ach, ich danke Euch, edler Mann, ſprach der König. Freilich habe ich es erſt hier angefangen, aber aufhören wird es damit nicht. So iſt es mir nun zugetheilt und beſtimmt und ich muß meine Beſtimmung erfüllen. Aber doch wäre mein Bettlerberuf mit dieſem Mal zu Ende, wenn ich nicht unglücklicher wäre durch fremdes Mißgeſchick, als durch mein eigenes. So wiſſet denn, daß heute Nacht mein Weib von zwei Kindern iſt entbunden worden, und da fürchte ich ſehr, es möchte mir ſchlimm ergehen, denn ſie iſt von einem ſo großen Hunger befallen worden, daß ihre Gier ſich faſt auf die Kinder geworfen hat, die ſie eben geboren.

Ei, Herr Bettler, nun lügt Ihr aber, riefen die Kaufleute von Neuem in ihrer Bosheit; Ihr erzählt uns da eine gräßliche Mähre, denn nie gab es einen ſo eingefleiſchten Teufel von Weib, die ihre eigenen Kinder gefreſſen hätte.

Das iſt nie geweſen und wird nie ſein. Aber dennoch führt uns zu ihr hin (nur ſei es nicht zu weit!), und wir wollen ſehen, wo die Kinder liegen.

Damit wählten ſie fünfzehn unter ſich aus, welche alle ſagten, ſie wollten hingehen; und ſie folgten wirklich dem Könige, welcher ſie ſchnell und geraden Weges dahin führte, wo die Königin lag. Einer von ihnen aber ſprach in ſeinem Übermuth, als er die Königin erblickte: Dieſe Frau hat gar kein Geräthe und keine Kleider. Woher habt Ihr ſie genommen, Bettler? Wo fandet Ihr ein ſo ſchönes Weib?

In Wahrheit, Freund, wißt, daß ich ihr Mann bin.

Ei, gewiß? Nun jetzt bin ich im Reinen, denn Ihr habt mich da nochmals belogen. Ihr werdet es aber zu ſpät bereuen, wenn Ihr nicht alsbald Eure Rede ändert. Dieſe Frau iſt weiter nichts als Eure Gefangene.

Und ſie verlangt nichts anders.

Allzulange iſt ſie mit Euch Bettlerin geweſen und durch das Land geſchleppt worden. Wohl iſt eine ſolche Frau anders vermählt, als an einen gemeinen Landſtreicher, wie Ihr ſeid. Nun geht mir nicht länger mit Vorſpiegelungen um, ſondern ſagt an, was wahr iſt, denn wahrlich dabei war kein Prieſter, als Ihr zuerſt mit ihr zuſammengetroffen ſeid, und ſo ſagt uns, wo Ihr ſie geraubt habt.

Ach, ihr Herren, verſetzte der König, ſprecht nicht alſo! Wollte Gott ich wäre ſonſt ſo rein von Sünden, wie ich dieſer Sünde mich rein weiß! Ich habe in keiner Weiſe der Wahrheit Eintrag gethan. Haltet mich nicht im Verdachte

des Raubes! Ihr thut nicht wohl daran, ſolches zu glauben. Doch was entſchuldige ich mich, da ich doch nie Glauben bei euch finde? Die lebendigen Teufel kämen euch ja auf den Hals, wenn ſie euch bei einer ſolchen Schönheit ſähen, die nur durch Raub in einer ſolchen Geſellſchaft ſich befände.

Und das Nämliche ſagte die Frau ſelbſt aus. Ihr Herren, ſprach ſie, gewiß ich bin ſeine Frau, und eines Prieſters Hand hat uns verbunden. Ihr ſeid ſehr in der Irre, alſo zu lügen. Schämt euch! Was kümmert es euch denn?

In Wahrheit er hat Euch nie geheirathet, und wehe, wenn er es hat! Hat er Euch aber auch noch ſo lange in ſeiner Gewalt gehabt, ſo ſeid Ihr jetzt aus ſeiner Hand gefallen, denn wir werden Euch ſogleich mit größter Schonung in unſer Schiff bringen, und dort ſollt Ihr in allem Gemache erhalten werden, ob es dem Thoren, der Euch hierher brachte, gefalle oder nicht, denn von nun an hat er kein Recht mehr auf Euch. Die beiden Kinder aber ſollen ihm gehören; ſie ſind ihm recht nützlich zum Betteln. Er wache gut über ſie, wenn er klug iſt, denn ſie können ihm ſeine Pfänder wieder einlöſen helfen; ſo lange er ſie bewachen kann, wird er nicht verhungern oder verdurſten.

Als der König ſolchen Schimpf vernahm, verlor er alle ſeine Beſinnung, ſein Blut brauste auf vor Grimm und er fuhr nach ſeinem Schwert, das vor ihm auf dem Boden lag. Die Kaufleute aber traten herzu, als ſie ihn die Hand darnach ausſtrecken ſahen, der eine ſtieß ihn zurück, der andere ſchlug ihn in das Geſicht, der dritte nahm das Schwert und

der vierte gab ihnen den Rath und die Unterweiſung, zwei Pfähle abzuſchlagen, um die Frau darauf weiter zu ſchaffen. Darauf machte ſich alsbald ein Theil nach dem Walde auf und hatten in Kurzem die Äſte abgeſchlagen und gefällt und mit ſtarken Zweigen verbunden. Sofort legten ſie darauf eine Art Bette oder Sänfte von Zweigen und Flechtwerk, und kehrten, als ſie alles fertig hatten, nach dem hohlen Felſen zurück und brachten die Bahre mit. Auf dieſe legten ſie die Frau ganz nach ihrem Gefallen und Gutdünken gegen des Königs und ihren eigenen Willen. Der König war in der größten Bedrängniß, aber er ſtand allzu ſehr allein unter ihnen, als daß er gegen ſie hätte zu kämpfen vermocht; dennoch unterließ er nicht, zu ſchlagen und zu ſtoßen und ſich mit tollkühnem Muthe zu wehren, und er that alles, um ſie zu begleiten. Da ſprach endlich einer von den Fremden, welcher ein ehrlicher Mann war, zu ihm: Lieber guter Freund, hört meinen Rath! Ich will Euch fünf Beſanten feines rothes Gold geben, wenn Ihr zurückbleibt; ſeid damit zufrieden, denn uns nachkommen werdet Ihr doch nicht. Nehmt, mein Freund, ich bitte Euch, die Beſanten von mir als Almoſen, deren Ihr werdet doch wohl brauchen können.

Herr, verſetzte der König entrüſtet, ich kümmere mich nicht um Euer Eigenthum, und Euer Gold geht mich nichts an, und ich nehme davon um keinen Preis.

Braver Mann, Ihr ſeid allzu hochmüthig; entweder ſeid Ihr ſtolz oder gar nicht klug, da Ihr doch des Geldes bedürft, und fünf Beſanten nicht annehmen wollt. Doch Euer Grimm

wird bald abnehmen, darum will ich ſie hier laſſen; Ihr möget dann wieder hierher kommen und ſie holen wann Ihr wollt.

Damit warf der Kaufmann den Beutel mit den fünf Gulden ſo gut er konnte nach der Höhle zu, er blieb aber in den Zweigen der Bäume vor derſelben hängen. Die Fremden zögerten nun nicht länger, ſie brachten die Frau auf das Schiff, während der König, vom gerechten Zorne entflammt, allein am Lande blieb; und er mußte mit anſehen, wie ſie den Maſt aufrichteten, wie die Schiffsjungen das Segel ausſpannten und alle eilig davon fuhren. Da begann er denn zu klagen und ſich wie wahnſinnig zu geberden und um alle ſeine Luſt war es geſchehen. Aber er kehrte nach dem Felſen zurück und war ſehr nachdenklich, was er beginnen ſollte. Blieb er in England, ſo war zu vermuthen, daß alle ſeine Barone ihn ſuchen ließen, bis ſie ihn fänden. Das ſollte aber nicht geſchehen. Da fielen ihm zwei Kähne ein, die er am Ufer geſehen hatte, und er gedachte bei ſich, in einen derſelben wolle er mit ſeinen Zwillingskindern treten, damit in die hohe See ſtoßen und es dem Zufall der Wogen überlaſſen, wohin Gott ſie führen wolle. So nahm er denn eines der Kinder fort und ließ das andere noch in der Höhle liegen. An das Meer gekommen fand er daſelbſt ein ganz ausgerüſtetes Boot, legte das Kind darin nieder und gieng ſofort eilig, den andern Bruder zu holen, nach dem Felſen zurück, ohne ſich eine Raſt zu gönnnen. Aber er fand daſelbſt ein wildes Thier in der Größe eines Wolfs, und das war es auch, und er ſah wie das wilde Thier ſein Kind im Rachen

hielt. Ach, wie war darüber der König betrübt, als er ſein Kind in der Gewalt des Wolfes ſah, und nicht wußte, was aus demſelben werden möchte. Sein Schmerz war ſo groß, daß er gar nicht wußte was er beginnen ſollte, beſonders da der Wolf mit ſammt dem Kinde davon lief. Der König eilte ihm zwar nach ſo ſchnell er konnte, aber all ſein Bemühen war vergebens, denn er ſah ſelbſt wohl, daß er ihn nicht einholen würde. Aber deſſen ungeachtet wollte er nicht zurückbleiben, ſondern er bemühte ſich ſo lange, den Wolf zu erreichen, bis er ihn aus dem Geſicht verloren hatte. Da wußte er nun nicht, ſollte er vorwärts oder zurückgehen. Er ſtand an einem Felſen, und mußte ſich vor Ermattung niederſetzen; bald ſank er ganz zuſammen und fiel in Schlaf. Der Wolf hatte indeß das Kind immer im Maule, ohne es jedoch zu beißen oder zu verletzen, und lief auf einen Weg hin, auf welchem Kaufleute vorübergiengen. Sobald dieſe ihn erblickten, erhoben ſie ein gräßliches Geſchrei und machten ſich mit Stöcken und Steinwürfen ſo gewaltig über ihn her, daß der Wolf ſeine Beute mitten auf dem Wege niederwarf und ſie eilig davon fliehend im Stiche ließ. Die Kaufleute liefen alsbald hinzu und wie ſie das Kind erblickten, wickelten ſie es aus dem Tuche, waren auch ſehr erfreut darüber, es ſo geſund und heiter lächelnd zu ſehen, ja ſie erkannten es als ein großes Wunder, und einer von ihnen ſagte ſogleich vor allen, das Kind gehöre ihm, denn jeder ſchätzte ſich glücklich, es zu beſitzen. Wenn das Kind Euch gehört, ſprachen die andern, ſo wollen wir es Euch denn überlaſſen.

Und ich, ihr Herren, mache es zu meinem Sohn.

Sofort nahm es der Kaufmann zu ſich, und ſie kamen gerade zu dem Boote, in welchem der König das andere Kind niedergelegt hatte. Der erſte, der es fand und anſichtig wurde, bat alle andern, daß keiner Theil daran verlangen möchte, da er ihnen ſehr dankbar ſein würde, wenn ſie es ihm überließen. Er ſagte, er wolle es ſo lieb haben, wenn es am Leben bleibe und ſich brav halte, als wäre es ſein Vetter und ſein Neffe. Alle ſprachen: So behaltet es denn! Das Geſchenk iſt an einen guten Herrn gekommen. Wir überlaſſen es ganz Eurer Sorge und wünſchen, daß es Euch kein Leid zufügen möge.

So hatten die beiden Kinder gute Väter, ohne daß dieſelben ſie für Brüder hielten; doch bemerkten ſie, daß ſie einander ſo ſehr glichen, daß ſie, waren ſie nicht neben einander, nicht zu unterſcheiden waren. Die Kaufleute machten ſich aber gleich auf den Weg und mochten ſo ſchnell als möglich von hier weiter kommen. Auch verweilten ſie wirklich nicht lange mehr im Hafen und hatten bald alles zur Abfahrt bereit. Als aber nun der ergrimmte König erwachte, war er gar ſehr beſtürzt. Ha, rief er, wie haben mich die garſtigen Kaufleute verrathen, die mir meine Königin geraubt haben! Dann kam der ſchlimme Wolf, mich troſtlos zu machen, und trug mir mein Kind davon. Wehe dir, daß du geboren biſt, böſes Thier! Du haſt nun ein feines Frühſtück eingenommen mit meinem Kinde, das du verſpeist haſt, und biſt nun noch ſo ſtark und fett davon geworden. Verhaßtes,

garſtiges Thier, du haſt einen reichen Raub begangen an einem unſchuldigen Kindlein, das du getödtet haſt. So will ich mich denn an dem andern erheitern, das ich im Hafen gelaſſen habe, denn, was auch für Unglück mich betroffen habe, wenn nur dieſes noch lebt, ſo halte ich mein Geſchick für günſtig, wenn Gott nur dieſes mich wieder finden läßt.

Damit eilte er ſo ſchnell er konnte nach dem Meere, wo er ſein Kind zu finden gedachte; aber ſein Herz wollte ihm zerſpringen, als er nirgends etwas von dem Kinde ſah. Da wurde auch all ſein alter Schmerz wieder neu, er kehrte mit gedoppelter Gewalt zurück, ſein Herz ſchien ſtill zu ſtehen, das Blut verwirrte ihm ſeine Sinne, aber ſo weit ließ ihn ſein Unglück nicht ſinken, daß er in verdammliche Verzweiflung verfiel, ſondern er betete zu Gott und dankte ihm für alles Gute, das er zuvor genoſſen, und für alles Unglück, das er ihm geſandt hatte, bis er zuletzt ſich an das Almoſen des Kaufmanns erinnerte, und in ſeinem Sinne dachte, nun komme es ihm ganz gelegen, er wolle es doch nehmen und behalten. Er gieng daher nach der Stelle hin; ſowie er aber das Geld nehmen wollte und die Hand darnach ausſtreckte, ſtieß wunderbarerweiſe ein Adler herab, welcher den rothen Beutel von ferne bemerkt hatte, nahm ihm denſelben aus den Händen und gab ihm mit beiden Flügeln einen ſolchen Schlag ins Geſicht, daß er vorwärts hinfiel. Als er ſich aber wieder aufgerichtet hatte, ſprach er: Gott iſt über mich erzürnt, das merke ich nun wohl und ich verſtehe auch weßhalb, denn ich habe eine große Ärmlichkeit begangen, daß

ich Ehren und Würden des Königthums Gott zu Liebe verlaſſen konnte und nun mich doch von der Sünde fangen ließ, da mich die Luſt nach ein wenig Geld verführte, die mich leicht ganz und gar ums Leben gebracht hätte. Ach, böſer Geiz, du biſt die Wurzel alles Übels. Der Geiz iſt ein ſchlimmes Ding, und wen er anfällt und faßt, der verlangt, ſo viel er hat, doch immer mehr, und in ſolcher Qual ſchwebt der Geizige, daß er auch im Überfluß nicht erſättigt wird, wie von Tantalus geſagt wird, der in der Hölle ſo viel Pein erduldet, da der ſüße reife Apfel, nach dem ihn gelüſtet, ihm immer ſo nahe kommt, daß er ihm auf die Naſe ſtößt und manchmal am Munde vorüberſtreicht; dabei aber verſchmachtet er vor Durſt und ſtirbt vor Hunger, er ringt und windet ſich umher, er dehnt ſeinen Kopf, um den Apfel zu faſſen, aber ſeine Kraft reicht nicht ſo weit, daß er verhindern könnte, daß ſtets weiter der Apfel vor ihm fliehe, und mit jedem vergeblichen Kraftaufwand wächst ſein Unmuth.

In ſolche Folter und Pein gerathen alle durch Geiz, alle, die mehr als ihnen Noth wäre, nach Korn und Früchten ſtreben; und doch hat der weniger, als nichts, der die Ehre nicht kennt, der hat kein Gut, der es im Schranke gefangen hält, nur der hat es und ſoll es haben, der es ausgiebt und vertheilt, und ſeine Freunde damit ehrt und beglückt. Darum auch bereute der König ſeinen Geiz ſo tief, und klagte ſich ſelbſt an; aber um ſein Weib und um ſeine Kinder war er alſo ſehr betrübt, daß er bald ohnmächtig zu Boden ſank, bald wie unſinnig umherrennte, als wäre er nicht mehr im

Stande, ſeinen ſchnellen Lauf einzuhalten; bald ſaß er nieder, bald fuhr er wieder auf; er lief in den Wald hinein und wieder zurück, und ſo verſtrich der ganze Tag. Aber auch die Nacht ſchenkte ihm keine Ruhe, denn er hatte keinen Ort wo er ſein Haupt hinlegte, und konnte nirgends eine gemächliche Lagerſtätte erſchauen. So gieng er denn bald umher, bald ſetzte er ſich nieder, und lief planlos da und dorthin, da er ſich gar nicht zu faſſen wußte, bis er endlich bei ſeinem Umherſchweifen wieder eine Schaar von Kaufleuten auf einer Wieſe antraf, welche auf reinlichen weißen Tüchern ihr Mahl hielten, nachdem ſie ſich aus ihrem Gepäcke und ihren Mänteln Tiſche aufgerichtet hatten. Der König, von Schmerz und Kummer leichenblaß, gieng auf die Stelle zu, wo er ſie verſammelt ſah; der Unglückliche! ihm wäre beſſer geweſen, er wäre unter eine Schaar biſſiger Hunde gefallen; denn hier kam er nicht wieder ohne Schläge von dannen. Er hatte ſie nicht ſobald gegrüßt, als ſie alle ausriefen: Schlagt ihn todt, ſchlagt ihn todt, dieſen eingefleiſchten Teufel, dieſen Gaudieb! Spare keiner ſeinen Stock, ehe er ihn tüchtig durchgewalkt, und ihm Arme und Beine zerſchmettert hat! Laßt ihn nicht entwiſchen! Das iſt gewiß der Ordensmeiſter der Mörder und Diebe. Er iſt ihr Abt oder Biſchof, der Hauptmann der ehrenwerthen Rotte, der unſerem Gold und Silber nachſpürt, und gelänge es ihm, zu uns heranzukommen, ſo wäre er gleich darauf bedacht, uns zu berauben.

Damit giengen die Burſche alsbald auf ihn los, und der König, den es nicht eben gelüſtete, von ihnen gefaßt zu

werden, floh ſoweit ſeine Füße ihn trugen, die ganze Nacht, und kehrte auch nicht eher zu ihnen zurück, als am Morgen, da es Tag wurde. Als nun alle gerüſtet waren, daß ſie nur noch vom Lande ſtoßen mußten, fiel ihnen der König zu Füßen und bat ſie um Gottes Treu und Liebe willen, daß ſie ihn doch aufnehmen möchten in ihr Schiff. Sie gaben ſeinem langen Flehen nach und nahmen ihn um Gottes Willen, an den ſie ja auch glaubten, in ihr Schiff auf. Gleich darauf ſtießen ſie vom Lande und übergaben ſich der hohen See, bis daß ſie ſicher in einem Hafen in Galinde einliefen. Ein begüterter Bürger, der ſeine Habe nicht im Würfelſpiel verſchleuderte, behielt daſelbſt den König als ſeinen Diener bei ſich. Der Bürger wollte Weiteres von ihm erfahren, und der König verſprach ihm auch die Wahrheit zu ſagen; aber wohlbedacht ſagte er ihm nur den Anfang ſeines Namens und verhehlte ihm die andere Hälfte. Herr, ſprach er, um Euch die Wahrheit zu geſtehen, man heißt mich in meinem Lande Wil.

So ſag mir denn, Wil, was du zu thun verſtehſt? Kannſt du Waſſer aus dem Brunnen holen, meine Aale abhäuten, meine Pferde ſtriegeln, mein Geflügel mäſten, und mein Haus in Obhut halten? Wenn du das alles hübſch ordentlich zu thun, auch je zuweilen meinen Wagen zu leiten verſtehſt, ſo kannſt du dir viel bei mir verdienen, denn ich will dich reichlich belohnen mit aller meiner Habe.

Herr, ſprach Wil, ich werde mich nicht weigern alles dieß zu thun, und noch weit mehr, und Ihr ſollt nie in Eurem Dienſte mich ungetreu erfinden.

So diente denn der König bei dem Bürger williglich als Knecht, und er weigerte ſich keiner Sache, die ihm zu thun befohlen ward; vielmehr that er alles ohne Groll und Widerwillen, und ohne Widerrede. Auch war keiner ſo gering und ſo verachtet, von dem er nicht Schmach und Schimpf ohne Murren ertrug, und er war darum nicht minder bereit, ihm zu dienen, vielmehr neigte er ſich und löste ihm die Schuhe von ſeinen Füßen. Denn das Wort der Wahrheit ſpricht: Wer ſich ſelbſt erniedriget der ſoll erhöhet werden. Auf dieſe Weiſe diente der König lange Zeit, bis er das ganze Hausweſen unter ſich bekam, und weder Brod noch Wein, noch etwas anderes daſelbſt war, das nicht unter ſeinem Befehl ſtand. Auch übergab ihm der Bürger alle ſeine Schlüſſel und ließ ihn damit ſchalten nach ſeinem Gutdünken. Doch laſſen wir jetzt den König, denn ich muß nun von der Königin weiter erzählen, und von dem was ihr begegnete.

Die Kaufleute, welche ſie von hinnen führten, hielten nicht an bis ſie in Surelin waren; dort liefen ſie in den Hafen ein, und legten das Schiff vor Anker. Als nun aber die Frau ſich wieder erholt hatte, erhob ſich Streit und Zank unter den Kaufleuten um ihretwillen, denn ſie gefiel einem jeden, und däuchte ihnen ſchön, ſo daß jeder ſich ihrer bemeiſtern wollte, ſei es nun um Geld und Gut oder durch Gewalt. Aber keiner von ihnen wußte einen triftigen Grund anzuführen, weßhalb er mehr als die andern ein Recht auf ſie habe. So gieng denn der Streit unter ihnen ſo weit, daß die Sache dem Herrn des Landes berichtet wurde, wel-

cher Gliolas hieß. Er war weder König noch Herzog noch Graf, ſondern ein einfacher wackrer Ritter, den man dem braven Roland an die Seite ſtellen konnte, aber er war ſchon ſo alt und krank, daß man nicht viel mehr von ihm ſprach. So geht des Menſchen Stärke, Kraft und Schönheit ſchnell dahin und wird zu nichte, wenn das Alter herankommt. Als Gliolas die ganze Sache vernommen hatte, ſtiftete er Eintracht unter ihnen, aber ſo, daß ſie nicht ſehr damit zufrieden waren, denn keiner von allen erhielt was er wünſchte. Und damit kamen ſie noch nicht los, ſondern er ließ das Beſte von allem, was ſie mit ſich führten, wegnehmen und dazu auch die Königin, die er in ſein Gemach zu ſeiner Frau brachte. Der Ritter und ſeine Frau waren beide betagt, die Königin aber war jung und ſchön und verſchämt wie ein Mägdlein. Der Frau aber wurde ſie bald ſehr theuer um ihrer Einfalt willen, und der Ritter liebte ſie auch ſehr in ſeinem Herzen, weil ſie ſo ſchön und keuſch war. Doch hielt Gliolas ihre Anweſenheit geheim, ſo daß niemand ſie von dort abrief. Nachdem ſie ſo einige Zeit mit einander gelebt hatten, ſtarb die Frau vor ihrem Gemahl, und er blieb ganz ohne Kinder zurück. Darum hielt er es für eine gute Schickung, daß die Fremde in ſein Haus gekommen ſei, und er gedachte dieſe zu ſeinem Weibe zu nehmen. Er bewegte dieß lange Zeit in ſeinem Sinne, und dachte viel und gerne daran, ohne daß er es ihr geſagt hätte. Da aber Liebe nicht auf die Dauer verborgen bleibt, ſo berief er ſie einsmals zu ſich und bat ſie, daß ſie ſein Weib und ſeine Freundin ſein wolle alle Tage

ſeines Lebens, und er wolle ſie lieben und ihr Freund ſein. Edle Frau, ſprach er, all mein Land und mich ſelbſt gebe ich Euch. Mein Land iſt mehr Euer Eigenthum, als das meine, und nach meinem Tode ſoll Euch auch nicht eine Furche davon entgehen, denn ich habe niemand, der mich beerben und Euch darum Übles zufügen könnte. Ich will es Euch giltig verſchreiben und von meinen Leuten zuſichern laſſen, ſo daß niemand eine Änderung damit vornehmen kann. Ich wüßte nicht, was ich Euch noch weiter verſprechen könnte, aber wenn Ihr damit zufrieden ſeid, ſo ſeht mich an, und ich ſtehe hier vor Euch als Euer Gemahl und Euer Freund.

Die Frau bückte ſich tief, aber ſie gedachte, daß ſie eine Königin war, und daß ſie nun, wenn ſie eines Ritters Frau würde, ihren Namen allzu tief erniedrigte, darum bedachte ſie ſich was ſie antworten könnte, denn eher wollte ſie ſich verbrennen und ſchmählich zu Tode martern laſſen, als auf ſolche Art, durch Gewalt oder Bitte, um Geld oder Gut ſich dazu verſtehen, einen andern Mann zum Freund und Gemahl zu nehmen, als ihren eigenen, obwohl ſie nicht wußte, ob ſie ihn je wieder finden würde. Aber dennoch, wenn ſie es auch kaum hoffte, dachte ſie jetzt darauf, den Antrag des Ritters anzunehmen. Edler Herr, ſagte ſie, höre mich ein wenig geduldig an, auf daß auch Gott einſt dein Gebet erhöre, und er dir das Gute vergelte, was du mir in deinem Hauſe gethan haſt. Edler Herr, beſinne dich, ob man aus einer gemeinen niedrigen Dirne eine Burgfrau machen darf. Du biſt ein edler Burgherr, und mein Vater war ein gemeiner Mann,

und ich bin ſo einfältig und ſchlechter Art, daß ich gar nicht verdiene, zu leben. Mein Leben hat weder Werth noch Freude, und wenn Ihr Euch deſſen verſichern wollt, ſo höret an, was ich Euch ſage, doch müßt Ihr es verborgen halten. Ich habe das Gelübde der Nonnen gethan, darauf aber verließ ich mein Kloſter, und führte ein ſehr ungerechtes Leben. Ich ſuchte mein Glück im Lande umher, und lebte wie eine niedrige Metze, welche keinen unerhört von ſich gehen ließ. Aber um Gottes willen bitte ich Euch, daß Ihr mich darum nicht anklaget, daß ich Euch meine Schande gebeichtet habe. Ich bin eine niedrige, verachtete Dirne, und darf nicht einen ſo hohen Herrn zum Gemahl bekommen. Ja, es ſpricht noch ein wichtigerer Grund dagegen, wenn ich ihn Euch ſagen dürfte, aber dieſer muß Euch wohl hinreichen.

Schweiget doch davon, liebe Freundin, und wiſſet, daß Ihr mir ſo wohl gefallet um Eurer Schönheit und um Eures Verſtandes willen, daß ich Euch dennoch zur Frau haben will, was Ihr auch zuvor gethan haben möget. Seid darum nicht bekümmert! Denn auch ich bin vielfach befleckt von Sünden und Thorheiten der Welt, auch ich habe oftmals nach meinem Eigenwillen gehandelt. Trotz aller Eurer Sünden und trotz Eurer niedrigen Abkunft will ich darum nicht davon abſtehen, Euch zum Weibe zu nehmen. Wißt Ihr nicht, daß die ſüße liebliche Kaſtanie aus einer rauhen ſtachlichten Hülle hervorſpringt? Ich weiß nicht, wer Euer Vater war, aber wäre er auch König oder Kaiſer geweſen, ſo könnte Euer Werth nicht höher ſein. Nicht ſelten läßt ſich am Sohne erkennen,

wer ſein Vater geweſen; mancher Schlechte iſt von einem Guten entſproſſen und der Schlechten Söhne werden wieder Gute. Süße Freundin, ſieh hier deinen Freund! Du biſt meine holde Schweſter, und ich bin ganz dein mit aufrichtigem Herzen. Es braucht hier kein Gerede weiter, und ich habe dich um jener Dinge willen nicht weniger lieb; denn der hat ſeine Ehre wieder, der ſich los macht vom böſen Thun und von der Thorheit, und nur der muß tief beſchämt ſein, der ſeine Fehler nicht ablegt und ſeine Begierden bändigt. Um deiner Keuſchheit und deiner Tugend willen hat dich nun Gott ſo hoch erhoben, daß er dich zu meinem Weibe machen will.

Der Königin ſtrömten die hellen Thränen über das Geſicht, da ſie gar nicht wußte, was ſie ſagen und was ſie thun ſollte, wenn ſie ihn jetzt nicht täuſchen könnte. Ihn ganz abweiſen und ſein Anerbieten ablehnen durfte ſie nach Weiber Art nicht, denn es däuchte ihr doch ſchön, wenn ſie für alle Fälle Herrin dieſes Landes würde, ſo daß ſie nach ſeinem Tode in deſſen völligen Beſitz käme; und der Ritter war ja ſchon alt und betagt. Andererſeits aber wollte ſie viel lieber Schmach und Noth erdulden, als ſich ihm ſchimpflich zu eigen geben. Eine peinigende Ungewißheit bemächtigte ſich ihrer Seele; bald wollte ſie das eine, bald das andere, und das, was ſie wirklich wollte, zu erlangen, dafür wußte ſie kein Mittel. Doch faßte ſie ſich bald und bat ihn, daß er ihr ein Jahr Friſt gewähre, um die Sache ſo viel möglich in die Länge zu ziehen. Während dieſes Jahres möge er ihr

ſein Land verſichern und huldigen laſſen. Lieber Herr, ſprach ſie, wenn Ihr mich ſo aufrichtig liebet, wie Ihr mir zuvorhin verſprochen habt, ſo gönnet mir dieſes Jahr Friſt! Denn mein Beichtiger hat mir anbefohlen, daß ich drei Jahre Buße thue für meine Sünden, und daß ich drei Jahre lang alle Gemeinſchaft mit Männern vermeide. Und dieſe Buße, welche mir der heilige Apoſtel in Rom ſelbſt auferlegt hat, will ich auch unverbrüchlich halten. Zwei Jahre von den dreien ſind bereits vorüber, und laßt Ihr mich nun noch das dritte unangefochten, ſo will ich Euch darum nachher zehnmal mehr lieben. Iſt Eure Liebe eine rechte, ſo könnt Ihr wohl ſo lange Euch gedulden; würde ich aber Gottes Zorn auf mich laden und an meiner Seele Schaden nehmen durch Uebertretung meines Gelübdes, ſo würdet Ihr mich am Ende gar nicht zum Weibe erhalten. Aber ich ſehe, Ihr treibet Scherz mit mir. Ich Thörin, daß ich Euch glaubte! Sollte Euer Antrag nur ein Scherz ſein, ſo ſagt mir's nun offen! Es iſt nicht wohlgethan, mit einem armen thörichten Weibe ſolchen Spaß zu treiben!

Wie? rief er, meine ſüße Freundin, was ſagt Ihr? Ich beſchwöre Euch, verſchmäht mich nicht. Wie mögt Ihr doch Euch einbilden, daß ich im Scherze zu Euch redete? Nein, nein, es iſt mein vollſter Ernſt, und ob ich wahr rede, oder nicht, das ſollt Ihr bald erfahren.

Iſt es ſo, mein Gebieter, ſo vergönnt mir, um was ich Euch gebeten habe, die Friſt von einem Jahre, die ich verlangte, denn anders ſoll es nimmermehr geſchehen.

Es ſei Euch gewährt, antwortete er. Aber denkt darum nicht, daß ich von der Heirath ablaſſe!

Wenn es Euch denn ſo gefällt, edler Herr, antwortete ſie verſtändig nachgebend, ſo mag es ſein.

So war ſie zufrieden, wenigſtens Aufſchub gewonnen zu haben, und ſorgte noch nicht dafür, denſelben einſt noch weiter auszudehnen. Der Ritter aber entbot unterweilen durch ſein ganzes Land, daß er mit einem Weibe ſich verlobt habe, und es ſei ſeine Willensmeinung, daß ſie Krone trage und daß alle ihr dienſtbar ſeien. Auch vermahnte er alle, Gemeine und Ritter, daß ſie ſich einfinden bei der Hochzeit, die er zu veranſtalten gedenke. Da verſammelten ſich denn alſobald an ſeinem Hofe die verſchiedenſten Arten von Leuten, Ritter, Knappen, fahrende Sänger, Falkner, Jäger, Ordensbrüder und Dompfaffen. Er ſtellte ihnen allen Gratiana vor, mit der er verlobt war, aber wer ſie ſah, war mit der Wahl des Herrn unzufrieden, und konnte ſich nicht enthalten, bei ſich zu ſprechen: Die iſt keine Thörin! aber mein Herr ſcheint alt und kindiſch zu werden, denn wahrlich, man braucht die Weiber nur wenig zu kennen, um einzuſehen, daß dieſe nicht ihn, ſondern das Land heirathet, während er ſie plutt und bloß nimmt. Freilich hat ſie eine volle ſchöne Geſtalt, eine Haut, weiß wie Schnee, glänzendes Geſicht und lauter friſche Farbe, und das hat dem Herrn ſein Herz entzündet. So iſt er ſeinen Gelüſten gefolgt, wiewohl dieſe ihn ſchlecht berathen haben, wenn er ſich beſtimmen läßt, dieſes Mädchen zu heirathen. Sie wird gewiß ſehr genußſüchtig werden und hoch-

färtig und uns alle geringſchätzen. Wie läßt ſich dieß anders erwarten, da ſie nicht einmal ſechs und zwanzig Jahre alt iſt! Da ſorgt ſie immer nur für ſich, und unſer Herr wird ſein Eigenthum wenig zu genießen haben, und ihn ſelbſt wird man ſo wenig mehr achten, als den Hund, der todt auf der Straße niedergeworfen wurde. Doch was kümmert's mich, daß er nach ſeinem Gefallen thue. Iſt er ja doch ſchon ſo alt, daß ſeine Augen die Wolken des nächſten Jahres nicht mehr ſehen werden.

So ungefähr ſprachen die einen der Gäſte in ihrem Herzen, andere aber tanzten und ſprangen und die Freude wogte laut durch den Pallaſt. Der Herr aber erhielt darauf ſein Gemahl aus den Händen eines Abts zur Ehe. Darauf begann die Hochzeit mit ihrer Feier, mit Scherzen und Lachen, ſo daß der ganze Hof ertönte. Die ganze Nacht hindurch währte das Tanzen und der Freudeſchall, der Herr aber und die Frau berührten ſich nicht, zu ſeiner großen Pein, zu ihrer Freude! Ehe die Leute auseinander gingen, verlangte er, daß alle der Frau den Lebenseid ſchwören ſollten, was dieſe denn auch thaten, und ihr gelobten, ihr treu und hold zu ſein ihr Leben lang und, wenn es ihr genehm wäre, ſie zu lieben. Sie wollte ſolches wohl und war darum ſorgfältig bemüht; auch betrug ſie ſich ſo verſtändig und ſanft, daß alle ſie lieben mußten. Durch ihre Sanftmuth und Offenheit erwarb ſie ſich ſomit die Liebe aller, ſo daß alle ihre Geſchäfte jeder gerne übernahm und alle ſich um die Wette bemühten, ihr Dienſte und Ehre zu bezeugen.

Um nun aber von den Kindern zu reden, ſo lagen die Kaufleute, welche ſie aufgenommen hatten, in Catenaiſe im Hafen. Daſelbſt errichteten ſie ſich eine Kapelle, und die Kleinen wurden zu Chriſten geweiht. Den einen derſelben nannten ſie Louel, das iſt Wölflein, von wegen des Wolfs, der ihn wegtragen wollte und dem ſie ihn abgejagt hatten. Dem wurde alſo der Wolf zum Pathen. Den andern ließen ſie Marin nennen, dieweil er im Meere gefunden ward. Als die Knaben getauft waren, nahmen ſie ſchnell zu an Kräften und wurden groß, und als ſie zehn Jahre alt waren, gab es nirgends ſo ſchöne, anmuthige, wohlgebildete Kinder. Das alles aber hatten ſie von ihrer eigenen Natur gelernt, und es zeigt ſich deutlich, daß nicht die Erziehung den Kern des Menſchen ausmacht, ſondern die angeborne Natur. Hätten die Knaben den beiden gemeinen Leuten gefolgt, die ſie erzogen, ſo hätten auch ſie in die Gemeinheit verſinken müſſen, aber ihr gutes Weſen verhinderte ſie daran, und leitete ſie zu einem edeln Benehmen. Darüber hatten ſie ihr Loos zu preiſen, daß ſie zuſammen erzogen wurden. Sie kannten einander von Kindheit an, ohne jedoch näher ihr Verhältniß zu kennen. Sie wußten nicht, daß ſie Brüder ſeien, ſondern ſie nahmen es ſo, daß ihre Väter diejenigen ſeien, bei welchen ſie wohnten, und dachten nicht daran, einem andern anzugehören. Aber ſehr viel Freude machte es ihnen, ſtets gute Kameradſchaft zu halten. Man ſah ſie immer beiſammen, und die Leute verwunderten ſich, daß ſie einander ſo ähnlich ſehen. Seht doch, ſagten ſie, wie ſie durchaus gleich ſind!

dieſelben Haare, Augen, Naſe, Mund und Kinn. Es iſt, als wären beide nach demſelben Model geformt. Und auch ihre Stimme iſt ſo gleich, daß, wenn man ſie beide reden hört, ohne ſie zu ſehen, man nicht meinen ſollte, es ſeien beide, ſondern es iſt, als ſpräche einer alles. Dabei lieben ſie ſich ſo inniglich, daß ſie ſich faſt Brüder nennen, und es iſt wirklich wunderbar, daß einer nur zum andern hält und um andere Kinder ſich nicht kümmert. Mir ſcheint es, das iſt ein geheimer Trieb der Natur und ſie verſchmähen es darum, ſich zu andern zu geſellen. Ich will nicht klug ſein, wenn dieſe Kinder von Meiſter Goſſelin oder Meiſter Foukier herrühren! Jeder hat allerdings das Seine lieb. Aber wenn ſie dieſe Kinder lieb haben, iſt es ein Wunder, da ſie ſo ſchön und gewandt ſind? Wahrlich ſie ſehen gerade aus, wie Zwillinge, und es ſind wohl Kinder eines freien edeln Mannes.

So erriethen manche, wie es mit den beiden Knaben beſchaffen war, und ſie hatten ganz recht, wenn ſie behaupteten, daß ſie Meiſter Foukier oder Meiſter Goſſelin ſo wenig gleichen, als der Morgen dem Abend. Was aber auch die Leute ſagen mochten, ſo erklärten die Kaufleute, ſie wollen ſie ein Handwerk lernen laſſen, denn ſie würden ſich nachher beſſer zum Handeltreiben eignen, wenn ſie erſt ein Handwerk verſtänden. Meiſter Goſſelin wollte Louel zu einem Kürſchner in die Lehre thun. Dieſer aber widerſetzte ſich kräftig, und ſchwur, nie hinzugehen, wenn nicht Marin, ſein Geſelle, auch hinginge. Auf dieſelbe Weiſe erklärte Marin gegen Meiſter Foukier, daß er nicht das Tiſchlerhandwerk

lernen möge, wenn nicht Louel es mit ihm lerne. So weigerten ſich die beiden Knaben mit aller Macht, aber die Männer, bei welchen ſie waren, als ſie alle ihre Bemühung vergeblich angewandt ſahen, ſchlugen ſie beide zu Boden, traten ſie mit Füßen und gaben ihnen Fauſtſchläge. Solches geſchah einem jeden in ſeiner Wohnung. Die Knaben aber wagten es nicht, zu weinen oder um Hilfe zu rufen, denn die gemeinen Männer hätten ihre thieriſche Wuth nur noch heftiger über ſie ergoſſen. Meiſter Foukier erboste ſich ſo ſehr über Marin, weil er ſich ihm widerſetzte und nicht in ſeine Abſichten eingehen wollte, daß er ihn einen ärmlichen hilfloſen Jungen nannte, den er am Wege gefunden, wohin ihn einer, in den Lappen eines alten Rockes gewickelt, hingelegt habe, nämlich in einem Bote im Angeſicht des Waldes von Grenemue. Als Marin ſolche Vorwürfe vernahm, war er ſehr beſchämt und beängſtigt, der Alte aber ſchlug ihn noch mehr und lief darauf zu ſeiner Lade, in der er den Tuchlappen aufbewahrt hatte, brachte ihn her und gab ihn dem Knaben. Marin nahm ihn gar gerne zu ſich und verſteckte ihn in ſeinen Mantel, den er umlegte, denn er wollte noch heute von dieſem Manne weggehen, dem er nicht verzeihen konnte, daß er ſeine Augen und ſein Geſicht von Thränen, die er weinen mußte, geröthet hatte. Von Louel aber, ſeinem lieben Freund und Geſellen, wußte er nichts. Dieſen hatte Meiſter Goſſelin nicht beſſer behandelt, und ihm die übelſten Reden gegeben, die er wußte. Auch hatte er ihm veroffenbart, daß er ihn dem Wolfe abgenommen, daß er in den Lappen eines alten

Kleides eingehüllt geweſen ſei, den er ihm dann ebenfalls zurückgab. Aber der böſe Wille dieſes Mannes ſollte dem Knaben nur zum Guten ausſchlagen. Louel weinte ſo heftig, daß ſein ganzes Geſicht gebadet war, er fiel vor dem Manne auf die Kniee und ſprach ſchluchzend: Lieber Herr, Ihr habt mich auferzogen und Gott wolle es Euch vergelten mit ſeinem vielfältigen Lohne. Nun aber bitte ich Euch, daß Ihr mir erlaubt, von hinnen zu gehen, denn ich muß hinaus, um ein Geſchäft zu beſorgen. Nun laſſet mich ſcheiden ohne Groll, denn freilich bin ich ganz Euer Eigenthum, ich bin es und will es bleiben, und da ich es bleiben muß, darf ich Euch auch als meinen Meiſter nicht haſſen noch geringſchätzen. Ihr habt mich geſchlagen, um mich zu züchtigen und zu beſſern, und es verriethe eine ſchlechte Art, wenn man dem, der einem ſo viel Gutes erwieſen hat, dafür gram ſein wollte, daß er ihn einmal beleidigt. Ja, Ihr ſeid mein Vater, Ihr habt mich mir ſelbſt wiedergeſchenkt, Ihr habt mir das Leben neu gegeben, dadurch, daß Ihr mich der Gewalt des Wolfes entriſſen habt; daß ich lebe und bin, das iſt ganz Eure Gabe. Indem Ihr mich aus ſolcher Gefahr befreitet, habt Ihr ſoviel für mich gethan, als nur irgend ein Vater für ſeinen Sohn thun kann. Und darum fällt es mir nun ſo ſchwer, daß ich Euch verlaſſen ſoll; aber glaubet mir, auf allen meinen Wegen und wo ich auch weilen mag, werde ich mit meinen Gedanken immer bei Euch ſein. Es iſt mir, als müßte man gerade die Freunde, auf deren Wohlwollen man kein beſonderes Recht hat, mehr lieben, als jene, deren Liebe und Treue

man aus Gründen der Natur in Anſpruch nehmen kann; und oft thut ja auch der, der nicht dazu verpflichtet iſt, mehr, als einer, der es zu thun ſchuldig wäre.

Als der Mann bemerkte, daß der Knabe ſeine Wohlthaten ſo zart anerkenne, ſprach er zu ihm: Seid ruhig, lieber Sohn, ich habe Euch belogen, und es gereut mich nun, daß ich Euch ſolche Unwahrheit berichtet. Aber Ihr dürft mir auch nicht verargen, daß ich Euch böſe war; es iſt Euch darum nichts Schlimmes widerfahren, was ich auch zu Euch ſprechen mochte. Schläge mit der Zunge, heißt es im Sprichwort, thun nicht wehe. Seid ruhig und bleibet bei mir, und lernet einen gewinnreichen Handel, wie ich ihn betreibe. Wer reich iſt, der bekommt viele Freunde; wer aber alt wird und ſich nichts erwirbt, um den kümmert ſich niemand, und kein Menſch ſchätzt und liebt ihn. Wenn du in einen andern Dienſt geheſt, ſo werden dich, arm wie du biſt, alle, die dich ſehen, gering ſchätzen; denn wiſſe: wer arm iſt, den hält man heutiges Tags für einen Thoren, während ein reicher Narr für einen Weiſen gilt. So iſt es jetzt der Welt Brauch, und darum will ich dich ernſtlich mahnen, daß du nur darauf bedacht ſeieſt, ein eigenes Gut dir zu ſammeln.

Der Jüngling aber kümmerte ſich nichts um dieſe Zuſprüche; Geldwucher war ihm in der Seele zuwider und ſein ganzes Weſen ſträubte ſich dagegen. Lieber Herr, ſprach er, für mich paßt nun einmal das alles nicht, wenn es auch noch ſo wahr ſein mag, was Ihr ſagt, und ich will es Euch auch immerdar danken. Aber das muß ich Euch jetzt auch ſagen,

entweder gebt Ihr mir jetzt unverzüglich meinen Abſchied, oder gehe ich von hinnen ohne Abſchied zu nehmen. Wollt Ihr mich nicht gutwillig entlaſſen, ſo zwingt Ihr mich, eines Morgens heimlich und wie ein Dieb von Euch mich zu trennen.

Lieber, guter Sohn, aber du bleibſt doch noch dieſe Nacht bis zum nächſten Morgen?

Ich kann Euern Wunſch nicht erfüllen. Es drängt mich fort und leidet keinen Aufſchub. Noch dieſe Nacht ginge ich weit hinaus und ließe mich nicht davon abbringen, wenn ich zur Reiſe gerüſtet und nach meinem Wunſche ausgeſtattet wäre. Alle Eure Worte ſind umſonſt. Ich brauche weiter nichts, als ein Paar lederne Stiefeln mit Sporen, einen Regenmantel und zwei Roſſe.

So, ſoll ich denn auch das noch an dir verlieren?

Ach, lieber Herr, ſprach der Jüngling, Gott verhüte, daß Ihr durch mich noch weiter in Schaden kommt! Er wird mir ſchon Kraft verleihen, daß ich es Euch erſtatte, ehe denn ich ſterbe.

Da gab ihm der Mann wirklich einen Mantel, worüber der Jüngling ſehr erfreut war, dazu ein Paar Stiefeln mit alten Sporen, ließ ihm zwei gut beſchlagene große und ſtarke Pferde ſatteln und zäumen und gab ihm einen Jungen, mit Namen Rodain, zum Schildträger. Das alles verſetzte Louel in die höchſte Wonne. Er hatte Bogen und Pfeile, die befahl er dem Knaben zu nehmen und der Knabe mußte ſie ihm tragen. Auch Geld, bis auf den Werth einer Mark, ließ

ihnen Meiſter Goſſelin und ſchärfte ihnen dabei angelegentlich ein, nirgends davon etwas auszuleihen, wo ſie nicht ihren Gewinn bei der Sache hätten, mit der Zeit aber ſollten ſie es ihm zurückſtellen. So war Louel nun vollkommen gerüſtet, nahm Abſchied von ſeinem Pfleger und wandte ſich von dorten. Sehr unangenehm aber war es ihm beim Weggehen, Marin nicht zu ſehen. Er dachte, er werde wohl in der Stadt ſein, genau, wie Marin es von ihm gedacht hatte, und ſo waren ſie auch eins in ihren Gedanken, obſchon keiner von beiden wußte, welche Abenteuer dem andern zugeſtoßen waren. Beide verfolgten einen und denſelben Weg, und Louel ritt ſo ſchnell, daß er bald in einem Thalgrunde Marin vor ſich ſah. Er kannte ihn aber nicht, weil er ſich ſeiner hier nicht verſah, darum gab er ſeinem Roſſe die Sporen, daß das Blut hervordrang, und ſprengte raſch auf ihn heran. Marin ſah ſeinen Geſpielen das Thal herabkommen, und Robain, welcher ihm nachfolgte, und verwunderte ſich ſehr, was da für Leute in ſo eiligem Laufe herankämen. Er fürchtete, ſie möchten in der Abſicht kommen, ihn zu ſtrafen oder um ihn einzufangen und zurückzuführen. Darum, gedachte er, müſſe er ſich bemühen, ſo ſchnell als möglich von hinnen zu kommen und zu fliehen, bis er einen Schlupfwinkel fände. Nicht weit von ſich ſah er einen Wald; konnte er vor den Verfolgern dahin gelangen, ſo hatten ſie ihn auf immer und ewig verloren, denn er war ſo klein und unſcheinbar, daß, wenn er ſich in den Gebüſchen verſteckt hätte, kein Menſch ihn bemerken

konnte. So war der unbedachte Marin auf dem Punkte, ſich in ſein eigenes Unglück zu ſtürzen, indem er ſich in dem Dunkel des Waldes verſtecken wollte, damit ihn ſein Verfolger nicht ſehe und zurückführe. Louel aber auf ſeinem Roſſe eilte ſo ſchnell herbei, daß er ihn in Kurzem erreicht hatte. Marin erkannte ihn, ſobald er herankam, und war ganz beſchämt in dem Gedanken, er wiſſe die Veranlaſſung und den Hergang ſeiner Flucht. Louel aber war höchſt erfreut, als er ſah, daß es ſein Geſelle war, er ſtieg nicht vom Pferde, ſondern er ſprang herab, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und ſprach: Lieber Geſelle, gar ungerne ging ich von Hauſe weg, ohne dich bei mir zu haben, denn ich meinte wahrlich, du ſeieſt bei deinem Vater. Nun ſage mir doch, lieber, theurer Freund, iſt denn Herr Foukier, dein Vater, über dich erzürnt?

Da hob Marin die Augen wieder auf, die er beſchämt niedergeſchlagen hatte, als er verſtand, daß Louel von dem Vorgefallenen nichts wußte. Die reine Wahrheit ihm darüber zu ſagen, wagte er nicht, weil er ſich der Sache zu ſehr ſchämte. Doch ſagte er ihm ſoviel, daß er ihn geſchlagen, aus ſeinem Hauſe gewieſen und ihm beide Augen aus dem Kopfe habe reiſſen wollen, weil er ſich geweigert habe, die verwünſchte Kürſchnerei zu erlernen, zu der ihn der Alte beſtimmt hatte.

Daſſelbe, ſagte Louel, verlangte Herr Goſſelin von mir; Kürſchner ſollte ich werden und Katzen und Marter abziehen, und weil ich es wagte, ihm zu widerſprechen, ſchlug er mich

ſo heftig, daß ich es noch ſpüre. Aber troß dem bin ich auf meinem Willen beſtanden und bin von ihm gegangen in dem Aufzuge, wie du mich hier ſieheſt. Hätte ich dich bei mir gehabt, oder gewußt, daß du mir voraus wäreſt, ſo hätte es dir an nichts fehlen ſollen, ja und ich hätte den Zorn meines Vaters noch weniger hoch angeſchlagen, wenn ich nur von Weitem gedacht hätte, ich könne dich zum Begleiter bekommen. Nun aber wäre es nicht ungeeignet, wenn wir wüßten, welchen Weg wir eigentlich zu gehen haben. Ich meines Theils weiß darüber gar nicht zu entſcheiden, wenn uns nicht der günſtige Zufall leitet. Für die nächſte Woche nun haben wir Geld genug zu verpraſſen, und in Zeit von ſieben Tagen wird uns der Zufall doch einen Herrn zuführen, der uns bei ſich behält. Das kann uns nicht fehlen.

In dem Augenblicke ſahen ſie einen kleinen jungen Damhirſch aus einem Gebüſche hervorſpringen, und Marin forderte ſogleich Louel auf, nach ihm zu ſchießen. Das ſoll nicht fehlen! antwortete er.

Rodain, ſein Schildknappe, reichte ihm einen Pfeil und den geſpannten Bogen. Das Thier ſchien den Schuß zu erwarten, denn es weidete ruhig auf einem Haferfeld; Louel legte an und ſchoß ihm mitten ins Herz, ſo daß es mit einem Schrei niederfiel. Marin war ſehr erfreut über dieſen Schuß, der mit einem Male das Thier todt zu Boden geſtreckt hatte; die Jünglinge jagten nach ihrem Wildbrät hin, das ſie in eilendem Laufe bald erreichten, packten es auf eines der Roſſe, ſaßen ſodann ſelbſt auf, und waren

freundlich genug, Rodain abwechſelnd hinter ſich aufſitzen zu laſſen. Louel unterhielt ſich viel mit ſeinem Bogen in den Wäldern, die ſie durchſtreiften. Einsmals kamen ſie an eine Quelle klaren friſchen Waſſers, der Wald umher war beſonders ſchön, das Gras glänzte in goldnem Grün und die Quelle glitt als Bächlein über ſeine bunte Kieſel weg, wie eine Kette des reinſten Silbers. Daneben bemerkten ſie eine ganz neu errichtete Hütte. Marin und Louel ſtiegen von ihren Pferden und traten in die Hütte, in welcher ſie nur ein kleines Jagdhorn an einem Balken hängend bemerkten, und ſo viel Marin auch umherſuchte, konnte er doch nichts weiter entdecken. Da aber die Hütte mit Zweigen wohl verſchloſſen und gegen den Regen geſchützt war, und ſie den Jünglingen ſammt der Umgebung gar wohl gefiel, ſprach einer derſelben: Was hindert uns, dieſe Hütte hier zu unſerer Wohnung zu nehmen? Rodain kennt das Land hier umher und kann uns aus einer nahen Stadt Brod, Salz und Feuer holen.

Recht gerne, ſagte dieſer. Dieß iſt eben der Weg, welcher zur Abtei führt, wo man mir gerne Brod, Salz und Wein reichen wird.

So gehe denn! und Gott laſſe es dir gelingen.

Rodain machte ſich auf den Weg und ruhte nicht, bis er das Thor des Kloſters erreicht hatte. Er brachte ſeine Bitte bei den Mönchen an und bekam eine reiche Ladung aus der wohlverſorgten Speiſekammer, einen Krug voll Wein, Feuer, um das Wildbret zu kochen, und Brod und Salz, ſo viel er

in ſeinen Schooß nehmen konnte. Die Jünglinge zogen unterdeſſen das Thier ab und ſchnitten es eben in Stücke, als einer von ihnen Rodain herbeieilen ſah, worauf ſie ihm beide hoch erfreut entgegenliefen und ihn willkommen hießen. Mit großer Freude nahmen ſie ihm ab, was er ihnen mitbrachte, den Wein, das Brod, das Salz und das Feuer; ſie machten ſich alsbald darüber her, wie brave Knechte und Köche und brieten ihr Wildbret am Feuer. Es gefiel ihnen hier ſo gut, daß ſie lange in dem Walde zu verweilen gedachten; aber noch war ihr Eſſen nicht völlig bereitet, als ein Förſter zu ihnen trat, der den Wald zu bewachen hatte, denn es durfte darin niemand jagen oder ſchießen, er mochte noch ſo reich und mächtig, er mochte einheimiſch oder ein Fremder ſein. Sobald der Förſter in die ganz neue, von ihm verfertigte Hütte trat, und die Jünglinge bemerkte, ſtanden ſie vor ihm auf; der Mann aber war im vollſten Grimm und Unwillen, ſie hier zu ſehen, erwiderte ihr Grüßen nicht, ſondern rief ihnen zu: Ihr ſeid Kinder des Todes und zur unglücklichen Stunde angelangt. Bei Gott, ihr müßt mit mir vor den König, und der läßt euch den Daumen abhauen, die Augen ausſtechen und dann lebendig aufhängen, denn ihr habt ihm ſein Wild erlegt.

Mein guter Freund, antwortete Louel, da ſei Gott vor! Wir haben, deucht mich, nichts begangen, was des Hängens werth wäre. Laßt uns nur dieſe Nacht in Ruhe, und morgen in aller Frühe wollen wir mit Euch gehen, wohin Ihr verlangt. Gewährt Ihr uns dieſe Friſt, ſo geben wir Euch

gerne alles, was wir haben, und das beträgt nicht weniger, als eine Mark Silber. Laßt Euch damit genügen, denn wir gäben Euch gerne auch noch mehr, wenn wir irgend noch mehr beſäßen.

Da braucht es nicht viel Redens weiter, antwortete der Mann. Es ſei euch gewährt, was ihr verlangt, aber gebt mir das Geld alsbald zur Hand.

So war denn der Friede unter ihnen geſchloſſen. Rodain, der die Börſe in Verwahrung hatte, band ſie vom Gürtel, langte alle Münze heraus, die ſich darin vorfand, und der Mann nahm ſie mit allem Vergnügen hin; er ließ ihnen ſofort Freiheit und kümmerte ſich weiter nicht um ſie. Die Jünglinge aber ließen es ſich die Nacht über wohl ſein, ſie ſcherzten, ſchmausten und tranken, und legten ſich ſodann auf ihre Kleider zur Ruhe nieder, da es an Stroh oder an einem andern Lager in der Hütte gebrach. Sobald der Förſter den Tag heraufdämmern ſah, weckte er ſie, Rodain ſattelte ihre Pferde und ſo machten ſich alle auf den Weg durch allerlei verborgene Pfade, die aber der Förſter aus langer Gewohnheit gar gut kannte. Am ſpäten Abend gelangten ſie endlich vor den König von Catanaiſe, beugten ſich vor ihm tief und der Förſter brachte ſeine Sache vor. Herr, ſprach er, dieſe Jünglinge ſind durch den Wald gezogen und haben einen Hirſch aus Eurem Forſt erlegt; darum bringe ich ſie vor Euch, damit Ihr Gerechtigkeit und Strafe über ſie ergehen laſſet, falls es Euch gut dünkt. Freilich ſollte man ſolche Kinder niemals hart beſtrafen; auch hätte ich ſie nimmer-

mehr feſtgehalten, wäre ich nicht damit an Euch zum Verräther geworden und hätte meinen Eid und Pflicht verletzt. Nur dieß konnte mich bewegen, ſie Euch herzuführen.

Genug der Reden! fiel ihm der König ins Wort. Du haſt wohl daran gethan, deiner Pflicht nachzukommen. Die Jungen aber ſind ſo ſchön und wohlgebildet, daß ich ſie an meinem Hofe behalten und mit der Zeit zu Gut und Ehren befördern will, wenn ſie ſich brav und höflich aufführen.

Louel antwortete darauf: Lieber Herr und König, nichts anderes iſt es, worauf unſer Dichten und Trachten geht. Wir danken Euch ſehr dafür, wenn Ihr uns aufnehmt.

Mein Kind, ſprach der König, ja ſei mir willkommen, du und dein Bruder mit dir! Denn Brüder ſeid ihr doch, wie mich dünkt.

Gnädiger Herr, antwortete Louel, es thut mir leid, Euch zu widerſprechen, aber er wird Euch ſelbſt ſagen, daß wir weder Brüder noch Verwandte ſind.

Schweigt mir doch! ſagte der König; das iſt nicht möglich. Nie hat man zwei Kinder einander in Allem ſo ähnlich geſehen. Ihr ſeid gewiß Brüder und wagt nur nicht, es zu ſagen. Doch was macht das, ob ihr Brüder ſeid oder nicht! Aber ſagt mir, wie ihr heißt.

Herr, ſprach er, das will ich Euch nicht verhalten. Louel heißt man mich, und meinen lieben Genoſſen Marin.

Damit war ihr Geſpräch mit dem König zu Ende. Dieſer aber befahl einem ſeiner Diener, daß er für die Jünglinge Sorge trage, ſie mit Hunden und Vögeln umzugehen

lehre und ſie in den Wald und in den Fluß führe. Dieß wurde denn auch nicht verſäumt und der König gewann ſie wegen ihres wackern und verſtändigen Betragens ſo lieb, daß ſie am Hofe Geld und Ausſtattung erhielten, ſoviel ſie verlangten; er ließ ihnen Pferde geben, Kleider verfertigen, kurz, es fehlte ihnen an nichts. Oft gingen ſie mit ihm in den Wald, ritten zur Luſt darin umher, jagten und birſchten, ſchoßen Hirſche und Rehe und anderes Wild, und konnten ſich dieſer Freude nicht erſättigen.

Doch kehren wir nun zu dem Könige zurück, den der Bürger in langem Dienſte ſo vielfältig als einen redlichen Mann erprobt hatte, daß er ihn ganz an ſein Haus feſſelte. Über nichts, was der König darin vornahm oder verbrauchte, zog er ihn zur Rechenſchaft, denn er ſetzte in ſeine Rechtſchaffenheit das vollſte Vertrauen. Eines Tags aber rief er ihn allein zu ſich in ſein Gemach und ſprach: Wil, wenn es dir recht iſt, leihe ich dir eine Summe von meinem baaren Vermögen. Gehe du damit nach Flandern und England, in die Provence und die Gascogne, und in alle größeren Städte, nach Bar, Provins und Troyes, und mache dort mit dem Gelde Geſchäfte. Ich will von dem Gewinn nichts für mich haben, nur mein Hauptgut gib mir wieder zurück. Armuth iſt eine große Pein und mit dieſer Pein biſt du belaſtet. Mach daß du etwas erwirbſt, und wenn du auch zweihundert Mark Silber gewänneſt, ſo wollte ich doch nichts davon haben.

Der König antwortete: Ich danke Euch und will gerne thun, was Ihr verlangt und mir rathet. Rüſtet mir das

Geld zuſammen; ich will damit ausziehen und keinen Markt verſäumen, wo etwas zu gewinnen iſt. Ich verſtehe mich auf allerlei Geräthe und Waaren und will nicht eher heimkehren, bis ich genug geſammelt habe.

Der Bürger hatte das Geld ſchon bereit liegen, er gab es ihm ſogleich und der König rüſtete ſich, Feſte und Jahrmärkte zu beſuchen. Er kaufte von ſeinem Gelde helles und dunkles Pelzwerk ein und zog damit ſo lange umher, bis er weit mehr erworben, als der Bürger ihm geliehen hatte, denn er war auch glücklicher und es ging ihm beſſer, als allen andern Kaufleuten. Als er nun von ſeinem Handelszuge zurückkehrte, war der Bürger ſehr verwundert, wie er ſo viel gewinnen konnte, und er hielt ihn von da an nur noch viel höher, weil er ſich ſo geſchickt in ſeinem Handel benommen hatte, ja er ſchätzte und ehrte ihn mehr, als er ausſprach. Eines Tags äußerte er den Entſchluß, ihn ſeinen beiden Söhnen zum Begleiter zu geben; ſie ſollten mit einander ausziehen und die Jungen ihn bedienen. Er wolle ihnen ſein Schiff geben, daſſelbe mit Waaren im Werthe von mehreren tauſend Mark beladen; ſie ſollten ſogleich nach Puy und St. Gille gehen und ſofort nach England überfahren, denn in Biſtot ſollte in der nächſten Woche ein hohes Feſt ſein, bei dem ſie nicht fehlen dürften. Wirklich übergab er ihm ſein Schiff und ſeine beiden Söhne und gab ihnen auf, ſich ihm ganz anzuvertrauen, ihm in nichts zu widerſprechen und ſeinen Befehlen pünktlich Folge zu leiſten. So zog denn der König mit den zwei Söhnen des Bürgers aus gen Biſtot,

ihr Schiff war reich beladen, und da das Meer ruhig und friedlich war, gingen ſie frohen Muthes unter Segel. Sie hatten einen geſchickten Steuermann, der nicht nur das Rudern ſelbſt gut verſtand, ſondern auch die Strömungen des Meeres und die Sterne kannte. Von heftigem Winde gejagt durchſchnitt ihr Schiff die Wogen, ſo daß ſie in Kurzem das andere Ufer erreicht hatten. Da ließ der König alle ihre Habſeligkeiten aus dem Schiffe tragen und die Zelter und Roſſe aller Art, die er bei ſich hatte, herausführen. Ein ganzer Tag ging mit dem Ausladen hin und erſt den folgenden Tag gelangten ſie nach Biſtot. Um dieſelbige Zeit beherrſchte das Land ein junger Neffe des Königs Wilhelm; ihm hatte man Krone und Königreich übertragen und ihn feierlich eingeſetzt, weil der König einen nähern Erben nicht hinterlaſſen hatte, der Thron und Reich anſprechen konnte. Der junge König war gerade einen Tag vor dem rechten Könige Wilhelm mit großem Geleite von Edeln in die Stadt gekommen. Darum verkaufte dieſer ſeine Waaren ſehr gut und zu hohem Preis. Auch bot er ſie immer nur ſolchen an, von denen er wußte, daß ſie kaufen konnten, und machte nicht viel Redens. Während er einmal ſo auf ſeinen Handel ausging, ſah er einen Knappen mit einem Horn in der Hand. Er rief ihn zu ſich her und der Knappe kam auf das erſte Wort. Der König war begierig, etwas Näheres über das Horn zu erfahren, und fragte ihn, was er damit wolle. Dieſer erklärte ſogleich, er möchte es gerne verkaufen. So verkauf es an mich! ſagte der König.

Gerne, antwortete der Jüngling.

Was willſt du dafür?

Fünf Sols.

Fünf Sols? Nun, die ſollſt du haben; aber dann mußt du mir auch noch ſagen, wie du zu dem Horn gekommen biſt.

Wenn Euch daran liegt, Herr, dieß zu wiſſen, ſo will ich Euch wohl ſagen, wie ich es bekommen habe. Als der König Wilhelm, mein wackerer Herr, verloren ging mit ſammt ſeiner gütigen Frau, ſo daß gar niemand wußte, wo ſie nur hingekommen wären, da machten ſich die Diener über ihr ganzes Haus her, nahmen was ſie fanden, plünderten den ganzen Saal. Ich wuchs in des Königs Hauſe auf und war damals noch ganz klein, als dieß geſchah; niemand achtete auf mich, ich lief im Hauſe umher, ohne daß mich jemand gehen noch bleiben hieß, da ſuchte ich denn auch überall, wie die großen Leute, und ſah dieſes Horn auf einer Bank liegen, ich nahm es, ich weiß nicht ob ich daran Unrecht that; kurz, ich habe es ſeither behalten. Nun will ich eine fromme Pilgerfahrt machen nach St. Gille und den Armen dieſer Stadt das Geld geben, das ich für das Horn löſe, denn andere Schätze will ich mir nicht ſammeln.

Daran thuſt du wohl, antwortete der König. Du haſt dafür doch die Hoffnung. Mancher kann dir vielleicht nachmals nützlich werden, auf den du jetzt noch gar nicht achteſt.

Damit befahl der König einem Diener, ihm die fünf Sols richtig auszuzahlen, und wurde von dieſem über ſeinen ſeltſamen Handel unverholen getadelt. Der Knappe ging nun

auf dem Markt umher und vertheilte all ſein Geld, wo er glaubte, es möchte am nothwendigſten ſein. Die Leute aber, als ſie ihren alten Herrn ſahen, den ſie ja von früherer Zeit her, wo ſie ihn täglich vor Augen hatten, noch ſo gut kannten, ſtellten ſich, wenn ſie an ihm vorübergingen, verwundert hin, und rotteten ſich zuſammen, ja den ganzen Tag war ein Zuſammenlaufen vor ſeiner Wohnung, um ſeiner anſichtig zu werden. Da gingen auch einige zum König und berichteten ihm, daß ein Kaufmann in der Stadt angekommen ſei, der dem König Wilhelm ſo ſehr gleiche, daß man in großem Zweifel ſein müſſe, ob er es wirklich ſei oder nicht. Wie heißt er? fragte der König. Habt ihr ſchon nachgeforſcht, wer er iſt und aus welchem Lande?

Nein, Herr, wir wiſſens nicht, und wir haben ihn um nichts befragt.

So will ich ſelbſt hingehen, ſprach er, und mit dem Kaufmann reden; und wenn er meinem Oheim gleicht, ſo wollen wir uns nie mehr von einander ſcheiden, ich will ihn bitten bei mir zu bleiben, daß ich mich meines Oheims erinnere, ſo oft ich ihn anſehe. Nun laßt uns gehen! Ich will ihn über ſeine Angelegenheiten und ſein Herkommen befragen. Ich kann kaum erwarten hinzukommen und ihn zu ſehen.

Darauf machte ſich der König auf den Weg, ein großes caſtiliſches Roß reitend, und ihm folgte eine große Schaar, denn alle wollten den König ſehen, den ſie ſonſt ſo ſehr geliebt hatten, und doch konnte ſich keiner erklären, wie dieß

zugehen möchte, denn ſchon volle acht und zwanzig Jahre war er nun in der Fremde geweſen und niemand wollte etwas von ihm wiſſen; hätten ſie nun darüber ſichern Aufſchluß erhalten, ſo hätte ihnen dieß große Freude bereitet. Der König ritt eilends der Schaar voraus, die hinter ihm her lief, bis er vor den König, ſeinen Oheim kam. Als er ihn anſichtig wurde, ſtieg er vom Pferde, fiel ihm um den Hals, grüßte und umarmte ihn und ſprach: Mein lieber Freund, bei St. Niclas, ich wünſchte nichts ſo ſehnlich, als Euch anſichtig zu werden. Nun müßt Ihr Euch zu mir ſetzen, denn ich will mit Euch klüglich Rath halten.

Der König, der ihn gar wohl kannte, ſprach zu ihm: Das geſchehe nach Eurem Belieben, aber neben Euch ſetzen werde ich mich nicht, zu Euren Füßen will ich ſitzen, denn Ihr ſcheint mir ein allzu vornehmer Mann zu ſein.

Fürchtet und ſcheuet Euch nicht! Setzt Euch getroſt neben mich. Ich bin der König, und Ihr ſeid oder ſehet wenigſtens ſo aus als ob Ihr mein Oheim wäret, denn Ihr gleicht ihm wie ein Rubin dem Karfunkel, oder wie die Blüthe des Roſenſtrauchs der Roſe, oder wie ein Ding demſelben Ding. Wiſſet auch, daß ich Euch um ſeinetwillen ſo herzlich liebe, daß es mich ſchwer ankommt, Euch nicht Oheim, Herr, ja König ſelbſt zu nennen. Tag meines Lebens ſah ich nichts ſo Wunderbares und werde es nie mehr ſehen. Nun aber, mein Freund, Leute, die Korn und Wachs und Gewürze verkaufen, giebt es genug, und warum ich eigentlich hergekommen bin, das iſt um Euch zu ſagen, daß Ihr an meinem Hofe bleiben

ſollt. Bisher ſeid Ihr ein niedriger Mann geweſen, aber ſo lange ich lebe ſollt Ihr Gewalt haben, denn wenn Ihr es genehmigt, mache ich Euch zu meinem Seneſchal.

Seneſchal, wahrlich, gnädiger Herr, das möchte ich nicht werden. Da würde ich ja auf einmal ſo hoch ſteigen, daß man mich alle die Stufen wieder hinabſteigen laſſen könnte, ja man könnte mich am Ende auch ebenſo mit einem Sprunge wieder zurückwerfen, wie ich mit einem Sprunge hinaufgediehen bin, und da könnte ich von dem Falle umkommen. Man hat ſchon gar viele aus gemeinem Stande hoch ſteigen ſehen, die bald wieder in ihre alte Lage zurückkehrten; darum mag ich mich auf ſolche Dinge nicht einlaſſen. Übergebt einem andern dieſes Amt, und ich will bei meinem Geſchäfte bleiben. Es könnte mir ſchlimm gehen, wenn der verlorene König zurück käme; da müßte ich in jedem Falle mein hohes Amt verlaſſen und wieder Kaufmann werden. Aber ihr ſelbſt, der Ihr nun König ſeid, ſagt mir, da Ihr Euch ſo gnädig gegen mich erweist, was würdet Ihr anfangen, wenn der König wieder käme?

Wahrlich, es könnte mich nichts mehr erfreuen, und ſo gewiß als ich wünſche, daß Gott meiner Seele gnädig ſein möge, würde ich ihm Krone und Reich, die ich für ihn aufbewahre, zurückgeben, und keinen andern Rath annehmen, denn ich bin jetzt nichts anders als ſein Statthalter, Vogt, Schöppe oder Schuldheiß, und um ſeinetwillen wünſche ich, und bitte Euch, daß wir beide gute Freunde ſein mögen, daß Ihr Euch nie mehr von mir trennt, und täglich an meinem

Hofe ſpeist; für alle Leute, die Ihr mit Euch führt, und für ihre Roſſe ſollt ihr Nahrung und Futter am Hofe bekommen, und wenn ſie gehen, ſollen ſie Lohn für ihre Dienſte erhalten. Die Zölle aber und Abgaben, welche die andern Kaufleute für das, was ſie kaufen und verkaufen, entrichten, ſollen Euch in meinem ganzen Reiche erlaſſen ſein. Nun möge es Euch aber auch gefallen mir Eure Herkunft und Euren Namen zu ſagen; es ſoll Euch nicht zum Schaden gereichen.

Herr, ich heiße Wil von Gavaide. Dort habe ich viel Gewürze und Färbekräuter, durch die ich mir mein Auskommen verſchaffe.

Damit trennte ſich der König von ſeinem Oheim, und war ſehr von dieſer Zuſammenkunft befriedigt; er erwies ihm auch manchen Dienſt, und ſchätzte und ehrte ihn ſehr, ſo lang er in der Stadt blieb; und auch die andern Leute liebten ihn ſo, und erwieſen ſich ihm ſo gefällig, daß er wohl merken konnte, wenn er darauf Acht hatte, daß er leicht das ganze Königreich England wieder unter ſeine Gewalt bekommen könne, ohne darob Streit oder Krieg anzufangen. So gut er aber dieß auch einſah, wollte er doch nicht in der Stadt bleiben; er gab ſich niemanden zu erkennen, und nahm auch von ſeinem Neffen nicht Abſchied, als er wegging. Eines Morgens früh hatte der Steuermann das Schiff gerüſtet, und es war mit den beſten Waaren beladen, die man finden konnte; aber kaum war das Schiff aus dem Hafen ausgelaufen, als ein mächtiger Sturm ſich zu erheben begann und das Meer aufwühlte. Das Schiffsvolk ſchrie, die Wogen

thürmten ſich auf, ſtießen und drängten das Schiff und fielen von beiden Seiten darüber her, ſo daß ſie die Bretter zu zerſchellen drohten. Das Meer, das eben noch ſpiegelglatt geweſen, war nun voll von Bergen und Thälern, und die Wellen giengen ſo hoch, die Abgründe ſenkten ſich ſo tief, daß die im Schiffe ſich nicht halten konnten, ſondern mit den Wellen bald hoch oben bald in der tiefſten Tiefe ſich befanden. Der Himmel verdunkelte ſich, es ſtürmte und brauſte, dicke Wolken lagerten ſich oben über, das Meer ſchien bald zu wachſen, bald ſich zurückzuziehen. Der Steuermann erbebte, da er alle vier Winde zugleich losbrechen und Luft und Meer in Aufruhr ſetzen ſah. Dabei blitzte es und donnerte ſo heftig, daß der ganze Himmel in Feuer ſtand. Der Steuermann mußte das Schiff ganz der Gewalt der Wogen überlaſſen, die es wie einen Ball umherſchaukelten, es bald bis zu den Wolken emporſchleuderten, bald auf den Grund des Meeres hinabſtürzten. Die Wuth der widerſtrebenden Winde zerbrach und zerriß endlich alle Taue und Segel, das Tuch flog in tauſend Stücken umher, der Maſt zerbrach und im Schiffe herrſchte unbeſchreibliche Angſt und Noth. Sie riefen mit lauter Stimme zu Gott und dem Gekreuzigten und flehten St. Niclas um Beiſtand an. Bittet für uns, ſchrieen ſie, daß der Allmächtige mit uns Erbarmen habe und Frieden ſtifte unter dieſen feindſeligen Winden, die ganz umſonſt ſich befehden und uns dadurch den Tod bringen. Dieſe Winde, wie wir wohl ſehen, ſind die Herren des Meeres, ſie ſelbſt haben keinen Schaden von ihrer Zwietracht, uns aber berei-

tet das, was ihnen Vergnügen macht, Verderben und Untergang. Mit dieſen Kriegen der Winde iſt es nicht anders, als mit den Kriegen der Herren der Erde unter einander; durch das, was ihnen Vergnügen macht, gehen Schlöſſer und Burgen in Flammen auf oder ſinken in Trümmern, und die gemeinen Leute haben unter den Kriegen der hohen Barone zu dulden, wie wir unter den Kriegen der hohen Fürſten, der Winde.

So riefen ſie alle zu Gott um Hilfe, und ſchwankten und ſchaukelten beſtändig umher, denn drei Tage lang dauerte der Sturm mit ſolcher Heftigkeit fort, daß ſie gar nicht mehr wußten, wo ſie waren, und während der ganzen Zeit weder Speiſe noch Trank zu ſich nehmen konnten. Am vierten Tag aber am Morgen hellte ſich der Himmel auf, das Meer wurde ruhiger, die Winde ſchloßen Frieden und nur ein ſanfter Lufthauch kräuſelte die See. Nun konnte der Steuermann ſich umſehen und kundſchaften, in welche Gegend das grauſenvolle Ereigniß ihr Schiff verſchlagen habe, denn ſie befanden ſich in der Nähe eines ihnen unbekannten Landes. Da fragte der König den Steuermann: Wo ſind wir, Meiſter? Kennt Ihr dieſe Stadt?

Ja wohl, Herr, kenne ich ſie, erwiderte er, und ich will Euch nichts verſchweigen. Wollt Ihr hier in den Hafen einlaufen, ſo wird Euch dieß theuer zu ſtehen kommen, denn ſie werden Euch das Schiff durchſuchen wollen, zuerſt der Herr und dann die Frau, und die köſtlichſten Steine und Kleinode werden ſie Euch behalten, wenn es einem von beiden gefällt.

Da ſagte der König, ſie wollten doch in den Hafen einlaufen, und wegen ihrer Habſeligkeit ihr Leben nicht weiter auf das Spiel ſetzen. Er befahl ſodann den Schiffsleuten, an das Land zu gehen und das Schiff in den Hafen zu ziehen. Während ſie ſich damit bemühten, kamen ſie an dem Schloſſe vorüber, und ſobald die droben das Schiff bemerkten, ſchickten ſie jemand ab, um zu erforſchen, ob dieß ein Kaufmannsſchiff wäre. Der Abgeſandte gieng eilig hin und fragte, was es für Leute ſeien, und woher ſie kämen. Der König ſelbſt antwortete ihm: Wir ſind Kaufleute von Gavaide.

Weiter verlangte er nichts zu wiſſen, kehrte auf das Schloß zurück und ſagte: Auf, zaudert nicht! Es ſind Kaufleute im Hafen.

Ohne weiteres Bedenken erhob ſich, um nach der Sitte das Schiff zu durchſuchen, die Gebieterin des Landes, denn einen Herrn gab es nicht; hinter ihr ritt ihr Seneſchal, den ſie ſtets in den Hafen mitzunehmen pflegte. Als der König die Frau kommen ſah, gieng er ihr ſogleich entgegen, aber es mißfiel ihm ſehr, daß er ihr nicht offen ins Geſicht ſehen konnte, denn ſie war ganz verhüllt. Deſſenungeachtet grüßte er ſie, und ſprach: Seid mir willkommen, meine theure Gebieterin! Steiget ab! Ich kenne die Sitte im Hafen wohl, daß von den reichſten Gütern, die ein Kaufmann in den Hafen bringt, der Gebieter dieſes Landes ſich das Schönſte wählen kann nach ſeinem Gefallen.

Ja, mein Freund, ich muß alles, was ihr mitbringt,

ſehen, Stück für Stück; und wenn ich alles betrachtet habe, will ich mir das Beſte auswählen.

Damit trat die Frau in das Schiff, und ihr Herz klopfte unruhig im Buſen, denn es ſagte ihr, daß ſie den König, den ſie hier vor ſich hatte, ſchon anderswo geſehen habe. Er ließ ihr die köſtlichſten und beſten Dinge, die er beſaß, vorzeigen, Teppiche, Tücher, Stickereien, Pelzwerk, Federn, ſilberne Schachbrette mit goldnen Figuren, aber ſie heftete ihre Blicke auf das Horn, welches am Maſte des Schiffes hieng, und wenn ſie das Horn anſah, ſo war es ihr, als möchte ſie von all den Koſtbarkeiten nichts ſo gern als das Horn, denn es leitete ſie auf eine eigenthümliche Entdeckung. Von dem Horne ſchweiften ihre Blicke über auf den König, und von dem Könige wieder auf das Horn, ſo daß ſie endlich auf den Maſt zuſchritt. Nichts gieng ihr über dieſen Wunſch; ſie nahm das Horn, küßte es, und äußerte auf jede Weiſe ihre Freude darüber. Und als ſie es lange Zeit betrachtet hatte, legte ſie es ſchweigend zurück, und wandte ſich zu dem Könige. Es war ein ſchöner heller Tag; da ſetzte ſie ſie ſich neben ihm auf dem Schiffe nieder, und bemerkte alsbald an ſeinem Mittelfinger einen Ring, den er von ſeiner Frau bekommen hatte, und den er ihr zu Liebe noch trug; an dem Tage, da er freiwillig in die Verbannung gieng, hatte er den Ring an einer ſeidenen Schnur am Kleide hängen. Als die Frau den Ring erblickte, erkannte ſie ihn alsbald wieder, und ſprach: Lieber Herr, von allem, was ihr mir Schönes gezeigt habt, will ich nichts anderes haben,

als dieſen Ring, den Ihr am Finger traget, damit ſoll Euch alles andere erlaſſen ſein.

Ha, Frau, erwiderte der König, ſprecht mir nichts davon! Mit etwas ſo geringem will ich mich nicht loskaufen; in dieſem Schiffe ſind Waaren für wohl hundert Mark. Nehmet alle, wenn ihr wollt, nur laßt mir meinen Ring! Alles Gold, was daran iſt, hat nicht mehr als ein Loth im Werth, und doch iſt er mir bei meiner Treue lieber; mein ganzes Leben ruht in meinem Finger; nehmt Ihr mir den Ring, den ich anhabe, ſo bringt Ihr mich um.

Ei, Herr Kaufmann, ſchweiget! Ihr haltet doch gar zu viel auf dieſen Ring; und wollte ich darauf dringen, ſo könntet Ihr mir ihn erſt nicht verweigern. Ich verlange von Euch ja keine Reichthümer, und ich begehe wahrlich eine Thorheit, daß ich ſo wenig von Euch nehme, denn dieſes Schloß iſt ſehr arm. Aber trotz dem, daß jene Sitte hier iſt, daß Ihr mir nichts abſchlagen könnt, will ich doch nichts von Eurer Habe ſonſt nehmen, und mich mit dem einen begnügen.

Nun, ſo ſollt Ihr den Ring haben! Nehmt ihn! Aber ich habe Euch ein großes Geſchenk damit gemacht. Mit Widerwillen habe ich ihn aus meinem Herzen gezogen, denn da ſtak er, nicht an meinem Finger. Mein Leben habe ich Euch gegeben. Laſſe Gott Euch und mich dafür ſeiner Gnade genießen!

Die Frau hörte dieſe Rede gerne, dankte ihm, nahm den Ring, ſteckte ihn an den Finger und ſprach: Mein Freund, zum Lohn für dieſen Ring ſollt Ihr in meinem Schloſſe und

nirgend anders wohnen, Ihr und Eure Geſellen. Herberget dieſe Nacht bei mir! Kommt alle mit mir! Ich will es und bitte Euch darum.

Der König antwortete: Ich danke Euch.

Die aber, die mit der Frau gekommen waren, hielten es für große Thorheit, daß ſie den Ring genommen hatte, da ſie Waaren von hundert Mark im Werth hätte nehmen können, wenn ſie klug geweſen wäre. Der Seneſchal aber ließ von ſeinem Recht und Anſpruch nicht ein Haar nach, und nahm, was er bekommen konnte, das Beſte was ſich vorfand. Die Frau aber zog ſich zurück, und führte den König, dem ſie alle Ehre anthun wollte, mit ſich zum Eſſen und ſeine Begleiter alle. Der König hatte große Luſt, ſie im Geſicht zu ſehen, und dieſer Wunſch wurde ihm bald erfüllt. Sie befahl die Tiſche zu decken, und eine Menge Diener war bereit, ihre Befehle zu vollziehen. Darauf ſchlug ſie den Schleier zurück und zeigte ein friſches geſundes Geſicht. Man bot ihr Waſſer, worin ſie ihre ſchönen weißen Hände wuſch, und der König trat herzu, um ihr die Tücher zu halten; aber ſie ſagte lächelnd: Das iſt ein gar zu reicher Kaufmann, um einer ſo armen Frau zu dienen; ich weiß ja nicht einmal, wie ich nur das Anerbieten, das Ihr mir gemacht, belohnen ſoll. Nun waſchet Euch, Herr Kaufmann, und äußert all Euer Begehr ſo ungeſcheut, wie wenn Ihr an einen Ort gekommen wäret, an dem man Euch ſehnlichſt zu ſehen wünſchte.

Nachdem ſie die Hände gewaſchen, ſetzte ſie ſich zu Tiſche und

die Frau ſetzte ihren Gaſt ganz neben ſie an der Tafel. So aßen ſie zuſammen und ſahen einander an, bis es dem König zu Sinne kam, es ſei dieß ſeine Frau, die hier neben ihm zu Tiſche ſitze. Auch ſie hatte den König erkannt, aber ſie verhehlten es ſich gegenſeitig und ſprachen von verſchiedenen Dingen, bis endlich nach dem Eſſen Hunde in den Saal geführt wurden. Da begann der König ſich daran zu erinnern, wie er in früherer Zeit die Jagd geliebt, und wie ihm nichts über die Wonne gegangen, im Walde den Hirſch zu verfolgen, und zu birſchen. Er vertiefte ſich ſo ſehr in dieſe Gedanken, daß er wachend zu träumen anfieng, und es ihm war, als ritte er durch einen Fluß mitten im Wald hinter einem Hirſch von ſechszehn Enden; auf einmal brach er laut in den Jagdruf aus und ſchrie mit heller Stimme: Wohlauf, ihr Geſellen, der Hirſch entkommt.

Darüber ſpotteten alle und lachten, und ſagten zu einander: Dieſer Kaufmann iſt nicht bei Sinnen. Seht, wie er auffährt.

Die Frau aber, welche tiefer blickte, zog ihn an ſich heran, und er ſchütterte auf, als ob er vom Schlafe erwachte. Da nannte ihn die Frau mit den ſüßeſten Namen Herr und Freund, ſchlang ihm, wie ihrem Liebſten, ihre beiden Arme um ſeinen Hals, und bat ihn ihr zu ſagen, warum er ſo heftig geſchrieen habe. Ich habe es nicht vergeſſen, meine Gebieterin, und da ihr mich darum fragt, will ich es Euch ſagen. Meine Gedanken führten mich an einen andern Ort; mir däuchte ich ſei auf der Jagd und habe einen großen

Hirſch ſo weit verfolgt, daß die Hunde eben im Stande waren, ihn zu faſſen. Aber nun ſehe ich wohl, daß ich geſchlafen oder wachend geträumt habe.

Die Frau war einſichtig und verſtändig, und kehrte die Sache nicht wie die andern, zum Spotte, ſie merkte wohl was ihr Gebieter im Sinne habe, und daß es von ſeiner alten Freude an der Jagd herrühre. Als ſie aber anfieng ihn zu umarmen, hielten ihre Leute ſie für verrückt, denn ſie wußten nicht, was das heiße. Die Frau, welche gern dem Begehren ihres Gemahls entgegenkommen wollte, ſprach: Herr, Ihr müßt nun ſogleich in den Wald gehen; und wenn es Euch recht iſt, gehe ich auch dahin.

Ob es mir recht iſt? Ganz gewiß! In der That iſt mir nichts ſo erwünſcht als dieſes. Seit vier und zwanzig Jahren habe ich Ungemach genug erduldet, und ſolche Freude nie genoſſen.

Herr, da will ich Euch bei St. Paul, und bei den Armen, die ich um Euch ſchlinge, verſichern, daß, ehe es Abend wird, Euer Traum in Erfüllung gehen ſoll.

Sogleich gab die Frau Befehl, die Hunde an die Koppel zu legen, die Jagdpferde zu ſatteln, und den Jägern, ſich bereit zu halten. Bald war alles in Ordnung, alle hatten ihre Hörner und ihr Geräthe bereit, und ruhten nicht, bis ſie einem Hirſch mit ſechszehn Enden auf der Spur waren. Da machten ſich alsbald die Hunde hinter ihm her, der Hirſch entfloh in großen Sprüngen, die Jäger hetzten, die Hunde bellten, ſo daß der ganze Wald von dem Lärm ertönte. Da

redete die Frau den König an, erzählte ihm all ihr Ergehen, und er ihr das ſeinige, und beide weinten vor Freude, Mitleid und Liebe. Und wer ſie hätte hören können, wie eines dem andern erzählte von ſeinem Umherirren und von ſeinen Widerwärtigkeiten, der hätte ihre Freude und ihre Wehmuth theilen müſſen. Die Königin begann eins um das andere zu erzählen, wie Glcolais ſie zum Weibe nahm, welche Übereinkunft er mit ihr abſchloß, wie er in Jahresfriſt geſtorben, und Land und Hafen ihr ohne Widerrede übergeben worden. Dann, fuhr ſie fort, wollte ein benachbarter König mich heirathen, und ließ mir zugleich erklären, wenn ich nicht einwillige, ſo würde er mich mit Krieg überziehen. Dieſer Wald liegt zwiſchen ihm und mir, und darum will ich Euch warnen und aufmerkſam machen auf ein Gewäſſer, das dieſen Wald in zwei Theile theilt. Liefe der Hirſch dorthin und ſchwämme durch das Waſſer, ſo rathe ich Euch, und bitte zurückzukehren, und nicht über den Fluß zu ſetzen, denn jenſeits ſind unſere Feinde.

Der König aber erwiderte, wenn er ihn nicht gefangen habe, ehe der Fluß käme, ſo wollte er ihrer Warnung gedenken, und alsbald zurückkehren. Lieber Herr, ſagte die Frau, auf dieß hin nehme ich von Euch Abſchied; Ihr jagt den Hirſchen nach und ich will langſamen Schrittes hinter Euch herkommen.

Damit ſchied der König von ihr; er hatte das Horn um den Hals hängen, und eilte dem Gebell der Hunde nach, das er hörte. Sie waren dem Hirſch auf der Spur und verfolg-

ten ihn ſo heftig, daß er vor Furcht hoch auf athmete, und vor Schweiß trof. Darum ſchlug er ſeinen Weg nach dem Fluſſe ein, und ſogleich blieben alle Jäger zurück, die Hunde jagten das Thier in das Waſſer, und der König hetzte ſie hinter ihm her. Er ſelbſt ſcheute ſich nicht, in das Waſſer hinein zu gehen, und als er den Hirſch hinüber eilen und alle Hunde ihm nachſchwimmen ſah, vergaß er die Bitte und Warnung der Königin, welche ihn um alles erſucht hatte, den Fluß nicht zu überſchreiten. Er ſchlug ihre Worte in den Wind, und rannte geraden Weges dem Hirſche nach, der auch nicht ſobald das andere Ufer erreicht hatte, als die Hunde hinter ihm herkamen, ihn an den Füßen feſthielten, und zu Boden rißen. Als der König den Hirſch gefallen ſah, begann er alsbald den Sieg auf ſeinem Horn zu verkünden. Dreimal ſtieß er darein, und ſein Schall ging ſo weit, daß zwei Ritter ihn hörten, welche in dem Walde waren, um die Frau zu bekriegen. Sobald ſie den Schall vernommen hatten, eilten ſie auf denſelben zu ſo ſchnell ihre Pferde ſie tragen konnten. Beide waren kriegeriſch gerüſtet, mit Panzern und Waffenröcken angethan und mit Speeren, Schwertern und Schilden verſehen, und kamen von demſelben Vorſatze getrieben herbei, den Mann zu tödten oder gefangen zu nehmen und ihrem Herrn zu überliefern. Als nun der König ſie kommen ſah, erinnerte er ſich erſt allmählig, daß er das Verbot überſchritten, das ihm die Königin gegeben. Der eine kam heran mit gezücktem Schwert, der andere mit dem Schilde am Arme, ſie riefen ihn drohend an und ſprachen: Geſelle,

wer hat dir gerathen oder erlaubt, in dieſem Walde zu jagen?

Als der König ſich ſo bedrohen hörte, ſtieg er vom Pferde und floh eilends hinter eine Eiche, die ihm zum Schilde dienen mußte. Du haſt am längſten gelebt, riefen ſie, wenn du nicht auf der Stelle dich ergiebſt, und dich irgend gegen uns zur Wehre ſetzeſt. Im Augenblick mußt du hier ſterben oder dich unſerer Gnade ergeben.

Der König, welcher ſah, daß er ſich in die Länge nicht vertheidigen konnte, ſprach zu ihnen: Ihr Herren, ich will keines von beiden. Ich bitte euch um Gnade, aber ich will mich nicht euch ergeben. Das aber ſage ich euch, wenn ihr mich jetzt umbrächtet, ſo möchte es euch ſchlimm ergehen.

Wie? was? Iſt das Drohung und Bitte zugleich? Wer droht, der bringt eine Bitte nicht ſchicklich vor.

Da ſprach einer zum andern: Was ſollen wir ihn ſchonen? Wenn er mir nach ſeinem Tode droht, ſo will ich mirs gefallen laſſen, was er mir auch Böſes anthun will.

Damit fielen beide über ihn her, der König deckte ſich mit der Eiche und ſeinem Pferde, ſo gut er konnte, rief aber in ſeiner Bedrängniß: Ihr Herren, ihr würdet ein ſchlechtes Geſchäft machen, wenn ihr mich umbrächtet, denn wißt, ihr würdet einen König ermorden.

Einen König? Wahrhaftig? und von wo?

Von England.

Und was ſeid Ihr denn hierher gekommen zu ſuchen? Welch ein Abenteuer führte Euch herbei?

Der König erzählte ihnen nun ſeine Verbannung und ſein Leiden alles von Anbeginn, die Ritter aber ſtiegen, um beſſer zuzuhören, von ihren Roſſen. Er berichtete ſofort, wie er ſein Land verlaſſen und wie ſeine Frau und ſeine beiden Söhne ihm in Kurzem geraubt wurden, ſo daß die beiden zu ſeufzen und zu weinen anfingen. Zuerſt erzählte er von der Königin, wie die Kaufleute ſie ihm entführten, und von der Bedrängniß, die ſie ihr anthaten. Noch mehr aber weinten ſie, als er ihnen mittheilte, wie er ſeine Kinder verloren, wie er ſeine Rockſchöße abgeſchnitten, um ſie darein zu wickeln, wie er eines derſelben in das Boot trug, und als er das andere holen wollte, es von einem Wolf wegtragen ſah, wie er dieſen ſo lange verfolgte, bis er vor Müdigkeit nicht mehr konnte, und genöthigt war ſich niederzuſetzen und einſchlief, und wie er, als er an das Boot zurückkam, auch das andere Kind nicht mehr fand. Auch vergaß er nicht, ihnen zu erzählen von der Börſe und dem Gelde, das ihm der Kaufmann zuwarf, und dem Adler, der es ihm raubte und ihn zu Boden warf. Da geſchah auf einmal ein Wunder, und aus den Wolken fiel die Börſe mit dem Gelde herab, als ſchickte es ihm Gott zum Geſchenk. Darüber waren ſie alle ſehr beſtürzt, als ſie den Beutel zwiſchen ſich niederfallen ſahen. Der König beugte ſich nieder, um ihn aufzunehmen, und einer der Ritter ſprach zu ihm: Herr, verzeiht! Gott hat uns ſelbſt hier deutlich gezeigt durch ſeine Gnade und Güte, daß Ihr uns wahr berichtet habt.

Darauf ſprach der eine von den zweien: Lieber, guter

Herr! bei Gott, ich habe meinen Vater nie gekannt, aber Ihr ſeid mein Vater und ich bin Euer Sohn, denn der Mann, der mich aufgezogen, hat mir erzählt, daß er mich einem Wolfe abgenommen habe. Auch gab er mir einsmals im Zorn den Lappen Tuch, in den er mich gewickelt fand. Ich habe ihn noch aufbewahrt, und ich will ihn Euch zeigen, um Euch zu erweiſen, ob ich wirklich Euer Sohn bin oder nicht. Mein Name iſt aber Louel. So nannten ſie mich wegen des Wolfs. Mehr brauche ich nicht zu ſagen, denn die Wahrheit wird ſich bald kund geben.

Der andere aber war über alles, was er da hörte, hoch erfreut. Er fuhr auf und ſagte: Wahrlich, ein ſolches Wunder iſt noch keinem Menſchen auf Erden widerfahren. Gott ſelbſt hat mich hierhergeführt, denn hier erfahre ich, was ich noch nicht wußte, daß ich ſtets mit meinem Bruder zuſammen gelebt habe, ohne ihn zu kennen. Lange Zeit ſind wir gute Geſellen miteinander geweſen, nun hört aber und erfahrt, daß wir ebenſo gut Brüder als Freunde ſind, und Ihr, lieber Herr, ſeid unſer Vater; denn ich bin in dem Boote gefunden worden, und ich kann die Wahrheit dadurch erweiſen, daß ich Euch den Lappen zeige, den ich noch zu Hauſe finden werde, denn ich habe ihn ſtets wohl verwahrt.

Ihr Herren, das iſt Gottes Fügung, ſprach der König, daß ich euch gefunden habe. Aber die Lappen, die ich von meinem Rocke geſchnitten, muß ich beide bekommen und ſehen, wenn ihr wollt, daß ich euch glaube.

So kommt denn mit uns, und Ihr ſollt ſie ſehen, ſonſt denkt Ihr wohl gar übel von uns.

Es ſei, ſprach der König, aber laßt uns nun erſt unſern Hirſch zertheilen.

Wohl geſprochen!

Nachdem es geſchehen war, machten ſie ſich nach ihrer Herberg auf, und ließen niemand etwas von dem Vorgefallenen merken, bis der König die Lappen geſehen und erkannt hatte. Wahrlich, ſprach er, dieſe ſinds!

Da freuten ſich denn ſeine beiden Söhne, ſie fielen ihm um den Hals und küßten ihn, und auch der König hatte an ihnen große Freude und Wohlgefallen und er überhäufte ſie mit Liebkoſungen. Die Freude der Dreie war ſo laut, daß ihr Wirth ſagte, es ſei nicht anders, als hätten ſie einen Beutel mit Geld gefunden. Das iſt es auch in der That, ſagte Louel. Es iſt ein neuer Gaſt mit uns ins Haus gekommen, den wir mit vollſtem Rechte in Ehren halten und über den wir uns freuen müſſen, und wenn Ihr weiter von ihm wiſſen wollt, es iſt der Herr und König von England. Und darum bitte ich Euch nun, daß Ihr Euren und meinen Gebieter hierherkommen laßt. Es wird Euch nicht gereuen, und er wird über ſeine Bekanntſchaft, wenn er hierherkommt, ſehr erfreut ſein.

Dieſer verzog keinen Augenblick, ging zum König und brachte ihm die Botſchaft. Der König ſtieg zu Pferde und ritt eilends zu der Herberge, wo die andern ihm entgegen kamen, ihren Vater bei der Hand führend, und ihm alles

ganz ausführlich erzählten. Auch entging dem König von Catanaſſe kein Wort, ſie zeigten ihm die beiden Lappen vor, über deren Beweiskraft der König ſehr erfreut war, und ſprach: Das iſt eine ausgemachte Sache. Wahrlich, ihr habt ein ſchönes Abenteuer beſtanden und ihr habt wohl Urſache, euch darüber zu freuen. Und auch darüber könnt ihr euch freuen, daß ich, ehe ich etwas wiſſen konnte von eurer Abkunft und ſo edler Verwandtſchaft, aus reinem Vertrauen euch zu Rittern machte. Ihr habt es freilich wohl verdient, denn ihr habt mir manchen kräftigen Dienſt geleiſtet in meinem Kriege, ihr habt oft die ſtolze Frau erzürnt, die wahrlich, ſo lange ich lebe, von mir kein Land haben ſoll, wenn ſie es nicht nimmt oder wenn ſie mir ihr Land ſelbſt zu eigen giebt. Sie ſoll fliehen, ſie ſoll gehen ...

Ohne Anſtand, antwortete der König, das will ich Euch in die Hand verſprechen, daß ſie Euch es morgen übergeben ſoll, und nie ſoll ſich weiter Streit darum erheben. Wenn meine zwei Söhne Euch geholfen haben, ſo mußten ſie es thun, weil Ihr ſie aufgenommen habt. Aber wißt, ſie hätten es nicht thun dürfen, wenn ſie die Frau gekannt hätten. Denn ſchwere Sünde und Miſſethat iſt es, zu den Waffen greifen gegen ſeine Mutter. Es iſt ein grauſamer, bitterer Krieg, wenn Söhne ihre Mutter bekriegen, und Gott und Welt iſt ihnen feind. Aber mancher ſündigt und weiß es nicht. So habt auch ihr geſündigt, ohne es zu wiſſen, und darum habt ihr Recht gethan, denn ihr habt eure Mutter nicht gekannt und eurem Herrn treulich gedient. Ihr Herren,

es iſt eure Mutter, jene Frau, die ihr mit Feuer und Schwert verfolgt habt, und darum habt ihr zu gleicher Zeit edel und verbrecheriſch gehandelt. Ich ſpende euch weder Lob noch Tadel. Ich überlaſſe beides euch ſelbſt.

Marin und Louel waren ſehr beſtürzt über das, was ſie hörten. Thränen ſtürzten ihnen aus den Augen. Sie weinten vor Schmerz und Freude. Gott, ſprachen ſie, wann kommt denn der Tag? Wir können das morgen nicht erwarten. Morgen ſoll ſie uns beide ſehen und wir wollen ſie demüthig um Verzeihung anflehen. Aber die Kaufleute dürfen wir nicht vergeſſen, die uns aufgezogen haben, und die uns mehr Gutes gethan, als ſie verpflichtet waren, denn ſie waren uns ja gar nichts ſchuldig. Es iſt billig, daß wir ſie vorher nochmals beſuchen, und daß ſie erfahren, wer es iſt, den ſie aufgenommen haben. Denn ſie haben ſich brav gegen uns benommen.

Mit ſolchen Reden, die ſie unter einander führten, hielten ſie den König von Catanaſſe die ganze Nacht zurück, wo ſie, ehe ſie ſich zur Ruhe legten, Köche und Diener zur Bereitung der Mahlzeit in Bewegung ſetzten.

Die Königin aber war indeß tief betrübt und war nahe daran, vor Schmerz umzukommen. Ach ich Unglückliche, ſprach ſie, wie kurz hat die große Freude gedauert, die ich über das Wiederfinden meines Gemahls hatte! Aber die neue Freude macht meinen Schmerz nur um ſo größer. Was ich ſo ſehr liebte, habe ich nun wieder verloren. Jeſus Chriſt hatte mir ihn wieder geſchenkt, und nun er ihn von neuem

mir entriſſen, iſt mein Schmerz nur um ſo heftiger. Nun muß ich mich allein abmühen, den Krieg gegen meine Feinde zu führen, die meinen Herrn getödtet oder gefangen genommen haben, Wohlauf, ihr Herren, rief ſie, wohlauf, morgen ziehen wir gegen ſie in den Krieg. Macht es bekannt allenthalben, daß euer Heer verſammelt ſei, und weder auf den Bergen noch in den Thälern ein Mann zurückbleibe, zu Pferd oder zu Fuß, der Bogen oder Speer tragen kann, und daß ich morgen alle an der Furt finde.

Sogleich ward allenthalben der Heerbann aufgeboten, daß, ſo ſehr ihm ſein Leben lieb ſei, weder Eigener noch Freier zurückbleiben und vor der erſten Tagesſtunde die Furt, welche die Grenze bilde, überſchreiten ſolle. Wirklich verſammelten ſie ſich daſelbſt des andern Tags und die Königin kam ſelbſt dahin, ohne ſich irgend abreden zu laſſen. Bald aber aber ereignete ſich ein Fall, den ſie nicht vermutheten. Die zwei Könige nämlich und die Leute mit ihnen kamen ihnen entgegen und ſie gelangten ſo nahe zuſammen, daß ſie ſich bald erkannten. Als die Königin den König erblickte, war ſie ſehr erſtaunt und ihr Grimm war ſchnell beſänftigt. Der König aber konnte nicht mehr an ſich halten, er ließ ſeine Leute weit hinter ſich zurück und rief ihr freudig entgegen: Seid willkommen, liebe Frau!

Und Ihr ſeid mir willkommen, mein Gebieter! Wie habt Ihr Euch in dieſem Lande aufhalten können? Sagt mir das! Seid Ihr gefangen oder frei? Wenn ſie Löſegeld von Euch verlangen, ſo ſeid darob nicht in Sorge, denn ich bin

gekommen, ihnen Entſchädigung zu bieten, wenn ihr Volk das meinige zu erwarten wagt.

Der König lächelte über ihre Rede, und zugleich kamen ſeine beiden Söhne und der König, der ſie erzogen hatte, heran. Kennt Ihr die Männer, ſprach er, die ich Euch hier herführe? Ihr wißt nicht, meine ſüße Freundin, daß ich unterwegs Eure und meine Freude gefunden habe, und zwar gerade auf dieſem Platze. Zur guten Stunde ſind wir ausgegangen, den Hirſch zu jagen, glücklich wurde er gefunden, glücklich gehetzt, glücklich erreicht, gefangen und getödtet, denn ich habe Eure Feinde gewonnen und all ihr Volk mit ihnen. Hier kommen ſie nun, Euch um Gnade anzuflehen; und wißt Ihr, daß dieſe beide es ſind, über die Ihr ſo viel zu klagen hattet?

Wohl weiß ich es, mein Gebieter! Wehe, daß ſie je geboren wurden! Sie haben mir alle meine Leute erſchlagen, ſie haben mich tödtlich beſchimpft, ſie haben mich ſo ausgeplündert, daß ſie außerhalb der Mauern und des Parks mir auch nicht ſechs Sols im Werth zurückgelaſſen haben, ſie waren die erſten Boten, welche die Heirath zwiſchen mir und ihrem Herrn ausſannen, ſie waren die Unglückſeligen, die meine Leute gefangen genommen, kurz ſie ſind es, die den ganzen Krieg geführt haben, ſie ſind die Schlimmſten des ganzen Landes, ſie haben ſo viel Zorn und Galle über mich ergoſſen, daß ich gewiß bin, ſie ſind meine größten Todfeinde.

Vielmehr ſind ſie Eure natürlichen Freunde.

Freunde? Wie das?

Es ſind Eure Söhne.

Gott! antwortete die Frau; iſt das möglich?

Ja, gewiß.

Dann kamen ſie beide heran und erzählten der Königin die wunderbare Geſchichte. Dieſe nahm ſie alsbald in die Arme und drückte ſie an ihr Herz. Vor Wonne vermochte ſie nicht zu ſprechen und ſie vermochte nichts, als beide zu umarmen und zu küſſen. Die Brüder aber fielen ihr zu Füßen; Auch ſie waren durchdrungen von Freude, und ſie ſprachen beide zu ihr: Vergebt uns, wenn Ihr mögt, unſere Miſſethaten, edle Frau, wie wir ſie beide an Euch geübt! Nun wiſſen wir erſt, wie unrecht wir daran gethan haben, vorher aber haben wir dieß nicht gewußt, ſondern wir dachten volles Recht zu haben. So ſündigten wir aus Unwiſſenheit; wer aber aus Unwiſſenheit ſündigt, der ſetzt ſich keiner großen Strafe aus.

Es iſt genug gethan, daß ich euch verzeihen kann. Ihr wolltet mir ja größere Ehre verleihen, als ich hatte, und ich lohnte euch dafür mit Undank.

Nun trat auch der König von Catanaſſe zur Königin und ſprach zu ihr: Edle Frau, ich weiß gewiß, daß ich Euch nichts zu Leide gethan habe, denn das zeugt doch nicht von Haß, daß ich Euch zur Königin machen wollte, darum aber war ich aufgebracht, weil man mir ſagte, und ich der Meinung war, Ihr ſeid eine Frau von ganz niedriger Abkunft;

und ich dachte nicht, daß Ihr meine Gebieterin wäret, deshalb komme ich, Eure Vergebung mir zu erbitten.

Und ich, mein Herr und König, verſetzte ſie, danke Euch für meine beiden Söhne laut und aufrichtig, und mit dieſem meinem erſten Dank habt Ihr das von mir gewonnen, was ich lange als Eigenthum beherrſcht habe, vorausgeſetzt jedoch, daß mein königlicher Herr es genehmigt.

Ich genehmige es, theure Gebieterin, ja ich will es ſo, und faſt ſcheint es mir noch zu wenig.

Herr, ſprach ſie, ich trete das Regiment ab.

Damit ſetzte ſie ihn wieder in den Beſitz der Landſchaft ein, er übernahm ſie, und ohne weiteres Zögern verließen ſie alle dieſe Stelle, wo ſie ſo viel Freude empfunden hatten. Die Königin führte einige Schaaren mit ſich; nichts, was ihr Freude machte, wurde ihr verwehrt; niemand verfolgte ſie, ſondern ſie ließen ſie ganz gewähren und begleiteten ſie bis nach Sorlinc in voller Freude. Hier wollten nun Marin und Louel ihre beiden Kaufleute kommen laſſen. Sie beſtellten alſo Boten, die nach ihnen ſuchten, bis ſie ſie gefunden. Sie redeten ihnen ſo lange und freundlich zu, bis ſie freudig ſich aufmachten und Tag und Nacht fortzogen, immer auf dem geradeſten Wege, bis ſie an das Schloß Sorlinc kamen, wo der Hof verſammelt war. Der Aufenthalt gefiel ihnen nicht ſehr, denn viel lieber wären ſie in London oder Winceſtre, in Wiric oder zu Nicole geweſen. Sobald die Kaufleute an den Hof kamen, eilte Marin ihnen entgegen, Louel aber war ſinnig darauf bedacht, daß auch andere ihre

Freude theilten, er führte ſie daher gerade vor die Könige, gab ſich alle Mühe, ſie hoch auszuzeichnen und ſprach im Angeſicht aller folgendermaßen ungeſcheut: Ihr Herren, dieſen wackern Männern verdanken wir es, daß ihr uns hier geſund und wohlbehalten erblickt, denn dieſer hat mich einem grauſamen Wolf entriſſen und in ſeinem Hauſe aufgezogen, dieſer dort fand Marin in einem Kahn und verpflegte ihn wohl. Sie haben uns beide gut gehalten, hatten uns nichts verſchloſſen, ſondern überließen uns alles frei. Nun ſollen ſie aber auch den Lohn dafür erhalten. Und wißt, daß wer ſie nicht liebt, nicht mein guter Freund iſt.

Als die Königin dieſe Worte hörte, grüßte ſie ohne Zögern die Kaufleute, nahm ſie aus dem Gedränge weg auf die Seite, und ließ, da ſie ſie noch nicht genug geehrt glaubte, ihnen köſtliche Mäntel und Pelzwerk geben, wodurch ſie ſich hoch belohnt glaubten und ſehr erfreut waren. Sie ſagten auch, ſie wollten dieſe Kleider verkaufen, und hofften viel Geld dafür zu löſen, worüber die Königin lachte und zu den Kaufleuten ſagte: Seid unbeſorgt, ihr Herren! Dieſe Röcke ſollt ihr ſelbſt behalten und ſie anziehen; ihr ſollt eben ſo gute bekommen, wenn die, die ihr jetzt habt, zerriſſen ſind. Es ſoll euch nie an etwas mangeln, ſeid darum unbekümmert, und dabei ſollt ihr nie in eurem Leben mehr auf Feſten oder Märkten umherziehen. Ich will euch und eure Nachkommen reich machen: an Sammt und Purpur und Seide und koſtbarem Pelzwerk ſoll es euch, Herr Goſſelin und Herr Foukier, nicht fehlen, denn ich habe euch beide gar lieb.

Gnädige Frau, haltet uns nicht für Narren! Wenn dieſe Röcke unſer wären, ſo ließen wir uns gewiß aus dem Zeug von einem einzigen vierzehn Paare ſtarke Stiefel, mit Leinwand gefüttert, machen. Schweigt doch, gnädige Frau, um Gottes willen, wir mögen Eure Kleider nicht nehmen, denn wir könnten ſie Euch ja nicht zurückgeben.

Die Königin war artig genug, ſich um dieſe Worte nicht viel zu kümmern und nur heimlich über die Blödigkeit der beiden gemeinen Männer zu lachen. Sie ließ beiden eine volle Kleidung geben, aber ehe ſie ſie anzogen, kam ſie auf den Gedanken, ſie ihnen abzukaufen und dann erſt wieder zu geben. Ihr Herren, ſprach ſie, ſo verkauft dieſe Kleider erſt an mich, und dann nehmt ſie von mir zurück. Doch mache ich dabei die Bedingung, daß ihr ſie dann traget.

Sie waren mit Vergnügen einverſtanden. Ich gebe euch dafür dreißig Mark, fuhr die Königin fort, und damit werdet ihr euch befriedigen.

Gerne, antworteten ſie, und wir wollen Euch acht oder vierzehn Tage borgen.

Darauf kleideten ſie ſich in die ſchönen und koſtbaren Gewänder und nahmen ſich ſo ſpaßhaft darin aus, wußten ſich auch ſo wenig mit der Kleidung zu befreunden, daß es ausſah, als hätten ſie fremde Kleider geliehen.

Acht Tage blieben die beiden Könige, der von England und der von Catanaſſe, in Sorline unter großen Feſtlichkeiten beiſammen, worauf dann dieſem ſeine Lande zurückgegeben wurden. Am neunten Tage wurden die Schiffe im Hafen

gerüſtet, alle ihre Sehnſucht war, in ihre Heimath zu kommen und ſie beſtiegen die Schiffe, als ſich ein günſtiger Wind zur Abfahrt zeigte. Doch hatte der König den Mann nicht vergeſſen, bei dem er ſich ſo lange aufgehalten hatte. Er lud ihn ein, zu ihm nach England zu kommen, und nahm ſeine Söhne mit ſich, die er königlich zu beſchenken und mit Schlöſſern und Burgen zu belehnen verſprach. So fuhren ſie, ohne vom Sturme oder einem andern Unfall geplagt zu werden, gerade über das Meer. Nun kommt bald die Freude, rief der König. Ach, ſeit ich nicht hier war, wie viel Kummer und Ungemach habe ich erduldet! aber nun folgt das Lachen auf die Thränen.

Er wandte ſich nun dem Felſen zu, und mit ihm Louel und Marin, Foukier und Goſſelin und die Söhne des Bürgers, welchen der König und die Königin unterwegs am meiſten Auszeichnung widerfahren ließen. Als der König an den Felſen kam, nahm er den König von Catanaſſe bei der Hand und ſprach zu ihm: Seht, hier iſt das Bett und das Zimmer — ach, ich werde es nie vergeſſen — wo die Königin in den Wehen lag und von dieſen zwei Söhnen entbunden wurde. Hier iſt es, wo der Wolf vorbeilief, dem ich ſo lange nacheilte, bis ich müde war, während hinten Marin in dem Schiffe lag. Ach die Stelle iſt mir jetzt ſo hold und theuer, da das große Ungemach, das hier begann, ſich in Freude verkehrt hat, daß ich Luſt habe, nicht ſobald von hier wieder zu ſcheiden und keine Stadt oder Burg zu beſuchen,

bis daß mein Neffe hierher gekommen, welcher dermalen für Englands König gehalten wird.

Demnach ließen ſie ſich an dem Felſen nieder, und ſchnell verbreitete ſich die Kunde davon durch das ganze Land. Des Königs Neffe kam heran und gab ihm die Krone und mit ihr das ganze Reich zurück. Er zog ſodann mit großem Pomp in London ein, allwo er mit großer Freude und Jubel empfangen wurde. In London blieb der König, bis der Bürger angekommen war, den der König eingeladen hatte. Er befahl ſodann ſeinen Leuten, ihm zu dienen und ihm ehrerbietig und freundlich zu begegnen. Der König ſelbſt wandte ihm alle Liebe und Vertrauen zu, und er wurde ſein oberſter Rath; ſeine Söhne aber ſchlug er zu Rittern und vermählte ſie mit den Töchtern zweier reichen und mächtigen Grafen, welche ſchöne Burgen zur Mitgift bekamen. Den Jungen, dem er an dem Feſte zu Briſtol ſein Horn abgekauft und der das Geld den Armen gegeben hatte, machte er zu ſeinem Kämmerer und gab ihm eine reiche Frau zur Ehe. Den zwei Kaufleuten wies er eine jährliche Rente von tauſend Mark Sterling zu, ſo daß jeder in ſeiner Weiſe befriedigt ſein konnte.

Digitized by Google

Tübingen. Im Verlag von **C. F. Osiander** ſind im Jahr 1838 folgende Bücher erſchienen:

Autenrieth, Stallmeiſter Friedr., die Pferdezucht und das Landgeſtütsweſen mit beſonderer Rückſicht auf Würtemberg. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Baur, Dr. Fr. Chr., die chriſtliche Lehre von der Verſöhnung in ihrer geſchichtlichen Entwicklung. gr. 8. 6 fl.

Bentham's, Jeremias, Grundſätze der Criminalpolitik, in einem Auszuge und ſyſtematiſchen Zuſammenhang dargeſtellt von Dr. Ferd. Carl Th. Hepp. gr. 8. 1 fl. 18 kr.

Chriſtoterpe. Ein Taſchenbuch für chriſtliche Leſer. Von A. Knapp. 1839. 3 fl. 36 kr.

Heigelin, Dr. J. F., allgemeines Fremdwörter-Handbuch für Teutſche, oder Erklärung aller fremdartigen Ausdrücke der teutſchen Converſations-Sprache ꝛc. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 4 Theile complet 6 fl.

Hepp, Dr. F. C. Th., die Zurechnung auf dem Gebiete des Civilrechts, insbeſondere die Lehre von den Unglücksfällen. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Jäger, Dr. G. F., Ueber das Zeitalter Obadja's. gr. 4. 45 kr.

Leube, Dr. W., die geſetzlichen Beſtimmungen über Zurechnung aus dem ärztlichen Geſichtspunkte beurtheilt. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. 36 kr.

Oſiander, Dr. Friedr., Volksarzneimittel und einfache, nicht pharmaceutiſche Heilmittel gegen Krankheiten des Menſchen. 3te verm. und verb. Aufl. 8. 2 fl. 54 kr.

Richter, H., Unterricht für Bierbrauer im Königreiche Würtemberg über die, ihr Gewerbe berührenden Geſetze, Inſtruktionen, Verfügungen und Erlaſſe. gr. 8. 27 kr.

Scheurlen, Dr. C. F., der teutſche gemeine und würtembergiſche Civilprozeß. II. Band. gr. 8.

Strauss, Dr. Dav. Friedr., das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. II Bände. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 10 fl. 48 kr.

Altfranzöſiſche Sagen

geſammelt

von

H. A. Keller.

Zweiter Band.

Tübingen,
bei C. F. Oſiander.
1840.

Google

Inhalt.

Seite

Sanct Brandan 1

Nach Jubinals Ausgabe in La légende latine de S. Brandaines. Paris, 1836.

Robert der Teufel 58

Nach Trebutiens Ausgabe. Paris, 1837.

Die lange Nacht 167

Nach dem Fabliau dou prestre con porte bei Meon IV, 20.

Parthenopex von Blois 193

Nach Le Grand d'Auſſy (V, 203.) und Crapelets Ausgabe. Paris, 1834.

Digitized by Google

Sanct Brandan.

Brandan war ein heiliger Mann, ein Sohn des Synlocha, Enkel Altydes, aus dem Geſchlechte des Eogene, und war geboren in dem Bezirk Scamle in der Mumenſiet Lande. Dieſer Brandan war ein Mann von großer Enthaltſamkeit und edeln Tugenden, und war der geiſtliche Vater von dreitauſend Mönchen. Als er einſt im Gebete begriffen war, an dem Orte, welcher jetzt der Hain der Tugenden Brandans heißt, geſchah es, daß ein Abt zu ihm eintrat um Abendszeit, genannt Barintes, der Neffe Neils. Als der heilige Vater ihn über ſein Begehr ausfragte, begann Barintes zu weinen, fiel auf die Erde nieder und verharrte lange Zeit im Gebete, aber Sanct Brandan nahm ihn vom Boden auf und küßte ihn. Lieber Vater, ſprach er, warum wird uns Traurigkeit durch dein Kommen? Kamſt du nicht zu unſerem Troſte? Du ſollteſt lieber uns ergetzen, als uns Unluſt verurſachen. Zeige uns das Wort Gottes und erheitere unſere Seelen durch die verſchiedenen Wunder, die du auf dem Meere geſehen haſt.

Darauf begann Sanct Barintes dem heiligen Brandan

von einer Inſel zu erzählen und ſprach: Mein Sohn Mernoc, der Verſorger der Armen Jeſu Chriſti, trennte ſich von mir, und wollte einſam leben. Er fand eine Inſel in der Nähe des großen Felſen, und dieſe Inſel hieß die köſtliche. Nach langer Zeit wurde mir gemeldet, er habe mehrere Mönche bei ſich und Gott habe viele Wunder durch ihn kund gethan. Demzufolge ging ich zu ihm, um meinen lieben Sohn zu beſuchen, und als ich auf drei Tagereiſen zu ihm vorrückte, kam er mir mit ſeinen Brüdern entgegen, denn unſer Herr hatte ihm meine Ankunft geoffenbart. Als wir ſodann auf der vorbeſagten Inſel anlangten, kamen die Brüder uns aus verſchiedenen Häuschen und Zellen entgegen, wie ein Schwarm von Bienen; denn ſie wohnten zerſtreut, aber deſſen ungeachtet war ein beſtändiger Verkehr in Glauben, Liebe und Hoffnung unter ihnen begründet. Ihre Erholung war, Gott zu dienen in einer Kirche. Von Fleiſch wurde ihnen nichts zu eſſen gegeben, ſondern ihre Speiſe war Obst, Nüſſe und Wurzeln, und Kräuter aller Art. Nach dem Abendgebet zog ſich jeder der Brüder in ſeine kleine Zelle zurück und verharrte daſelbſt bis zum Hahnenſchrei oder bis die Glocke rief. Als ich aber mit meinem Sohne eines Tags auf der ganzen Inſel umher ging, führte er mich an das Meeresufer, gegen Abend hin, wo ein Schifflein ſtand, und ſagte zu mir: Mein lieber Vater, treten wir in dieſes Fahrzeug und ſchiffen gegen Abend und nach der Inſel, welche heißt das Land der Verheißung der Heiligen, welches Gott unſern Nachfolgern in der jüngſten Zeit geben wird.

Digitized by Google

So begannen wir denn zu ſchiffen, und Wolken bedeckten uns rings umher, ſo daß wir kaum das Vordertheil oder das Hintertheil unſeres Schiffes ſehen konnten. Als wir ſo eine gute Weile gefahren waren, umleuchtete uns auf einmal eine große Helle, und es zeigte ſich ein ſchönes grünes und mit Früchten reich begabtes Land. Sobald unſer Schiff daſſelbe erreicht hatte, ſtiegen wir aus, gingen umher und trieben uns ſo wohl vierzehn Tage hin, ohne das Ende der Inſel finden zu können. Nirgends ſahen wir dort ein Kraut ohne Blüthe, noch einen Baum ohne Frucht; alle Steine dieſer Inſel aber gehören zu der edeln Art. Am fünfzehenten Tage endlich fanden wir einen Fluß, der von Morgen nach Abend lief. Wir betrachteten alles umher und wußten nicht, was wir anfangen ſollten. Endlich entſchloſſen wir uns, über den Fluß zu ſetzen, aber wir wollten zuvor den Rath Gottes abwarten. Sobald wir dieß unter einander verabredet hatten, erſchien plötzlich vor uns ein Mann in hellem Glanze, der uns einzeln beim Namen nannte, grüßte und zu uns ſprach: Liebe Brüder, unſer Herr hat euch dieſes Land gezeigt, das er den Seinigen geben will. Die Hälfte dieſer Inſel geht bis zu dieſem Fluß; er erlaubt euch nicht, darüber hinaus zu gehen. Kehret zurück, von wo ihr gekommen ſeid!

Als er das geſagt hatte, fragte ihn mein Begleiter, woher er wäre und wie er hieße. Er antwortete: Warum fragſt du mich, woher ich ſei und wie ich heiße? Warum fragſt du nicht eher nach dieſer Inſel? Wie du ſie jetzt ſiehſt,

Digitized by Google

iſt ſie von Anfang an geweſen. Brauchſt du eine Speiſe, oder zu trinken oder ein Kleid? Du biſt nun ein Jahr auf dieſer Inſel geweſen, und haſt keine Speiſe noch Trank gekoſtet. Auch dachteſt du nicht an den Schlaf und keine Nacht iſt über dich gekommen; denn hier iſt ewiger Tag und keine Finſterniß verdunkelt ihn. Unſer Herr iſt das Licht dieſer Inſel, und hätten die Menſchen nicht geſündigt, ſo wären ſie ſtets in dieſem glücklichen Zuſtande geblieben.

Nachdem der Mann ſeine Rede beendigt hatte, brachen wir in Thränen aus, machten uns aber alsbald auf den Weg und der vorbeſagte Mann ging vor uns her bis an das Ufer, wo unſer Schifflein ſtand. Sobald wir aber hineingeſtiegen waren, verſchwand der Mann vor unſern Blicken. Wir kamen durch die vorbeſagte Finſterniß nach der köſtlichen Inſel zurück, und als unſere Brüder uns erblickten, waren ſie hocherfreut über unſere Ankunft, denn ſie hatten unſere Abweſenheit lange Zeit beklagt, und ſprachen: O Väter, warum habt ihr eure Schafe ohne Hirten in dieſem Walde umherirren laſſen? Wir wiſſen wohl, daß ſich unſer Abt zuweilen an einen uns unbekannten Ort entfernt und daſelbſt manchmal zwei Wochen, manchmal eine, oder mehr oder weniger verweilt.

Als ſie ſo ſprachen, begann ich ſie zu tröſten und ſagte: Liebe Brüder, wollet dabei nie etwas anderes denken, als Gutes. Eure Grenze iſt an der Pforte des Paradieſes. Hier nahe bei iſt die Inſel, welche das Land der Verheißung der Heiligen genannt wird. Dort giebt es keine Nacht und der

Tag endet nie. Dahin geht Mernoc, und die Engel Gottes behüten ihn. Erkennet ihr nicht an dem Geruch unſerer Kleider, daß wir im Paradieſe Gottes geweſen ſind?

Da antworteten die Brüder und ſprachen: Herr Abt, wir wußten wohl, daß Ihr im Paradieſe Gottes geweſen, denn wir haben oft den Duft der Kleider des Abts geſchmeckt, welcher ſich bei vierzig Tagen um ihn verbreitete.

Ich blieb noch daſelbſt zwei Wochen bei meinem Sohne, ohne zu eſſen oder zu trinken, denn wir waren auch leiblich von jener Herrlichkeit noch ſo geſättigt, als ob wir voll ſüßen Moſtes geweſen wären. Nach vierzehn Tagen kehrte ich, von dem Segen unſerer Brüder und des Abts begleitet, mit meinen Genoſſen zurück nach meiner Inſel, welche ich nun morgen zu erreichen hoffe.

Als Barintes geendet hatte, kniete Brandan und ſeine Genoſſenſchaft nieder, prieſen Gott und ſprachen: Unſer Herr iſt groß in allen ſeinen Wegen und heilig in allen ſeinen Werken, der da offenbaret ſeinen Dienern ſolche und ſo große Wunder; und geſegnet ſei, der uns heute erquickt hat mit ſolcher geiſtlichen Speiſe.

Darauf ſprach Sanct Brandan: Gehen wir, unſern Leib zu erquicken, und folgen dem neuen Geſetze!

Als die Nacht vorüber war, ſchied Barintes, mit dem Segen der Brüder verſehen, von hinnen und begab ſich in ſeine Heimath. Nachher wählte Brandan ſieben von den Brüdern ſeines Ordens aus, er trat mit ihnen in ein Betgemach und ſprach zu ihnen alſo: Meine Brüder und Freun-

de, ich bitte euch um die Unterſtützung eures Rathes, denn mein Herz und Sinn iſt in einen Wunſch zuſammengedrängt, und dieſer Wunſch ſcheint mir der Wille Gottes. Ich habe nämlich bei mir den Entſchluß gefaßt, das gelobte Land der Heiligen zu ſuchen, von welchem der Abt Barintes ſprach. Was ſcheint euch nun davon und welchen Rath wollt ihr mir geben?

Sobald dieſe den Willen des frommen Vaters erkannt hatten, antworteten ſie alle mit einer Stimme: Herr, Euer Wille iſt auch der unſere. Wir haben unſere Väter und Mütter verlaſſen und unſer Hab und Gut weggeworfen und unſern Leib in Eure Hände gegeben. Darum ſind wir bereit, mit dir zu gehen ſei es zum Tode oder zum Leben, und wir trachten nur nach einem, nämlich dem Willen Gottes.

Darauf beſchloß Sanct Brandan und alle, die bei ihm waren, vierzig Tage lang je dreimal in der Woche zu faſten und dann ihre Reiſe anzutreten. Als die vierzig Tage um waren, verabſchiedeten ſie ſich von den Brüdern und gaben dem Probſte der Abtei, welcher nun Brandans Stelle zu vertreten hatte, die nöthigen Weiſungen, und Brandan fuhr mit vierzehn Brüdern gegen Weſten zu an die Inſel eines heiligen Mönchs mit Namen Aende. Daſelbſt blieb er drei Tage und drei Nächte, empfing ſodann den Segen des heiligen Vaters und aller Mönche, die bei ihm waren, und ging nach dem entfernteſten Theile ſeines Landes, wo ſeine Eltern wohnten; aber er wollte ſie nicht ſehen, ſondern ſchlug auf der Höhe eines Berges, der ſich weit in das Meer hinein

ausdehnt, an der Stelle, welche man fortan Brandans Sitz nannte, ſein Zelt auf, und daſelbſt war auch ein Landungsplatz für ein Schiff. Sanct Brandan und die mit ihm waren nahmen Werkzeuge und bauten ein ſehr leichtes Schiff, mit Säulen außen, wie es in jenen Gegenden Sitte iſt, und bedeckten es mit Ochſenfellen, die in Eichenrinde geröthet waren, beſchmierten die Fugen der Felle mit Fett, und legten ſodann in das Schiff andere Ledervorräthe, Lebensmittel für vierzig Tage, und Fett, um die Felle, welche zur Bedeckung des Schiffes dienen ſollten, zu beſchmieren, ſowie allerlei andere Dinge, welche zum menſchlichen Leben erforderlich ſind. Sanct Brandan hieß hierauf ſeine Brüder in das Schiff treten im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Als ſie in das Schiff getreten waren und Sanct Brandan am Ufer ſtand und den Hafen geſegnet hatte, kamen drei Brüder von ſeinem Kloſter ihm nach, fielen dem heiligen Vater zu Füßen und ſprachen: Lieber Vater, laß uns mit dir gehen, wohin du geheſt; wo nicht, ſo ſterben wir hier vor Hunger. Wir haben uns vorgenommen, eine Pilgerfahrt anzuſtellen auf unſer ganzes Leben.

Als der Mann Gottes die Bedrängniß der Leute ſah, hieß er ſie in ſein Schiff treten und ſprach: Meine Söhne, euer Wille geſchehe.

Aber er fügte hinzu: Ich weiß, wie ihr herkommet. Dieſer Bruder hat ein gutes Werk gethan, und unſer Herr hat ihm eine gute Stätte bereitet, euch aber bereitet er ein grauſames Gericht.

Sanct Brandan trat in das Schiff und ſie begannen mit ſchwellendem Segel gegen Mittag zu fahren. Sie hatten guten Wind und brauchten, um von der Stelle zu kommen, nur das Segel zu halten. Nach vierzehn Tagen aber legte ſich der Wind und ſie ruderten nun, bis ſie nicht mehr konnten. Da begann Sanct Brandan ſie zu tröſten und zu ermuthigen und ſprach: Liebe Brüder, ſeid nicht bange, denn Gott iſt unſer Helfer, Führer und Steuermann. Laſſet euer Rudern und das Steuern, nur das Segel bleibe ausgeſpannt, und Gott thue mit ſeinen Dienern und mit ſeinem Schiffe, wie ihm gefällt.

Sie arbeiteten jedoch bis gegen Abend und hatten einigemale Wind; aber ſie wußten nicht, woher er kam, noch wohin ihr Schiff getrieben wurde. Als die vierzig Tage vorüber waren und ſie alle Lebensmittel verzehrt hatten, zeigte ſich ihnen gegen Mitternacht eine hohe felſige Inſel. Wie ſie an das Ufer dieſer Inſel kamen, bemerkten ſie, daß daſſelbe ſehr ſteil war, wie eine Mauer, und verſchiedene Bäche ſtürzten von den Felſen herab und ergoſſen ſich in das Meer. Aber ſie fanden keine Stelle, wo das Schiff anhalten konnte, und dabei waren die Brüder ſehr gequält von Hunger und Durſt, darum ſuchten einige von ihnen von dem Waſſer etwas aufzufangen, welches in das Meer ſtürzte. Sanct Brandan aber ſprach, als er dieß ſah: Thut das nicht! Ihr begeht eine Thorheit, etwas erzwingen zu wollen, wenn Gott uns keinen Hafen zeigen will, in den wir einlaufen können. Unſer Herr Jeſus Chriſt wird in drei Tagen ſeinen Jüngern

einen Hafen und Landungsplatz zeigen und unſer Leib wird gute Pflege erhalten.

Nachdem ſie faſt drei Tage um die Inſel hergefahren waren, fanden ſie wirklich am dritten Tag um die neunte Stunde eine Bucht, wo ein Landungsplatz war; Brandan erhob ſich ſogleich und ſegnete den Eingang. Zu beiden Seiten deſſelben ſtand ein behauener Stein von ungeheurer Größe, wie eine Mauer. Als ſie aus dem Schiffe ſtiegen und an das Land traten, befahl ihnen Sanct Brandan, von dem Geräthe des Schiffes mit wegzunehmen; aber während ſie an den Ufern des Meeres hingingen, begegnete ihnen auf einem Fußpfade ein Hund, legte ſich vor Sanct Brandan nieder, wie Hunde ſchmeichelnd ſich ihren Herren zu Füßen legen, und Sanct Brandan ſprach zu ſeinen Brüdern: Schaut, was uns Gott für einen guten Boten entgegenſendet! Laßt uns ſehen, wohin er uns führt!

Damit folgten ſie dem Hunde bis an das Schloß. Sie traten hinein und bemerkten einen großen Saal voll von Ruhebetten und Sitzen, und davor ſtand ein Waſſerbecken, um die Füße zu waſchen. Sobald ſie ſich geſetzt hatten, befahl Sanct Brandan ſeinen Genoſſen und ſprach: Hütet euch, liebe Brüder, daß der Teufel euch nicht in Verſuchung führe! Ich bemerke, wie er einen von den drei Brüdern unſeres Kloſters, die uns nachgeeilt ſind, zu einem ſchändlichen Raube verleiten möchte. Bittet für ſeine Seele, denn ſein Fleiſch iſt der Gewalt des böſen Feindes verfallen.

Das Haus, in welchem ſie ſich aufhielten, war allent-

halben geſchmückt mit allerlei Geräthe, das umherhing, von verſchiedenen Erzen, mit Pferdegeſchirr und mit Jagdhörnern, welche ſtark mit Silber beſchlagen waren. Da ſprach Sanct Brandan zu ſeinem Diener, welcher den Brüdern das Brod vorzuſetzen pflegte: Bringt das Eſſen, welches Gott uns beſchert hat!

Er erhob ſich und fand alsbald eine gedeckte Tafel, und auf dem Tuche lag weiſſes Brod und Fiſche. Als alles herbeigetragen war, ſegnete Sanct Brandan das Eſſen und ſprach zu den Brüdern: Erinnert euch dabei Gottes, welcher Speiſe gibt allem, was das lebet!

Die Brüder ſetzten ſich, prieſen Gott und aßen und tranken ſo viel ihnen beliebte. Als das Eſſen zu Ende und das Gebet geſprochen war, ſagte Sanct Brandan: Nun begebt euch zur Ruhe! Seht, es ſind hier wohlbereitete Betten, und ihr bedürft der Erholung auf die langen Mühen der Seefahrt.

Sobald die Brüder entſchlafen waren, bemerkte Sanct Brandan das Werk des Teufels. Er ſah nämlich einen Mohren mit einem ſchönen Zügel in der Hand, mit welchem er vor dem eben beſagten Bruder ſpielte. Alsbald erhob ſich Sanct Brandan und begann zu beten, und hielt an im Gebete bis an den Morgen. In der Frühe, als die Brüder zum Gottesdienſte geeilt und nun im Begriffe waren, wieder nach dem Schiffe zu gehen, da erſchien ihnen ein gedeckter und beſetzter Tiſch, wie den Tag zuvor, und auf gleiche Weiſe bereitete der Herr drei Tage und drei Nächte ſeinen

Dienern ihre Speiſe. Darauf rüſtete ſich Sanct Brandan und die Brüder zur Weiterreiſe, und er ſprach zu ihnen: Hütet euch, daß keiner von dieſer Inſel etwas mit ſich wegtrage!

Sie aber ſprachen: Das ſei ferne von uns, daß einer unſere Reiſe durch einen Diebſtahl ſchände.

Sanct Brandan erwiderte: Seht hier den Bruder, von dem ich euch ſagte! Er hat in ſeinem Buſen einen ſilbernen Zügel verſteckt, welchen ihm der Teufel heute Nacht gegeben hat.

Als der beſagte Bruder dieſe Worte hörte, warf er den Zügel aus ſeinem Buſen, fiel dem heiligen Manne zu Füßen und ſprach: Lieber Vater, ich habe geſündigt; verzeih es mir und bitte für meine Seele, damit ſie nicht umkomme!

Sobald er das geſprochen, fielen ſie alle zur Erde nieder und beteten für die Seele ihres Bruders. Als ſie aber aufgeſtanden waren und der heilige Vater den Bruder erhoben hatte, ſahen ſie einen kleinen Mohren aus ſeinem Buſen hervorhüpfen, welcher laut heulte und ſprach: O du, Mann Gottes! warum vertreibſt du mich aus meiner Wohnung, in der ich ſieben Jahre gewohnet habe, und bringſt mich um mein Erbtheil?

Darauf antwortete Sanct Brandan: Ich befehle dir im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti, daß du niemand mehr Unrecht thueſt bis zum Tage des Gerichts!

Darauf trat er zu dem Bruder und ſprach: Empfahe den Leib und das Blut unſers Herrn, denn deine Seele wird

ſich von deinem Leibe ſcheiden, und du wirſt allhier eine Begräbnißſtätte erhalten. Ach, dein Bruder, der mit dir aus dem Kloſter gegangen iſt, wird ſeine Begräbnißſtätte in der Hölle haben.

Nachdem er den Leib des Herrn genoſſen hatte, ſchied ſeine Seele von dem Körper, und ward aufgehoben von den Engeln vor den Augen der Brüder; der Leib aber wurde auf derſelbigen Stelle zur Erde beſtattet. Darauf gingen die Brüder mit Sanct Brandan an das Ufer der Inſel, wo ihr Schiff lag. Sie beſtiegen daſſelbige, und ein Jüngling trat zu ihnen mit einem Korbe voll Brod und einem Krug Waſſer und ſprach: Nehmet den Segen aus den Händen euers Knechts, denn ihr habt eine lange Reiſe zu thun bis dahin, wo ihr Troſt findet. Jedennoch wird es euch nie an Speiſe und Trank fehlen bis zu Oſtern.

Als ſie ſeinen Segen empfangen hatten, begannen ſie in das hohe Meer hinauszufahren und erlabten ſich je nach zwei Tagen mit Trank und Speiſe; ihr Schiff aber wurde nach verſchiedenen Gegenden hin getragen. Eines Tages kamen ſie in die Nähe einer kleinen Inſel, und ſobald ſie darauf zuzuſteuern gedachten, erhob ſich ihnen ein günſtiger Wind, ſo daß ſie ſich nicht über ihre Kräfte abmühen mußten. Als das Schiff im Hafen anhielt, befahl der heilige Mann allen, auf das Land zu ſteigen, und verließ ſelbſt das Fahrzeug zuletzt. Sie gingen auf der Inſel umher und ſahen aus verſchiedenen Quellen große Gewäſſer hervorſtrömen, welche von Fiſchen wimmelten, und Sanct Brandan ſprach zu ſeinen

Brüdern: Verrichten wir hier ein Werk Gottes und opfern dem Herrn ein weißes Lamm, denn heute iſt die Zeit des heiligen Mahles!

So blieben ſie hier bis zum heiligen Sonnabend vor Oſtern. Sie fanden verſchiedene Herden Schafe von einer Farbe, nämlich von weißer, ſo dicht, daß man den Boden nicht ſehen konnte vor der Menge der Schafe. Da rief Sanct Brandan den Brüdern und ſprach: Nehmet aus der Herde dasjenige, welches geeignet iſt zum feſtlichen Tage!

Sie nahmen ein Schaf aus der Herde, und ſobald ſie es bei den Hörnern gebunden hatten, folgte es der Spur deſſen, der es führte, als wäre es längſt an ihn gewöhnt. Sanct Brandan ſprach: Nehmt ein unbeflecktes Lamm!

Sobald ſie den Befehl des Mannes Gottes vollzogen hatten, bereiteten ſie alles auf den morgigen Tag, und es erſchien ihnen ein Mann, der trug einen Korb voll in der Aſche gebackenen Brodes und andere zum Leben nothwendige Dinge. Er ſetzte ihn vor dem Manne Gottes nieder, fiel dreimal ihm zu Füßen auf ſein Angeſicht, und ſprach: O Perle Gottes, woher kommt mir das Verdienſt, daß du in dieſen heiligen Tagen von der Arbeit meiner Hände eſſen willſt?

Sanct Brandan hob ihn vom Boden auf, küßte ihn und ſprach: Lieber Sohn, unſer Herr Jeſus Chriſtus hat uns eine Stätte bereitet, wo wir ſeine heilige Auferſtehung feiern können.

Der Mann entgegnete: Lieber Vater, die möget ihr hier feiern, denn ſchon iſt der heilige Sonnabend, und die Vigilie

und Meſſe wird auf dieſer Inſel gehalten werden. Gott hat geſorgt, daß wir ſeine heilige Auferſtehung feiern können.

Sobald er das geſprochen, begannen die Diener ſich zum Amte zu rüſten und alles zu bereiten, was zur Feier des Feſtes nöthig war. Als eine Menge von Sachen in das Schiff gebracht war, ſagte der Mann zu Sanct Brandan: Euer Schiff kann nicht weiter tragen, ich ſchicke euch in acht Tagen, was ihr zu Speiſe und Trank bedürft bis Pfingſten.

Sanct Brandan ſprach: Woher weißt du, wo wir in acht Tagen ſein werden?

Heute Nacht, erwiderte jener, werdet ihr auf dieſer Inſel hier ſein und auch noch morgen bis zum Mittag. Sodann werdet ihr auf jene Inſel fahren, welche nicht weit von hier gegen Abend liegt und das Paradies der Vögel heißt, und werdet daſelbſt bleiben bis zur Pfingſtwoche.

Sanct Brandan fragte ihn auch, wie es käme, daß die Schafe hier ſo groß wären, denn ſie waren größer als Ochſen. Er erhielt zur Antwort: Niemand nimmt von dieſen Schafen die Milch, noch plagt ſie ein Winter, ſondern ſie bleiben immerdar auf der Waide und darum ſind ſie größer als in eurem Lande.

Sie ſtiegen in ihr Schiff und begannen zu rudern, nachdem ſie einander den Segen gegeben hatten. Als ſie in die Nähe jener Inſel kamen, hielt das Schiff vor derſelben ſtille und ſie konnten den Hafen nicht gewinnen. Der heilige Mann aber befahl den Brüdern, in das Waſſer zu ſteigen und das Schiff an Tauen in den Hafen zu ziehen. Dieſe Inſel war

ſehr gefährlich; nur wenig Bäume ſtanden darauf und am Ufer lag kein Sand. Während die Brüder im Gebete begriffen waren, entfernte ſich der Mann Gottes von ihnen und betete auch, denn er wußte wohl, wie dieſe Inſel beſchaffen war, aber er wollte es den Brüdern nicht mittheilen, um ſie nicht zu erſchrecken. Als der Morgen herankam, befahl er den Prieſtern, daß jeder eine Meſſe ſänge und es geſchah alſo. Nachdem Sanct Brandan die Meſſe im Schiffe gehalten hatte, brachten die Brüder das Fleiſch aus dem Schiffe, um es zu ſalzen, und die Fiſche, welche ſie von der andern Inſel mitgenommen hatten, und ſetzten einen Keſſel über das Feuer. Sobald ſie ein Stück von dem Lamme an das Feuer gebracht hatten und der Keſſel ſich zu erhitzen anfing, begann die Inſel ſich zu bewegen, als wäre ſie Waſſer. Die Brüder liefen nach dem Schiffe und ſuchten Hilfe bei dem heiligen Vater. Dieſer zog ſie in das Schiff herein, ſie ließen auf der Inſel zurück, was ſie dahin gebracht hatten, und banden das Schiff los, um weiter zu ſteuern; die Inſel aber verſank in das Meer, und das Feuer, ſo ſie darauf angezündet hatten, konnten ſie noch auf zwei Meilen in die Ferne erblicken. Da begann Sanct Brandan ſeinen Brüdern die Sache zu deuten und ſprach: Ihr wundert euch, liebe Brüder, was mit dieſer Inſel geworden iſt.

Ja, ſprachen ſie, wir wundern uns und waren in großer Furcht.

Meine Söhne, entgegnete er ihnen, fürchtet euch nicht denn unſer Herr hat mir das Geheimniß dieſer Sache ge-

offenbart. Es war keine Inſel, auf der wir geweſen ſind, ſondern ein Fiſch, der erſte aller Fiſche, welche im Meere ſchwimmen, und der ſich immer bemüht, ſeinen Schwanz mit ſeinem Kopfe zuſammenzubringen, aber es gelingt ihm nicht ob ſeiner großen Länge, und ſein Name heißt Jasconius.

Als ſie nun an der Inſel vorüberfuhren, wo ſie drei Tage zuvor geweſen waren, und auf die derſelben kamen, bemerkten ſie gegen Abend eine andere Inſel voll Wald und Gebüſch, in geringer Entfernung. Sie ſuchten daher den Hafen dieſer Inſel, und während ſie an der Mittagſeite hinſteuerten, ſahen ſie einen Fluß, der ſich in das Meer ergoß, und dahin lenkten ſie ihre Fahrt. Sie gingen aus dem Schiffe und der heilige Mann befahl ihnen, daſſelbe an Tauen in das Bett des Fluſſes zu ziehen. Der Fluß war gerade ſo breit, als das Schiff, und ſie zogen daſſelbe eine Meile weit empor bis ſie an die Quelle dieſes Fluſſes kamen, vor welcher ein heiliger Mann ſaß. Sanct Brandan, als er ihn erblickte, ſprach: Seht, unſer Herr Jeſus Chriſtus hat uns eine Stätte bereitet, wo wir weilen und ſeine heilige Auferſtehung feiern können. Und hätten wir auch keine andere Lebensmittel, fuhr er fort, ſo würde dieſe Quelle, wie mich däucht, uns hinreichen für Speiſe und Trank.

Über der Quelle ſtand ein Baum, der ſich wunderbar weit ausbreitete, aber nicht ſehr hoch war, und dieſer Baum war bedeckt von ſo viel weißen Vögeln, daß man die Zweige und Blätter davor nicht ſehen konnte. Sobald der Mann Gottes dies bemerkt hatte, begann er bei ſich zu denken, was

doch das ſein möchte, daß eine ſo große Menge von Vögeln beiſammen wäre. Und dieſe Sache bekümmerte den Mann Gottes ſo, daß er den Herrn unter Thränen bat und ſprach: Herr, Gott, der du alle verborgene Dinge kennſt, und offenbareſt was geheim iſt, du weißt die Bekümmerniß meines Herzens. Darum bitte ich dich um deiner großen Barmherzigkeit willen, daß du mich Sünder würdigeſt, mir dein Geheimniß zu offenbaren, das ich jetzt vor mir ſehe, und zwar nicht um meines Verdienſtes willen, ſondern durch deine Gnade.

Sobald er dieß geſprochen, flog einer der Vögel vom Baume und ſchlug mit ſeinen Flügeln an das Schiff, wo der Herr ſaß, daß es ertönte, wie Glocken. Als er ſich auf dem Vordertheil des Schiffes niedergelaſſen hatte, begann er wie zum Zeichen der Freude ſeine Flügel auszubreiten und den heiligen Vater freundlich anzuſehen. Da merkte der Mann Gottes, daß der Herr ſein Gebet erhört hatte und ſprach zu dem Vogel: Wenn du ein Bote Gottes biſt, ſo ſag mir, woher dieſe Vögel kommen und warum hier eine ſo große Menge verſammelt iſt.

Der Vogel antwortete ſogleich: Wir gehören zum Falle des alten böſen Feindes, aber wir ſündigten nicht ſelbſt, ſondern gaben blos ſeiner Sünde unſere Beiſtimmung. Als nun der Feind fiel, da traf auch uns der Fall mit allen ſeinen Dienern. Gewiß unſer Herr iſt getreu und gerecht, der uns durch ſein Urtheil an dieſen Ort geſandt hat. Wir leiden keine Qual, aber wir können die Gegenwart Gottes nicht

ſehen: ſo ſehr hat er uns getrennt von der Geſellſchaft derer, welche nicht gefallen ſind. Wir ſchweifen durch verſchiedene Theile der Welt in der Luft und auf der Erde wie andere Geiſter, die da ausgeſandt ſind; aber an den Feſten und an Sonntagen nehmen wir die Leiber an, welche du hier ſiehſt, und wohnen hier und loben unſern Schöpfer. Du wirſt mit deinen Brüdern ſieben Jahre lang umherirren; ein Jahr iſt vorüber und ſo bleiben dir noch ſechs; und wo du heute Oſtern gefeiert haſt, da wirſt du es jedes Jahr feiern; darnach aber wirſt du dasjenige finden, was du ſucheſt, nämlich das Land der Verheißung der Heiligen.

Als der Vogel dies geſprochen, erhob er ſich von dem Schiffe und kehrte zu den andern zurück. Als aber der Abend herannahte, begannen ſie wie mit einer Stimme zu ſingen, ſchlugen ihre Flügel und ſprachen: Herr Gott, dir gebührt Lob und Preis in Zion und dir bringt man Gelübde in Jeruſalem.

Sodann huben ſie dieſe Worte immer wieder von Neuem an wohl eine Stunde lang, und es ertönte der Geſang und der Flügelſchlag wie das lieblichſte Lied. Da ſprach Sanct Brandan zu ſeinen Brüdern: Erquicket nun eure Leiber mit menſchlicher Nahrung, denn unſere Seelen ſind geſättigt von göttlicher Speiſe.

Als das Eſſen zu Ende und das Dankgebet zu Gott geſprochen war, legte ſich der Mann Gottes und die mit ihm waren zur Ruhe bis Mitternacht. Da erwachte der heilige

Mann mit ſeinen Brüdern und ſprach: Herr, du öffneſt meine Lippen.

Als der Mann Gottes dieſen Spruch geendet hatte, ſchlugen die Vögel ihre Flügel zuſammen, riefen und ſprachen: Alle ihr Engel Gottes, lobet euren Schöpfer und ſeine große Herrlichkeit!

So ſangen ſie fort wohl eine Stunde lang, und als es Tag geworden, begannen ſie zu ſingen: Die Herrlichkeit unſers Herrn leuchte über uns.

Und ſie ſangen eben ſo laut und eben ſo lang als um Mitternacht. Um die dritte Stunde riefen ſie: Singet, ſinget unſerem Gott, ſinget unſerem König mit Freudigkeit.

Um Mittag ſangen ſie: Herr, erleuchte dein Angeſicht über uns und ſei uns gnädig.

Um die neunte Stunde ſangen ſie: Siehe, wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!

Auf dieſe Weiſe lobten ſie den Herrn Tag und Nacht, und Sanct Brandan erfreute damit ſeine Brüder die ganze Oſterwoche. Als die feſtlichen Tage ſo dahin gegangen waren, ſprach er: Nehmen wir aus dieſer Quelle, was wir bedürfen; denn bis jetzt brauchten wir nichts, als unſere Hände und Füße zu waſchen.

Als er dies geſprochen, trat der früher beſagte Mann zu ihnen, mit welchem ſie drei Tage vor Oſtern beiſammen geweſen waren, und welcher ihnen das Oſtereſſen gegeben hatte. Sein Schiff war mit Speiſe und Trank gefüllt. Man brachte die Sachen heraus vor den heiligen Vater, und der

Mann ſprach zu ihm: Lieber Bruder, ihr habt hier genug bis zum heiligen Pfingſtfeſte; aber trinket nichts von dem Waſſer dieſer Quelle, denn es iſt nicht zu trinken und alſo beſchaffen, daß, wer davon genießt, alsbald einſchläft und erſt nach vier und zwanzig Stunden wieder erwacht; ſobald aber das Waſſer ſich etwas von der Quelle entfernt hat, bekommt es den Geſchmack und die Beſchaffenheit des andern Waſſers.

Nach dieſen Worten empfing er den Segen des heiligen Vaters und kehrte an ſeinen Ort zurück. Sanct Brandan aber blieb daſelbſt bis Pfingſten und der Geſang der Vögel war ſeine Freude. Am Pfingſttage ſodann, während der heilige Mann und die Brüder die Meſſe ſangen, kam ihr Verſorger und brachte ihnen alles, was ſie zu dem Feſte brauchten. Der Mann ſetzte ſich mit ihnen zum Eſſen, hub an und ſprach: Ihr habt noch einen großen Weg zu machen, darum füllet alle eure Gefäße mit dieſem Waſſer und mit dieſem Zwiebak, den ihr bis in das nächſte Jahr aufheben könnt! Ich will euch davon geben, ſo viel euer Schiff tragen kann.

Als dies geſchehen war, empfing er ihren Segen und kehrte zurück, woher er gekommen war. Sanct Brandan ließ acht Tage darauf ſein Schiff mit alle dem, was der bemeldete Mann ihnen gegeben hätte, beladen und alle ſeine Gefäße mit dieſem Waſſer füllen. Als alles auf den Strand gebracht war, flog der Vogel vor ihnen allen her und ſetzte ſich vorn auf das Schiff. Da hielt der heilige Mann inne, denn er merkte wohl, daß er ihm etwas anzuzeigen hatte.

Digitized by Google

Auch ſprach der Vogel mit menſchlicher Stimme alſo: Ihr habt mit uns das heilige Oſterfeſt gefeiert und wenn es wiederkehrt, werdet ihr es abermals mit uns feiern. Ebenſo werdet ihr in der Nacht des Abendmahls wieder dort ſein, wo ihr dieſes Jahr in derſelben Nacht geweſen ſeid, und es wieder daſelbſt feiern, nämlich auf dem Rücken des Jasconius. Sodann nach acht Tagen werdet ihr eine andere Inſel finden, welche die Familie des Alibius heißt, und daſelbſt die Geburt des Heilandes feiern.

Als der Vogel ſo geſprochen, kehrte er an ſeinen Ort zurück; die Brüder aber ſpannten ihre Segel aus, und ſchifften in die hohe See, und die Vögel ſangen hinter ihnen her wie mit einer Stimme: Herr Gott, der du unſer Retter und unſere Hoffnung biſt an den Marken der Erde und auf dem Meer, erhöre uns!

Der heilige Mann und ſeine Genoſſen wurden nun auf dem hohen Meere da und dorthin getrieben und ſahen drei Monate lang nichts als Waſſer und Himmel, und erquickten ſich je nach zwei oder drei Tagen mit Speiſe und Trank. Eines Tags zeigte ſich ihnen eine nicht ſehr große Inſel. Sobald ſie ſich derſelben etwas genähert hatten, trieb ſie der Wind auf die Seite, und ſo mußten ſie vierzig Tage um die Inſel herſchiffen, ohne einen Hafen finden zu können. Da baten die Brüder Gott, daß er ihnen Hilfe verleihe, denn ihre Kräfte waren durch die großen Anſtrengungen faſt ganz erſchöpft. Nachdem ſie drei Tage mit Faſten und Beten zugebracht hatten, zeigte ſich ihnen ein enger Hafen, in welchen

nur ein einziges Schiff einlaufen konnte, und daneben zwei Quellen, die eine vom Winde getrübt, eine andere aber mit klarem Waſſer. Als die Brüder eilends von dem Waſſer ſchöpfen wollten, ſprach der Mann Gottes zu ihnen: Liebe Söhne, thut nichts, was ihr nicht thun dürft, und nehmet nichts ohne die Erlaubniß eures Herrn, denn man wird euch bereitwillig von ſelbſt geben, was ihr hier räuberiſch zu nehmen trachtet.

Darauf ſtiegen die Brüder wieder in ihr Schiff und warteten wohin ſie gehen ſollten. Da kam ein ſehr alter greiſer Mann zu ihnen mit weißen Haren und glänzendem Geſicht, der warf ſich dreimal zur Erde, ehe er den Mann Gottes küßte. Dieſer aber und die mit ihm waren, heben ihn vom Boden auf und küßten ihn. Der Greis nahm den heiligen Mann an der Hand und gieng mit ihm wohl eine Meile weit bis zu einem Kloſter. Vor der Pforte des Kloſters hielt Sanct Brandan inne und ſprach zu dem alten Manne: Weß iſt dieſes Kloſter und wer ſind ſeine Vorſteher und wo ſind die, ſo darin wohnen?

Alſo befragte der heilige Vater den alten Mann, aber er konnte keine Antwort von ihm erhalten, ſondern er deutete nur mit der Hand in großer Freundlichkeit und hieß ihn ſchweigen. Sobald der heilige Mann das Geheimniß dieſes Ortes merkte, ermahnte er ſeine Brüder und ſprach: Hütet euch zu reden, auf daß nicht dieſe Brüder beleidigt werden durch unſere Worte.

Kaum hatte er dies geſprochen, als elf Brüder ihnen

entgegenkamen in Mänteln mit Kreuzen; die ſangen und ſprachen alſo: Stehet auf, ihr Heiligen, aus euren Wohnungen und gehet der Wahrheit entgegen! Weihet den Ort, ſegnet das Volk und ſchauet gnädig auf uns, eure Diener!

Als der Geſang zu Ende war, küßte der Vater dieſes Kloſters Sanct Brandan und ſeine Begleiter nach der Reihe, und auch ſeine Diener küßten die Genoſſen des heiligen Mannes. Als die gegenſeitigen Begrüßungen vorüber waren, führten ſie ſie in ihr Kloſter und thaten wie es Sitte iſt, in jenen Ländern gegen Abend. Darauf begann der Abt des Kloſters und ſeine Mönche ihren Gäſten die Füße zu waſchen und zu ſingen, und als dies geſchehen war, verſank alles wieder in tiefe Stille. Nun läutete die Glocke zum Eſſen, ſie wuſchen ſich die Hände und ſetzten ſich rings um den Tiſch. Die Glocke läutete wieder, und einer der Brüder des Kloſters trug Brod auf die Tafel von bewundernswürdiger Weiße und Wurzeln vom lieblichſten Geſchmacke. Die Brüder ſaßen an der Tafel untermiſcht mit den Gäſten und je zwiſchen zwei Brüdern lag ein ganzes Brod. Nochmals ertönte die Glocke und ein Diener brachte den Brüdern zu trinken. Der Abt ermahnte die Brüder zur Heiterkeit und ſprach: Aus der Quelle, von der ihr heute unerlaubter Weiſe zu ſchöpfen gedachtet, mögt ihr euch nun in Freudigkeit und in der Furcht Gottes erquicken; aus der andern trüben Quelle, die ihr ſahet, hat man euch die Füße gewaſchen, denn ſie iſt zu jeder Zeit warm. Von dem Brode, das ihr ſehet, wiſſen wir nicht, wer es bereitet und wer es in unſere Vorrathskammern bringt;

aber wir wiſſen, daß es uns um Gottes Barmherzigkeit willen von einem ſeiner Geſchöpfe gereicht wird. Wir ſind vierundzwanzig Brüder und haben hier zwölf Brode zu unſerer Speiſe, an Feſten und Sonntagen aber reicht Gott einem jedem ein ganzes Brod, damit wir etwas aufbehalten zum Abendeſſen. Nun da ihr gekommen ſeid, iſt unſere Nahrung verdoppelt, und ſo hat uns unſer Herr erhalten ſeit den Zeiten des Sanct Patricius und Sanct Albius, achtzig Jahre bis auf den heutigen Tag, und wir fühlen dabei weder Alter noch Schwäche in unſern Gliedern; auch fehlte es uns auf dieſer Inſel nie an Speiſe, die am Feuer bereitet wird; weder Kälte noch Hitze quält uns je. Wenn die Zeit kommt, da wir Meſſe oder Vigilie halten ſollen, werden Lichter in unſerer Kirche angezündet, die wir nach göttlicher Fügung aus unſerem Lande mitgebracht haben, und ſie brennen Tag und Nacht ohne ſich zu verzehren.

Nachdem ſie dreimal getrunken hatten, läutete der Abt die Glocke nach gewohnter Weiſe, die Brüder erhoben ſich alle zugleich in großer Stille und Ernſt vom Tiſche und giengen mit den heiligen Vätern zur Kirche. Sanct Brandan und der Abt des Kloſters kam zuletzt. In die Kirche tretend erblickten ſie ihnen gegenüber zwölf andere Brüder, welche ihre Kniee beugten in tiefer Andacht. Sanct Brandan ſprach zu dem Abte: Warum haben dieſe nicht mit uns gegeſſen?

Das geſchah um euretwillen, antwortete der Abt; denn ſie konnten an unſerem Tiſche nichts zu eſſen bekommen; jezt aber werden ſie ſpeiſen und es wird ihnen an nichts fehlen.

Wir treten jezt in die Kirche und ſingen die Veſper, und wenn dieſe gegeſſen haben, können ſie auch Veſper halten.

Als die Veſper zu Ende war, betrachtete Sanct Brandan, wie dieſe Kirche erbaut war. Sie war viereckig, ſo lang als breit, und ſieben brennende Kerzen waren darin folgendermaßen aufgeſtellt: drei ſtanden vor dem Altar in der Mitte und je zwei vor zwei andern Altären. Die Altäre waren viereckig, aus Kryſtall, und die Altargefäſſe waren gleichfalls aus Kryſtall, nämlich die Schalen und Kelche und die Töpfe und alles andere Geräthe, das zum Altar gehörte, und die vierundzwanzig Stühle, welche in der Kirche umherſtanden. Der Ort, wo der Abt ſaß, befand ſich zwiſchen den zwei Chören. In keinem derſelben wagte jemand aufzuſtehen vor dem Abte; ebenſo hörte man kein Geräuſch oder eine Stimme in dem Kloſter, ſondern wenn einer der Brüder etwas nöthig hatte, gieng er vor den Abt, ließ ſich auf die Kniee nieder und verlangte, was er bedurfte; der Abt aber nahm einen Griffel, er ſchrieb auf eine Tafel, was ihm Gott offenbarte, und gab dieſelbe dem Bruder, welcher Rath von ihm verlangte. Als Sanct Brandan dies im Stillen bemerkt hatte, ſagte der Abt zu ihm: Mein Herr und Vater, es iſt nun Zeit, daß wir in das Refent zurückkehren, damit alles bei Zeiten geſchehe.

Sie thaten alſo, und alles wurde ausgerichtet nach der Ordnung des Tages. Alle beeilten ſich zur Complet zu gehen, und als der Abt den Vers vollendet hatte: Deus in adjutorium meum, und der Preis der Dreieinigkeit geſprochen war, riefen ſie: Injuste egimus, iniquitatem fecimus.

Herr, der du unſer Vater biſt, erbarme dich unſer, auf daß ich im Frieden ruhe und ſchlafe.

Darauf ſangen ſie die Meſſe, wie ſie zu dieſer Stunde paßte, und als das Amt zu Ende war, giengen die Brüder in ihre Zellen und nahmen ihre Gäſte mit ſich. Der Abt aber blieb mit Sanct Brandan in der Kirche bis der Tag anbrach. Da befragte ihn Sanct Brandan über das Stillſchweigen der Brüder, und wie eine ſolche Sitte gehalten werden könne, bei der Schwäche des menſchlichen Fleiſches. Darauf antwortete ihm der heilige Vater in großer Ehrfurcht und Demuth: Mein Herr und Abt, ich ſage vor Gott meinem Heiland, daß ich vor achtzig Jahren auf dieſe Inſel gekommen bin, und nie hörten wir eine menſchliche Stimme, außer wenn wir Gott lobſingen. Wir vierundzwanzig ſprechen unter uns nur durch Zeichen mit den Fingern oder mit den Augen. Keiner von uns litt je ſeit wir hieher gekommen ſind, an einer Krankheit des Leibes oder der Seele, wie ſolche das Menſchengeſchlecht heimſuchen.

Sanct Brandan ſprach: Sagt mir, ich bitte euch, ob es uns erlaubt iſt, hier zu bleiben oder nicht.

Er ſprach, es iſt euch nicht erlaubt, hier zu bleiben, denn es iſt nicht der Wille Gottes. Aber, Herr, warum fragſt du mich das? Hat dir nicht Gott geoffenbart, was du zu thun haſt, ehe du zu uns gekommen biſt? Du mußt heimkehren an deinen Ort zu deinen vierundzwanzig Brüdern, und dort hat dir Gott die Stätte deiner Begräbniß bereitet. Von den zweien aber, welche nicht zurückkehren, wird der eine als Pil-

ger auf die Inſel kommen, welche die Einſiedlerinſel heißt, der andere aber wird zu einem ſchmählichen Tode in der Hölle verdammt.

Während ſie dieſe Dinge unter ſich beſprachen, fuhr ein feuriger Pfeil durch das Fenſter herein und zündete alle Lichter an, welche vor dem Altar ſtanden, und durch daſſelbe Fenſter kehrte der Pfeil wieder zurück, ſobald die Lampen brannten. Da fragte Sanct Brandan weiter, von wem dann die Lampen am Morgen ausgelöſcht würden? Komm herbei, ſprach der heilige Vater, und betrachte das heilige Geheimniß dieſer Sache! Sieh, hier ſind brennende Kerzen mitten in dem Gefäſſe und nichts verzehrt ſich an ihnen, aber am Morgen iſt keine Flamme mehr übrig, denn das Licht iſt geiſtiger Art.

Wie kann, ſagte Sanct Brandan, an körperlicher Schöpfung unkörperliches Licht körperlich brennen?

Der Greis antwortete: Haſt du nicht geleſen, wie der Buſch am Berg Sinai brannte, und doch ward der Buſch vom Feuer nicht verzehret?

Als ſie bis zum Morgen gewacht hatten, bat Sanct Brandan um Urlaub, damit er ſeine Pilgerfahrt fortſetze. Der Vater aber ſprach: Nein, denn du ſollſt mit uns die Geburt unſeres Heilandes feiern und bei uns bleiben bis zur Woche der Erſcheinung.

So blieb der heilige Vater und ſeine Genoſſen auf der Inſel des Alibins bis zu der beſagten Zeit. Als die Feſte vorüber waren, empfieng er von den heiligen Männern den Segen, ſie nahmen die nöthigen Lebensmittel mit ſich und

hängten ihre Segel in das Meer, und ſo trieb ihr Schiff ohne Steuer und Segel in verſchiedenen Richtungen umher bis zum Eintritt der Faſten. Eines Tags kamen ſie in die Nähe einer Inſel und fiengen, ſo bald ſie ſie erblickt hatten, kräftig zu rudern an, denn ſchon waren ſie vom Hunger und Durſt gequält, weil ihnen ſeit drei Tagen die Lebensmittel ausgegangen waren. Aber Sanct Brandan ſprach den Segen über den Hafen, die Brüder traten alle aus dem Schiff und fanden eine klare Quelle und verſchiedene Kräuter und Wurzeln um die Quelle her, und in dem Bett des Fluſſes, der in das Meer ſich ergoß, ſchwammen allerlei Fiſche. Sanct Brandan ſprach zu ſeinen Brüdern: Gott hat uns Troſt gegeben nach der Mühſal. Nehmt von den Fiſchen ſo viel ihr zum Eſſen braucht und bratet ſie über dem Feuer! Sammelt auch Kräuter und Wurzeln, wie ſie der Herr ſeinen Dienern bereitet hat!

Wie ſie das Waſſer beim Trinken vergoßen, ſprach der heilige Mann zu ihnen: Hütet euch, daß ihr nichts unnöthig von dieſem Waſſer vergeudet, damit euch nicht eine ſchwerere Plage zu Theil werde!

Aber keiner von den Brüdern achtete auf den Befehl des Mannes Gottes, denn die einen tranken von dem Waſſer einen vollen Krug, die andern zwei, die andern drei; und die, welche drei Krüge getrunken hatten, ſchliefen drei Tage und drei Nächte, die andern zwei Tage und zwei Nächte, und die andern einen Tag und eine Nacht. Als der heilige Vater dies bemerkte, betete er unabläſſig zu Gott für ſeine Brüder,

darum daß ihnen aus Unwiſſenheit eine ſolche Gefahr zugeſtoßen war. Als dieſe drei Tage auf ſolche Weiſe vorübergegangen waren, ſprach der heilige Vater zu ſeinen Genoſſen: Liebe Brüder, laßt uns fliehen vor dieſem Tod, damit uns nicht Schlimmeres widerfahre! Gott hat uns unſere Nahrung gegeben, aber ihr habt Mißbrauch damit getrieben. Verlaſſet dieſe Inſel und nehmt von den Fiſchen mit, ſo viel wir auf drei Tage brauchen bis zu dem Abendmahl unſeres Herrn, dazu von dem Waſſer einen Krug voll für jeden Bruder auf jeden der drei Tage und von den Wurzeln desgleichen.

Sie beluden das Schiff mit allem, was ihnen der Mann Gottes befohlen hatte, und ſteuerten in das Meer gegen Mitternacht; aber nach drei Tagen und drei Nächten legte ſich der Wind, und das Meer wurde ſo ruhig als wäre es ganz ſtille. Da ſprach der heilige Vater: Leget die Ruder in das Schiff und ſpannt die Segel aus. Gott wird uns führen, wohin es ihm beliebt.

Da verlieh ihnen der Herr günſtigen Wind, der ihre Segel ſchwellte, und ſie fuhren von Abend gegen Morgen und nahmen immer nach drei Tagen Speiſe. Eines Tags zeigte ſich ihnen eine Inſel in der Ferne, welche ausſah wie eine Wolke. Meine Söhne, ſprach Sanct Brandan, kennt ihr dieſe Inſel?

Nein, antworteten ſie.

Aber ich kenne ſie, fuhr er fort. Es iſt dieſelbe, auf welcher wir voriges Jahr geweſen ſind am Abendmahl unſeres Herrn und wo unſer guter Verſorger wohnt.

Als die Brüder dies hörten, boten ſie vor Freude alle ihre Kräfte auf, und ruderten eilends auf die Inſel zu. Der Mann Gottes aber ſagte, als er dies ſah: Ermüdet nicht thörichterweiſe eure Arme! Der allmächtige Gott iſt der Steuermann eures Schiffes; laßt ihn machen, er wird unſern Weg leiten, wohin es ihm beliebt.

Als ſie nahe an das Ufer der vorbeſagten Inſel gekommen waren, fuhr ihr Verſorger ihnen entgegen in einem Schiffe und führte ſie in den Hafen, wo ſie das vorige Jahr Gott lobſingend ausgeſtiegen waren, küßte allen die Füße und ſprach: Unſer Herr führet ſeine Heiligen wunderbar.

Nachdem alles aus dem Schiffe gebracht war, ſchlug er ein Zelt auf und bereitete ein Bad. Es war gerade das Feſt des Abendmahls, darum kleidete er alle Brüder in neue Kleider und diente ihnen drei Tage lang. Die Brüder feierten hier das Leiden unſeres Herrn mit großer Andacht bis zum heiligen Sonnabend. Als die Gebete des Tags vollendet, die geiſtlichen Opfer dargebracht und das Eſſen vorüber war, ſprach ihr Verſorger zu ihnen: Steiget in euer Schiff und reiſet von hinnen, damit ihr die Nacht der Auferſtehung unſeres Herrn und den Oſtermorgen bis zum Mittag da feiert, wo ihr es das letzte Jahr gethan habt! Sodann geht ihr nach der Inſel, welche das Paradies der Vögel heißt, wo ihr das vorige Jahr von Oſtern bis zur Pfingſtwoche geweſen ſeid. Nehmt alles mit euch, was ihr bedürft für Speiſe und Trank, und ich will euch den Sonntag darauf beſuchen.

Sie thaten alſo, erhielten ſeinen Segen und Sanct Bran-

dan trat mit den Seinen in das Schiff und fuhr nach jener Inſel über. Als ſie dem Orte nahe kamen, wo ſie aus dem Schiffe ſteigen ſollten, da zeigte ſich ihnen der Keſſel, welchen ſie das vorige Jahr hier zurückgelaſſen hatten. Sanct Brandan ſtieg aus und ſang das Lied der drei Knaben im Feuerofen von Anfang bis zu Ende, ermahnte darauf ſeine Brüder und ſprach: O meine lieben Söhne, wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Sehet wie Gott ein ungeheures Thier in unſere Gewalt gegeben hat!

Die Brüder wachten zerſtreut auf der Inſel bis der Morgen kam, darauf opferten die Prieſter Gott jeder eine Meſſe bis zur dritten Stunde. Sanct Brandan und ſeine Brüder ſtiegen nun in das Schiff und opferten Gott ein weißes Lamm und er ſprach zu ihnen: Das nächſte Jahr will ich hier die Auferſtehung unſeres Herrn feiern, und auch dieſes Jahr will ich es thun.

Darauf gingen ſie nach der Inſel der Vögel, und als ſie an den Hafen dieſer Inſel kamen, ſangen alle Vögel mit einer Stimme und ſprachen: Preis ſei unſerem Gott und dem wahren Lamme! Unſer Herrgott läſſet ſein Angeſicht leuchten über uns. Feiert ihm ein Feſt an den Hörnern des Altars!

Und ſie ſangen ſo lange und ſchlugen mit ihren Flügeln bis der heilige Vater und ſeine Genoſſen mit allem, was in dem Schiffe war, ſich in das Zelt verfügt hatte. Dort feierte der heilige Mann das Oſterfeſt bis zur Pfingſtwoche. Da kam der vorbeſagte Verſorger zu ihnen am Tage, den er ihnen verſprochen hatte, und brachte mit ſich, was ſie zu ihrem

Unterhalt bedurften. Als ſie ſich zu Tiſche geſetzt hatten, ließ ſich der obbeſagte Vogel auf dem Vordertheil des Schiffes nieder und ſchlug mit ſeinen Flügeln, daß es ertönte wie eine große Orgel. Der heilige Mann bemerkte, daß er ihm etwas ſagen wollte, und der Vogel ſprach: Gott hat euch vier Plätze für vier Zeiten beſtimmt, bis daß die ſieben Jahre eurer Pilgerſchaft um ſind: das Abendmahl unſeres Herrn feiert ihr mit eurem Verſorger, welcher hier gegenwärtig iſt, die Oſternacht haltet ihr auf dem Rücken des Wallfiſches, von Oſtern bis zur Pfingſtwoche ſeid ihr bei uns, mit den Brüdern auf der Alibiusinſel feiert ihr die Geburt unſeres Herrn, und wenn die ſieben Jahre um ſind, und ihr viel Gefahr und Noth überſtanden habt, werdet ihr das Land der Verheißung der Heiligen finden, das ihr ſuchet, und daſelbſt vierzig Tage verweilen, darnach aber wird euch Gott zurückführen nach dem Lande eurer Heimath.

Als der heilige Vater dieſes gehöret, beugte er ſich auf den Boden und die Brüder ebenſo, und ſagten ihrem Schöpfer Lob und Dank, der Vogel aber kehrte an ſeinen Ort zurück. Als das Eſſen zu Ende war, ſprach der Verſorger: Wenn es Gottes Wille iſt, komme ich zu euch auf den Tag, da man die Ausgießung des heiligen Geiſtes über die Apoſtel feiert, und bringe euch alles, was ihr bedürft.

Sie verabſchiedeten ſich und der Mann kehrte an ſeinen Ort zurück, der heilige Vater aber blieb an demſelbigen Ort ſo lange es ihm beſtimmt war. Nach den Feſttagen befahl er ſeinen Brüdern, das Schiff auszurüſten und die Gefäſſe mit

Waſſer zu füllen, und als das Schiff ſchon im Meere war, kam der Mann und belud es mit Lebensmitteln. Nachdem alles in Ordnung gebracht war und er von allen Brüdern Abſchied genommen hatte, kehrte er zurück von wo er gekommen war. Der heilige Mann und ſeine Genoſſen fuhren in das Meer und das Schiff trieb umher vierzig Tage lang. Eines Tages erblickten ſie einen ſehr großen Walfiſch hinter ihnen her, der aus ſeiner Naſe Waſſer ausſpie und die Wogen in ſchnellem Laufe zertheilte, als wollte er ſie verſchlingen. Sobald die Brüder ihn anſichtig wurden, riefen ſie zu dem Herrn um Hilfe und ſprachen: Herr, hilf uns, daß dieſer Walfiſch uns nicht freſſe!

Der heilige Vater aber tröſtete ſie und ſprach: Erſchrecket nicht, ihr Kleingläubigen! Gott, der unſer Vertheidiger iſt, wird uns befreien aus dem Schlunde dieſes Ungethüms und aus allen andern Gefahren.

Als er näher kam, gingen die Wogen in wunderbarer Höhe vor ihm her bis an das Schiff, und der ehrwürdige Greis hub ſeine Hände gen Himmel und ſprach: Herr, befreie deine Diener, wie du David befreit haſt aus der Hand des Rieſen Goliath und wie du Jonas erlöst haſt aus dem Bauche des großen Walfiſches.

Nachdem er dies Gebet geſprochen hatte, kam ein großer Walfiſch von Abend her dem andern entgegen, ſprühte Feuer aus ſeinem Schlunde und begann mit dieſem zu kämpfen. Da ſprach der Greis zu ſeinen Brüdern: Betrachtet die Wunderwerke unſeres Heilandes, und ſehet, welchen Gehorſam ſie

üben gegen ihren Schöpfer. Laſst uns den Ausgang dieſer Sache erwarten, denn dieſer Kampf wird uns nichts ſchaden, ſondern uns nur den Preis Gottes zeigen.

Als er dies geſagt hatte, wurde das Thier, das die Diener des Herrn verfolgte, beſiegt und vor ihren Augen in drei Stücke zerriſſen, das andere Thier aber kehrte zurück von wo es gekommen war. Des andern Tages ſahen ſie in der Ferne eine ſehr ſchöne Inſel voll mit Bäumen. An die Nähe des Ufers der Inſel gelangt, bereiteten ſie ſich aus dem Schiffe zu ſteigen und erblickten den hintern Theil des umgebrachten Thieres. Da ſprach Sanct Brandan: Seht hier das Thier, das euch freſſen wollte! Nun ſollt ihr es verzehren. Ihr werdet lange Zeit auf dieſer Inſel bleiben. Ziehet euer Schiff weit herauf auf den Strand und ſuchet einen geeigneten Platz für die Zelte.

Hier beſtimmte er ihnen einen Platz zum Aufenthalt, ſie thaten nach dem Befehle des Mannes Gottes, und brachten alles Erforderliche in die Zelte. Da ſprach er zu ihnen: Nehmet euch Nahrung von dieſem Walfiſch, daß es hinreiche auf drei Monate, denn in dieſer Nacht wird das Aas von den wilden Thieren gefreſſen werden.

Da trugen ſie von dem Fleiſche weg bis an den Abend, ſo viel ſie brauchten, nach dem Befehle des heiligen Vaters, und ſprachen als ſie fertig waren: Herr Abt, wie können wir aber hier leben ohne Waſſer?

Der heilige Mann antwortete ihnen: Iſt es wohl für Gott ſchwerer, euch Waſſer zu verſchaffen, als Speiſe? Gehet

nach der Mittagsſeite dieſer Inſel! Da werdet ihr eine klare Quelle finden und dabei viel Kräuter und Wurzeln. Nehmt euch davon Vorräthe mit ſo viel ihr brauchet!

Und ſie fanden alles ſo, wie es ihnen der Mann Gottes zuvor geſagt hatte. Sanct Brandan blieb daſelbſt drei Monate lang, denn es ging ein großer Sturm auf dem Meere, und dabei fiel Hagel und Regen. Eines Tags gingen die Brüder zu ſehen, ob an dem Thiere eingetroffen wäre, was der Mann Gottes geſagt hatte, und als ſie an den Ort kamen, wo das Aas gelegen war, fanden ſie daſelbſt nichts als die Knochen. Da kamen ſie zu dem Manne Gottes zurück und ſagten: Herr Abt, wie du geſagt haſt, ſo iſt es geſchehen

Und er ſprach zu ihnen: Ich weiß wohl, liebe Söhne, daß ihr verſuchen wolltet, ob ich wahr geſprochen habe. Ich will euch ein anderes Zeichen geben. Der Theil eines Fiſches, den die Fiſcher verloren haben, wird zu uns herkommen. Daran mögt ihr euch morgen ſättigen.

Des andern Tages gingen die Brüder an den Ort und fanden es, wie der Mann Gottes es ihnen geſagt hatte, und nahmen davon mit ſich, ſo viel ſie tragen konnten. Der heilige Vater ſprach zu ihnen: Hebet alles ſorgfältig auf und ſalzt es ein! Ihr werdet es nöthig haben. Unſer Herr wird den Himmel heute aufhellen, morgen und übermorgen wird es ſchön Wetter ſein, und die Unruhe in den Gewäſſern wird aufhören. Dann gehen wir von hinnen.

Als die drei Tage vorüber waren, befahl er ſeinen Brüdern das Schiff zu beladen, die Krüge und Gefäſſe zu füllen,

und Kräuter und Wurzeln für ſeinen Bedarf einzuſammeln, denn ſeit er Prieſter war, genoß er nichts, was den Odem des Lebens in ſich hatte. Nachdem ſo das Schiff mit allem beladen war, ſpannten ſie ihre Segel aus und ſteuerten gegen Mitternacht. Eines Tages ſahen ſie in der Ferne eine Inſel und Sanct Brandan ſprach: Seht ihr dieſe Inſel?

Ja, antworteten ſie, wir ſehen ſie.

Da fuhr Sanct Brandan fort: Drei Völker wohnen darauf, eines von Kindern, eines von Jünglingen und eines von Greiſen. Einer der Brüder ſoll dahin gehen.

Die Brüder aber fragten: Welcher? und waren darüber im Streite. Da ſprach er, als er ſie bekümmert ſah: Derjenige, der hier bleiben wird.

Der Bruder, der hier bleiben ſollte, war einer von den dreien, welche dem heiligen Manne aus dem Kloſter ſpäter nachgefolgt waren, und über deren Schickſal er ſich ſchon geäußert hatte, als ſie in der Heimath das Schiff beſtiegen. Sie fuhren an die Inſel heran, bis das Schiff am Ufer hielt. Dieſe Inſel war wunderſam platt, ſo daß ſie faſt dem Meere gleich ſtand, dabei ohne Bäume und ohne alles, was vom Winde bewegt werden konnte. Sie war aber ſehr ſchön und von weißen und rothen Muſcheln bedeckt. Daſelbſt wohnten drei Geſchlechter, wie der heilige Mann ihnen zuvor geſagt hatte, und eines war von dem andern getrennt durch den Raum von der Weite eines Schleuderwurfs; und ſie gingen immer hin und her und ein Geſchlecht ſang: Die Heiligen

gehen von Vollendung zu Vollendung, bis daß ſie den Gott der Götter ſchauen auf ſeinem heiligen Berge.

Wenn ein Geſchlecht dieſen Spruch geendet hatte, begann das andere denſelben von Neuem, und ſo ſangen ſie fort ohne Aufhören. Das erſte Geſchlecht der Kinder hatte weiße Kleider, das zweite hyacinthne und das dritte rothe aus dalmatiſchem Purpur. Es war um die vierte Stunde des Tages als ſie den Hafen der Inſel gewannen. Um Mittag begannen die drei Geſchlechter mit einander zu ſingen, und ſangen den Pſalm Deus misereatur nostri bis zu Ende und Deus in adjutorium und Et credite propter quod und das Gebet wie zuvor. Um die neunte Stunde ſangen ſie die drei andern Pſalmen De profundis und Ecce quam bonum und Lauda Jerusalem dominum. Am Abend ſangen ſie Te decet und Benedic anima mea dominum, domine deus meus in te und Laudate pueri dominum, und die fünfzehn Stufenpſalmen ſangen ſie ſitzend. Sobald dieſer Lobgeſang zu Ende war, bedeckte eine Wolke die Inſel mit wunderbarer Finſterniß, ſo daß ſie vor der Nacht nichts von alle dem ſehen konnten, was ſie zuvor geſehen hatten, aber dennoch hörten ſie die Stimmen, welche das vorbeſagte Lied ſangen, ohne Aufhören bis zum Morgen. Da begannen ſie zu ſingen Laudate dominum de coelis, darauf Cantate domino und zuletzt Laudate dominum in sanctis ejus. Darauf ſangen ſie zwölf Pſalmen nach der Ordnung des Pſalters. Als aber der Tag heran kam, verſchwand die Wolke vor der Inſel. Sogleich begannen ſie

zu ſingen Miserere mei Deus und Domine refugium und endlich drei andere Omnes gentes, deus in nomine und Dilexi quoniam ſammt dem Halleluja. Sodann opferten ſie ein weißes Lamm, kamen zum heiligen Mahle und ſprachen: Dies iſt der heilige Leib des Herrn und das Blut unſeres Heilandes; eſſet euch davon das ewige Leben!

Als das Opfer des Lammes auf dieſe Art vorüber war, trugen zwei von dem Geſchlechte der Jünglinge einen Korb voll rother Muſcheln heran, ſetzten ſie auf dem Schiffe nieder und ſprachen: Nehmet von der Frucht der Inſel der ſtarken Männer, gebt uns unſern Bruder zurück und ziehet im Frieden!

Da rief Sanct Brandan den obenbeſagten Bruder zu ſich und ſprach: Küſſe alle deine Brüder und gehe zu denen, welche dich rufen! Zu guter Stunde hat dich deine Mutter empfangen und du haſt verdient bei ſolchen Genoſſen zu weilen. Dabei küßte ihn der heilige Mann und ſprach: Lieber Sohn, erinnere dich wie großes Gut dir Gott verheißen hat in dieſer Welt! Gehe hin und bete für uns.

Damit begleitete er die zwei Jünglinge nach ihrer Schule, der heilige Vater aber fuhr von hinnen. Als die Zeit des Eſſens gekommen war, hieß er die Brüder von jenen Früchten eſſen. Er nahm eine derſelben in die Hand, verwunderte ſich über ihre Größe und darüber, daß ſie voll von einem Safte war, und ſagte, er habe nie Früchte von dieſer Größe und in ſolcher Menge geſehen. Sie waren aber von gleicher Geſtalt, keilförmig gebaut; er nahm ein Gefäß, drückte eine

derſelben auf und bekam davon ein ganzes Pfund jenes Saftes. Dieſes Pfund theilte er in zwölf Lothe und gab jedem davon ein Loth, ſo daß die Brüder zwölf Tage lang von jeder dieſer Früchte lebten, und davon immer einen honigſüßen Geſchmack in ihrem Munde hatten. Als dies vorüber war, befahl ihnen der heilige Vater, dreimal an beſtimmten Tagen zu faſten. Hernach kam ein ſehr großer Vogel, der flog um das Schiff, und hielt einen Baumzweig, den man nicht kannte, und der oberſte Theil des Zweiges war wunderbar roth; den ließ er dem heiligen Manne in den Schoß fallen. Dieſer rief ſeinen Brüdern und ſprach: Nehmt die Speiſe, welche Gott euch ſendet.

An dieſem Zweige hingen nämlich Trauben in der Größe von Äpfeln; dieſe vertheilte der Mann Gottes unter ſeine Brüder, und ſo hatten ſie zu leben auf vierzehn Tage. Darauf ſchrieb der heilige Mann den Brüdern das vorbeſagte Faſten vor. Drei Tage darnach ſahen ſie nicht weit von ihnen eine Inſel ganz dicht mit Bäumen bedeckt, welche die Frucht der obenbeſagten Trauben in unglaublicher Fülle trugen, ſo daß alle Bäume ihre Äſte bis auf die Erde ſenkten vor dem Gewicht dieſer Früchte. Alle hatten eine Farbe und kein Fruchtbaum anderer Art war auf der Inſel zu finden. Die Brüder liefen in den Hafen ein, der Mann Gottes ſtieg aus dem Schiffe, und begann auf der Inſel umherzugehen. Der Duft, welcher darauf herrſchte, war gerade wie der Duft in einem Gemache voll rother Äpfel. Die Brüder warteten in dem Schiffe bis der heilige Mann zu ihnen zurückkäme;

unterweilen aber wehte ihnen der ſüße Duft ſo lieblich entgegen, daß es war, als wolle er ihnen ihr Faſten erleichtern. Der heilige Vater fand ſechs reichliche Quellen, dazu Kräuter und allerlei Wurzeln. Hernach kam er zu ſeinen Brüdern zurück, brachte von den Früchten der Inſel mit ſich und ſprach zu ihnen: Steiget aus dem Schiffe, ſchlaget Zelte auf und erquickt euch an den guten Früchten dieſes Landes, welche der Herr uns darbietet!

So genoſſen ſie von den Trauben, den Kräutern und den Wurzeln, ſtiegen nach kurzer Zeit wieder in ihr Schiff, reichlich mit Früchten verſehen, und ſpannten die Segel aus, damit der Wind ſie von hinnen führe. Nachdem ſie einige Zeit gefahren waren, zeigte ſich ihnen ein Vogel, den man Greif nennt, und flog ihnen entgegen. Als die Brüder ihn erblickten, ſprachen ſie zu dem heiligen Vater: Dieſes Thier iſt gekommen, um uns zu verſchlingen.

Fürchtet euch nicht, entgegnete der Mann Gottes; der Herr iſt unſere Hilfe und unſer Schutz und wird uns auch dieſesmal erretten.

Aber der Greif ſtreckte ſeine Klauen aus, um die Diener Gottes zu erfaſſen. Da kam jener Vogel, welcher ihnen zuvor den Zweig mit den Früchten gebracht hatte, in grimmigem Fluge dem Greif entgegen, und ſie kämpften lange mit einander; endlich riß er dem Greif die Augen aus, beſiegte ihn und das Aas fiel vor den Augen der Brüder in das Meer; der Vogel aber, welcher den andern beſiegt hatte, kehrte an ſeinen Ort zurück. Auf der Inſel feierten die Genoſſen

des Albinus die Geburt unſeres Herrn. Nachdem dies in den beſtimmten Tagen geſchehen war, empfing Sanct Brandan den Segen von dem Vater des Kloſters, und ſchweifte darauf lange Zeit im Meere umher. Die Geburt des Herrn aber und das Oſterfeſt feierte er an den vorbeſagten Orten. Eines Tags geſchah es, als Sanct Brandan auf ſeinem Schiffe das Feſt des heiligen Apoſtels Petrus feierte, daß das Meer ſo klar wurde, daß ſie alles ſehen konnten, was ſich unter ihnen befand. Da erblickten ſie verſchiedene Arten von Thieren, welche unter dem Sande lagen. Es kam ihnen vor, als könnten ſie dieſe Thiere vom Grunde heraufnehmen, ſo hell war das Meer. Es ſah aus, als lägen Herden von Thieren auf einer reichen Waide umher, und ſie legten ſich im Kreiſe wie eine runde Stadt. Die Brüder baten den heiligen Vater, die Meſſe ſtille zu leſen, damit nicht die Thiere durch das ſeltſame Getön aufgeweckt würden, um ſie zu bekriegen. Sanct Brandan erwiderte lächelnd: Ich wundere mich über eure Thorheit. Warum fürchtet ihr dieſe Thiere und fürchtet den nicht, der alle dieſe Thiere verſchlingt? Oftmals habt ihr auf ſeinem Rücken geſeſſen, Loblieder geſungen, Holz geſpalten, Feuer angezündet und Fleiſch gekocht. Warum fürchtet ihr alſo dieſe Thiere? Und iſt nicht Gott der Herr von allen, der in ſeiner Gewalt hat alles, was da lebet?

Nachdem er dies geſagt hatte, fing er an zu ſingen ſo laut er konnte, die Brüder aber betrachteten noch immer die Thiere. Als dieſe den Geſang vernahmen, machten ſie ſich auf und ſchwammen um das Schiff her, ſo daß die Brüder

nichts anderes ſahen, als die Unzahl der ſchwimmenden Thiere. Sie kamen gar nicht an das Schiff heran, ſondern hielten ſich ſtets in einiger Entfernung, und als der heilige Mann ſeine Meſſe geendet hatte, kehrten ſie heim, ſie ſchwammen dahin, wie auf der Flucht nach verſchiedenen Richtungen und verſchwanden vor den Dienern Gottes. Dieſe aber konnten kaum in acht Tagen, während welcher ein günſtiger Wind ihre Segel blähte, über das helle Meer hinwegkommen. Hernach geſchah es, als ſie die Meſſe ſangen, erſchien ihnen eine Säule auf dem Meere, und ſie meinten, ſie ſei nicht weit von ihnen entfernt, aber doch konnten ſie ſie vor drei Tagen nicht erreichen. Als ſie ihr näher kamen, ſchaute der Mann Gottes nach dem Gipfel der Säule, aber er konnte ihn nicht ſehen um ihrer Höhe willen, denn die Säule war höher als die Luft. Die Säule war mit einem weit herabhängenden Teppich bekleidet, ſo daß das Schiff nicht unter demſelben hinwegfahren konnte. Sie wußten nicht, aus welchem Stoffe dieſer Teppich gefertigt war, die Farbe ſah aus wie Silber, und er kam ihnen härter vor als Marmor, die Säule aber war von dem hellſten Kryſtall. Da ſprach der Mann Gottes zu den Brüdern: Leget die Ruder, den Maſt und die Segel in das Schiff! Einige von euch aber ſollen die Zipfel des Teppichs halten.

Der vorbeſagte Teppich nahm den Raum einer Meile, von der Säule an, ein, und breitete ſich aus bis weit in die Tiefe des Meeres. Da ſagte der Mann Gottes zu ihnen: Treibet das Schiff hindurch an einer Öffnung, damit wir die Wunder unſeres Schöpfers erblicken!

Als ſie durch die Öffnung kamen und da und dort umherſchauten, erſchien ihnen das enthüllte Meer in ſolcher Klarheit, daß ſie alle Dinge, welche darunter waren, ſehen konnten. Auch den Grund der Säule konnten ſie ſehen und ihren Gipfel, denn die Hülle war gefallen. Das Licht der Sonne aber war innerhalb nicht geringer als außerhalb. Da maß Sanct Brandan die Säule; ſie ſchifften den ganzen Tag an einer Seite derſelben hin, und eben ſo lange an den drei andern Seiten; am vierten Tage aber fanden ſie einen Kelch aus dem Stoffe des Teppichs, und eine Schale von der Farbe der Säule nach der Windſeite zu. Dieſe Gefäſſe nahm der Mann Gottes und ſprach: Unſer Herr Jeſus Chriſt hat uns dieſes Wunder gezeigt, und damit wir dies den andern glaubhaft machen, hat er mir dieſe zwei Geſchenke gegeben.

Der heilige Mann befahl ſeinen Brüdern, den Gottesdienſt zu halten, und darauf ſich mit Speiſe und Trank zu erfriſchen, aber ſie hatten keine Luſt dazu, ſeit ſie die Säule geſehen hatten. Als die Nacht vorüber war, begannen ſie gegen Mitternacht zu ſchiffen. Sie fuhren durch eine Öffnung des Teppichs hindurch, und während die einen den Maſt aufrichteten und die Segel ausſpannten, hielten die andern die Zipfel des Teppichs in die Höhe bis alles in Ordnung war. Als ſie die Segel ausgeſpannt hatten, blies ihnen der Wind ſo luſtig darein, daß ſie nicht zu rudern, ſondern nur die Taue zu halten brauchten, und ſo fuhren ſie acht Tage lang gegen Norden. Nach Verfluß derſelben erblickten ſie eine häßliche und ſteinige Inſel voll vom Schlamme des Meers, ohne Bäume

und ohne Kraut, aber voll von Schmiedeeſſen. Der ehrwürdige Vater ſprach da zu ſeinen Brüdern: Wahrlich, liebe Brüder, ich fürchte mich vor dieſer Inſel. Ich wollte nicht zu ihr gehen, ja ihr nicht nahe kommen, aber der Wind hat uns dahin getrieben.

Sobald ſie der Inſel auf einen Steinwurf nahe kamen, hörten ſie das Blaſen der Blasbälge, welche dröhnten wie der Donner, und den Lärm der Hämmer, welche gegen das Eiſen und die Amboſe ſchlugen. Sobald ſie dies vernahmen, ſchützte ſich der heilige Vater mit dem Siegeszeichen unſeres Herrn an vier Seiten ſeines Leibes und ſprach: Herr Jeſus Chriſt, befreie uns von dieſer böſen Inſel!

Als der Mann Gottes dieſes Wort geſprochen, trat einer der Bewohner dieſer Inſel heraus, wie um etwas zu verrichten; ſein Anſehen war ſtruppig, erhitzt und ſchwarz. Als er aber die Diener Gottes an die Inſel herankommen ſah, kehrte er in ſeine Werkſtätte zurück. Der Mann Gottes bekreuzte ſich nochmals und ſprach zu ſeinen Brüdern: Meine Söhne, ſpannt die Segel höher, rudert was ihr vermögt und laßt uns von dieſer Inſel fliehen.

Kaum hatte er das geſagt, als der vorbeſagte Mann ihnen an das Ufer entgegenkam, eine Zange in der Hand mit einer ungeheuren Maſſe glühender Schlacken. Dieſe ſchleuderte er alsbald auf die Diener Gottes, doch ſchadete es ihnen nichts, denn es flog über ſie hinweg und fiel in weiter Ferne von ihnen ins Meer; an der Stelle aber begann ſich das Waſſer zu erhitzen, wie in einem feuerſpeienden Berge,

und Rauch ſtieg aus dem Meere auf wie aus einem Feuerofen. Schon war der Mann Gottes eine Meile weit von jener Stelle entfernt, wo die glühende Maſſe niedergefallen war, als alle die, welche ſich auf der Inſel befanden, an das Ufer gelaufen kamen, und ein jeder brachte eine Ladung jener Schlacken mit ſich. Die einen warfen dieſelbe nach den Dienern Gottes in das Meer, die andern warfen ſie über ſich ſelbſt her. Darauf kehrten ſie zu ihren Werkſtätten zurück und ſteckten ſie in Brand, ſo daß die ganze Inſel glühte wie ein Feuerklumpen, und das Meer erhitzte ſich wie ein Fleiſchkeſſel, der gut mit Feuer bedient wird. Die Brüder aber hörten noch den ganzen Tag ein großes Geheul, und auch als ſie die Inſel nicht mehr ſehen konnten, drang das Geheul der Inſelbewohner noch bis zu ihren Ohren und ein häßlicher Geſtank in ihre Naſen. Da tröſtete der heilige Vater die Mönche und ſprach: Wohlauf, ihr Ritter Gottes, kräftiget euch im wahren Glauben und mit geiſtlichen Waffen, denn wir ſind in der Nachbarſchaft der Hölle, darum wachet und betragt euch männlich!

Ein anderesmal zeigte ſich ihnen ein hoher Berg im Meere gegen Mitternacht, nicht weit von ihnen entfernt, aber er war wie in dünne Wolken gehüllt, die auf dem Gipfel dampften. Auf einmal zog ſie ein Wind in die Nähe jener Inſel, bis das Schiff nicht weit vom Lande ſtill ſtand. Das Ufer der Inſel war ſehr hoch, ſo daß ſie kaum den Gipfel derſelben ſehen konnten; es war von kohlſchwarzer Farbe und ſteil wie eine Mauer. Der eine noch übrige von den drei

Brüdern, welche Sanct Brandan aus dem Kloſter nachgefolgt waren, ſprang aus dem Schiffe, ging bis an das Ufer hin, rief und ſprach: Ach lieber Vater, wie weh thut es mir um euch, daß ich nicht zu euch kommen kann.

Da führten die Brüder das Schiff alsbald rückwärts vom Lande, ſchrieen zu Gott und ſprachen: Herr, erbarme dich unſer!

Der heilige Vater aber ſagte ihnen, wie dieſer Unglückſelige von einer Menge von Teufeln dahin geführt werde, und wie er ihn im Feuer brennen ſehe. Wehe dir, rief er aus, daß dir ein ſolches Lebensende geworden iſt!

Sogleich faßte ſie wieder ein günſtiger Wind und führte ſie rückwärts gegen Mittag. Als ſie hinter ſich ſahen, bemerkten ſie, daß der Berg jener Inſel vom Rauche frei war. Die Flamme ſchlug hoch in die Luft und verbreitete ſich über den ganzen Berg, ſo daß die Inſel bis an das Meer hin einem ungeheuren brennenden Scheiterhaufen gleich ſah. Nachdem ſie ſieben Tage lang gegen Mittag gefahren waren, erſchien ihnen eine Geſtalt wie die eines Mannes, der auf einem Felſen ſaß, und vor ihm war ein Tuch, das wie ein Sack an zwei eiſernen Hacken hieng und das die Wogen hin und herwarfen wie ein Schiff im Sturme. Die einen hielten es für ein Fahrzeug, die andern aber meinten es ſei ein Vogel. Da ſprach der Mann Gottes zu ihnen: Meine Brüder, laßt dieſen Streit, und lenket euer Schiff nach der Stelle hin!

Als ſie derſelben nahe kamen, bemerkten ſie, daß das Waſſer ringsum feſt war wie ein Wall, und fanden auf dem

Felſen einen ſtruppigen garſtigen Mann ſitzen, und von allen Seiten brachen die Wellen auf ihn ein und ſchlugen ihm über dem Scheitel zuſammen. Wenn ſie aber weg waren, ſah man, daß der Fels, auf welchem er ſaß, ganz kahl war, und das Tuch, welches vor ihm herabhieng, ſchlug der Wind manchmal über ihn her und bedeckte ihm damit ſein Geſicht. Da fragte ihn der heilige Mann, wer er wäre, und um welcher Urſache willen er hierher geſandt ſei und eine ſolche Strafe verdient habe. Er ſprach: Ich bin der unglückliche Judas, der den ſchlimmen Handel gemacht hat. Ich habe dieſen Ort nicht verdient, ſondern durch die unendliche Barmherzigkeit Jeſu Chriſti erhalten. Er iſt mir nicht zur Strafe angewieſen, ſondern durch die Gnade Gottes und zur Ehre der Auferſtehung unſeres Herrn; denn es iſt heute Sonntag. Jetzt ſcheint es mir, als ſitze ich mitten in der Wonne des Paradieſes, gegenüber von den Qualen, in die ich auf den Abend zurückkehren muß. Dann brenne ich wie eine Maſſe geſchmolzenen Bleies in einem Topfe Tag und Nacht auf dem Berge, den ihr geſehen habt. Dort hauſt der Teufel mit ſeinen Geſellen, und auch ich war daſelbſt, als er euren Bruder verſchlang. Darum freute ſich die Hölle und ſpie große Flammen aus, wie ſie immer thut, wenn ſie die Seelen der Miſſethäter verſchlingt. Ich aber habe immer Kühlung an allen Sonntagen vom Morgen bis zum Abend, von der Geburt unſeres Herrn bis zur Erſcheinung, von Oſtern bis Pfingſten, am Feſte der Reinigung unſerer lieben Frauen und an der Himmelfahrt. Alle andern Tage und Nächte bin ich in der

Qual der Hölle mit Herodes und Pilatus, Annas und Kaiphas. Darum bitte ich euch bei dem Erlöſer der Welt, daß ihr für mich bittet bei unſerem Herrn Jeſus Chriſt, daß er mich hier weilen laſſe bis morgen früh, daß die Feinde mich nicht quälen, ſo lange ihr hier ſeid und ein böſes Erbe an mir erhalten.

Der heilige Mann erwiderte ihm: Unſers Herrn Wille geſchehe! Du ſollſt nicht von den Teufeln geplagt werden bis morgen.

Da fragte ihn der Mann Gottes weiter und ſprach: Was bedeutet dieſes Tuch?

Er antwortete: Ich gab daſſelbe einem Miſelſüchtigen, als ich Kämmerer meines Herrn war, aber weil es nicht mir gehörte, ſondern eben ſo gut unſerem Herrn und den andern Brüdern, habe ich davon kein Verdienſt, vielmehr Hinderniß meiner Seligkeit. Die Hacken, an welchen es hängt, gab ich den Prieſtern und ſie halten nun den Keſſel, in welchem ich brate. Ehe ich der Jünger unſeres Herrn wurde, hatte ich ſie in einer Grube an der Straße verſteckt.

Als die Abendzeit das Antlitz der Thetis verhüllt hatte, kam eine Schaar von böſen Geiſtern mit großem Lärm heran und ſprach: Du Mann Gottes, weiche von uns, denn wir können unſerem Geſellen nicht nahen, wenn du nicht von ihm weggehſt, aber wir wagen auch nicht, unſerem Fürſten vor die Augen zu treten, wenn wir ihm nicht ſeinen Freund zurückbringen. Du aber gib uns unſere Speiſe zurück, und enthalte ſie uns nicht vor in dieſer Nacht.

Der Mann Gottes ſprach zu ihnen: Nicht ich verbiete es euch, ſondern unſer Herr Jeſus Chriſt hat ihm dieſe Nacht geſchenkt, um hier zu bleiben.

Die Teufel antworteten ihm: Wie rufſt du den Namen unſeres Herrn für ihn an, da er der Verräther unſeres Herrn iſt?

Da ſprach der Mann Gottes: Ich befehle euch im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti, daß ihr ihm kein Leid zufügt bis an den Morgen.

Als die Nacht auf dieſe Weiſe vorüber ging, kam am Morgen, während der Mann Gottes ſich zur Weiterreiſe anſchickte, eine große Menge von Teufeln und bedeckte die Oberfläche des Abgrundes. Sie erhoben ein gräßliches Geſchrei und ſprachen: O du Mann Gottes, verflucht ſei dein Kommen und dein Gehen, denn unſer Fürſt hat uns dieſe Nacht grauſam mit Ruthen gepeitſcht, weil wir ihm den Verdammten nicht gebracht haben.

Der Mann Gottes ſprach zu ihnen: Dieſer Fluch wird nicht auf uns, ſondern auf euch fallen, denn der, dem ihr fluchet, iſt geſegnet, und der, den ihr ſegnet, iſt verflucht.

Da ſprachen die Teufel weiter: Der ſchlimme Judas ſoll doppelte Strafe leiden in dieſen ſechs Tagen, weil ihr ſie ihm dieſe Nacht erſpart habt!

Der heilige Mann aber entgegnete den Teufeln: Ihr werdet dieſe Gewalt nicht haben, noch auch euer Fürſt, denn ſo iſt es der Wille des Höchſten. Und er ſprach weiter: Ich

befehle euch im Namen unſeres Herrn, euch und eurem Für-ſten, daß ihr ihm keine größern Qualen anthut, als zuvor.

Sie antworteten: Biſt du unſer Herr, daß wir deinen Worten gehorchen ſollen?

Ich bin der Diener deſſen, verſetzte der Mann Gottes, der Herr iſt über alles, und was ich in ſeinem Namen befehle, das geſchieht, und ich habe Gewalt, ſo weit er ſie mir verleiht.

Sie verfolgten ihn aber mit Schmähungen, bis er von Judas abgelaſſen hatte. Darauf kehrten die Teufel zurück und nahmen die unglückliche geplagte Seele mit ſich unter großem Jubel und Geheul. Der Mann Gottes fuhr gegen Mittag weiter und lobte den Herrn über alles, was ihm begegnet war. Drei Tage ſpäter ſahen ſie in der Ferne eine kleine Inſel. Als ſie ſich beeilten darauf loszuſteuern, ſagte der heilige Mann zu ihnen: Liebe Brüder, ermüdet euch nicht zu ſehr! Auf nächſte Oſtern ſind es ſieben Jahre ſeit wir von unſerer Heimath geſchieden ſind. Nun werdet ihr auf dieſer Inſel den heiligen Paul ſehen, der ohne körperliche Speiſe daſelbſt ſeit ſechszig Jahren ein geiſtliches Leben führt, und dreißig Jahre vorher hat er zum letztenmal vom Fleiſche eines Thieres genoſſen.

Als der heilige Mann und ſeine Brüder an das Ufer gelangten, konnten ſie keinen Landungsplatz finden wegen ſeiner Höhe. Die Inſel war ſehr klein und rund, auf der Höhe derſelben befand ſich keine Erde, ſondern ſie ſahen nur einen kahlen Stein nach Art eines Felſens, und derſelbige war gleich

lang, breit und hoch. Indem ſie um die Inſel herfuhren, bemerkten ſie einen Hafen, der aber ſo eng war, daß das Schiff kaum mit dem Vordertheil hinein konnte. Da ſprach der Mann Gottes zu den Brüdern: Wartet hier, bis ich wieder zu euch komme, denn es iſt euch nicht erlaubt, hier hereinzufahren ohne die Erlaubnis des Mannes Gottes, der an dieſem Orte wohnt.

Als der ehrwürdige Vater auf den Gipfel der Inſel gelangte, bemerkte er zwei Höhlen, welche ſich auf der Seite dieſer Inſel gegen Morgen zu neben einander befanden, und eine kleine runde Quelle, die aus dem Felſen hervorſprudelte, welcher die Öfnung der Höhle, in der der Ritter Jeſu Chriſti wohnte, verdeckte. Kaum aber war die Quelle aus dem Felſen gedrungen, ſo verſchwand ſie auf der andern Seite wieder in dem Stein. Als Sanct Brandan an die Öfnung einer dieſer Höhlen kam, trat aus der andern ihm ein Greis entgegen und ſprach: Siehe, wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig mit einander wohnen.

Darauf befahl er Sanct Brandan, alle ſeine Brüder aus dem Schiffe herzuholen, und als ſie da waren, küßte ſie der Mann Gottes einen nach dem andern und nannte ſie alle beim Namen. Als ſie dies hörten, wunderten ſie ſich ſehr über ſeinen prophetiſchen Geiſt, nicht weniger aber über ſeinen Aufzug, denn er war ganz und gar von den Haaren ſeines Hauptes und Bartes bedeckt und die Haare glänzten weiß wie der Schnee wegen ſeines hohen Alters. Eine andere Kleidung hatte er nicht als die Haare, die auf ſeinem Leibe wuchſen, und als Sanct Brandan dies bemerkte, erbarmte er ſich und

ſprach: Wehe mir, daß ich Mönchskleider trage, und mir ſind viele Menſchen anvertraut im Namen dieſes Ordens! Hier aber ſehe ich einen Menſchen vom Stande der Engel, und noch iſt an ſeinem menſchlichen Leibe nichts verdorben durch die Fehler des Fleiſches.

Der Mann Gottes verſetzte: O ehrwürdiger Vater, wie Vieles nnd Großes hat dir Gott gezeigt, was er noch keinem der heiligen Väter geoffenbart hat, und du ſprichſt in deinem Herzen, du ſeieſt nicht würdig, das Mönchsgewand zu tragen! Ich ſage dir, du biſt größer als ein Mönch. Der Mönch lebt und kleidet ſich von der Arbeit ſeiner Hände; Gott aber hat dich ſieben Jahre lang durch ſeine Wunder ernährt und gekleidet und deine Genoſſen mit dir. Ich Elender ſitze hier auf dieſem Steine nackt wie ein Vogel und nur mit meinen eigenen Haaren bekleidet.

Da fragte ihn Sanct Brandan, wie er an dieſen Ort gekommen, woher er wäre, und wie lange er ein ſolches Leben geführt habe. Er antwortete: Ich lebte im Kloſter des heiligen Patricius fünfzig Jahre lang und hatte die Aufſicht über den Kirchhof der Brüder. Eines Tags geſchah es, daß mein Vorgeſetzter mir die Stelle eines Begräbniſſes anwies, wo ein Todter beerdigt werden ſollte. Da erſchien mir ein Greis, welchen ich nicht kannte und ſprach: Lieber Bruder, mach dieſes Grab nicht hier, denn es iſt das Grab eines andern!

Ich ſprach zu ihm: Lieber Vater, wer biſt du?

Und er ſprach: Warum kennſt du mich nicht? Bin ich nicht dein Abt?

Ich antwortete ihm: Sanct Patricius iſt mein Abt.

Er aber ſprach: Ich bin Sanct Patricius. Geſtern bin ich aus dieſer Welt geſchieden; dies iſt die Stätte meines Begräbniſſes.

Er bezeichnete mir den Ort und ſetzte hinzu: Dort ſollſt du unſern Bruder beerdigen, aber ſage niemand, was ich mit dir geſprochen habe! Gehe morgen an das Ufer des Meeres, da wirſt du ein Schiff finden, und dieſes wird dich an den Ort bringen, wo du den Tag deines Todes erwarten ſollſt.

Ich ging am Morgen dahin, wie mir der heilige Vater geboten hatte, und fand es auch wie er mir verheißen. Nachdem ich das Schiff beſtiegen hatte, fuhr ich drei Tage und drei Nächte in einem fort. Darnach aber ließ ich mein Schiff gehen, wohin der Wind es führen wollte. Am ſiebenten Tage fand ich dieſen Felſen, ſtieg darauf und gab meinem Schiff einen Stoß mit dem Fuße, daß es zurückging, woher es gekommen war. Es durchſchnitt raſch die Wellen und kam wieder in ſeine Heimath; ich aber bin ſeit der Zeit hier. Am erſten Tage nach meiner Ankunft brachte mir ein wildes Thier um die neunte Stunde einen Fiſch zur Speiſe und hielt ein Bündel Reis, um Feuer zu machen, zwiſchen den Vorderfüßen, während es mit den Hinterfüßen einherging. Es legte den Fiſch und den Reisbüſchel vor mir nieder und kehrte zurück, von wo es gekommen war; ich aber ſchlug mir mit einem Eiſen Feuer aus dem Felſen, zündete das Reiſig an und machte nun das Fleiſch des Fiſches zurecht. Auf dieſelbe Weiſe brachte mir dreißig Jahre lang dieſer Diener dieſelbe Koſt, nämlich

je nach drei Tagen brachte er einen Fiſch, ſo daß es mir an nichts fehlte, was ich haben wollte, und am Sonntag quoll immer ein wenig Waſſer aus dieſem Stein, womit ich meinen Durſt löſchen und meine Hände waſchen konnte. Nach dreißig Jahren fand ich dieſe zwei Höhlen und dieſe Quelle, und von dieſer lebe ich nun ſeit ſechszig Jahren, ohne eine andere Nahrung zu genießen. Über neunzig Jahre bin ich ſomit auf dieſer Inſel; dreißig Jahre lebte ich von Fiſchen und ſechszig Jahre lang gewährte dieſe Quelle mir meine Nahrung; fünfzig Jahre aber lebte ich zuvor in meiner Heimath; mein ganzes Lebensalter beträgt ſomit jetzt hundert und vierzig Jahre und in dieſem meinem Fleiſch muß ich hier den Tag des Gerichts erwarten. Wenn ihr nun in eure Heimath zurückkehrt, ſo nehmt eure Gefäſſe voll des Waſſers dieſer Quelle mit euch! Ihr werdet es wohl nöthig haben, denn ihr habt noch vierzig Tage lang einen weiten Weg zu thun bis zu dem Sonnabend vor Oſtern. Dieſen und das Oſterfeſt und die übrigen heiligen Tage werdet ihr wieder da feiern, wo ihr ſie in den letzten ſechs Jahren gefeiert habt. Nachher, wenn ihr euch von dem Verſorger verabſchiedet habt, werdet ihr in das Land der Verheißung der Heiligen kommen, und daſelbſt vierzig Tage verweilen, und darauf wird euch Gott friſch und geſund in das Land eurer Heimath zurückführen.

Damit gab ihnen der Mann Gottes ſeinen Segen, und ſie fuhren während der Faſtenzeit immer gegen Mittag. Das Schiff fuhr da und dorthin, und das Waſſer, das ſie auf der Inſel von dem Manne Gottes mitgenommen hatten, diente

ihnen zur Nahrung, ſo daß ſie je drei Tage lang weder Speiſe noch Trank bedurften. Am heiligen Sonnabend vor Oſtern gelangten ſie an die Inſel ihres Verſorgers. Er kam ihnen mit großer Freude entgegen und reichte einem nach dem andern die Hand, um ihn aus dem Schiffe zu heben. Als der Gottesdienſt des heiligen Tages vorüber war, bereitete er ihnen den Tiſch zum Abendeſſen, und darauf ſtiegen ſie in das Schiff und der Mann mit ihnen. Sie fanden einen Walfiſch an dem gewohnten Ort, ſangen Gottes Preis die ganze Nacht und hielten am Morgen eine Meſſe. Als dieſe vorüber war, ſchwamm Jasconius von hinnen, und alle Brüder ſchrieen zum Herrn und ſprachen: Herr Gott, hilf uns!

Sanct Brandan aber tröſtete ſeine Brüder und ſprach: Seid unbekümmert, es wird euch nichts Schlimmes widerfahren, ſondern Gottes Obhut wird über eurer Reiſe wachen.

Der Walfiſch kam geraden Weges an das Ufer der Inſel der Vögel, wo ſie bis zur Pfingſtwoche blieben. Als die Zeit der Feſtlichkeiten vorüber war, ſprach der Verſorger, welcher ſie immer begleitete, zu Sanct Brandan: Tretet in das Schiff und füllt zuvor eure Krüge aus dieſer Quelle! Ich werde jetzt immer mit euch gehen und euch den Weg zeigen, denn ohne mich könnt ihr das Land der Verheißung der Heiligen nicht finden.

Darauf ſtiegen ſie in das Schiff, und alle Vögel, die auf jener Inſel waren, riefen einſtimmig: Herr unſer Gott, wir bitten dich, du mögeſt ihnen glückliche Reiſe verleihen.

Sie kehrten darnach zur Inſel ihres Verſorgers zurück

und er ging immer voran, ihnen den Weg zu zeigen. Als vierzig Tage um waren, kam gegen Abend eine ſo große Finſternis über ſie, daß kaum einer den andern ſehen konnte. Da ſprach ihr Verſorger: Weißt du, was das für eine Finſternis iſt!

Nein, ſprach Sanct Brandan.

Dieſe Finſternis, verſetzte der Führer, umgibt jene Inſel, welche ihr ſeit ſieben Jahren ſucht.

Nach Verfluß von einer Stunde umfloß ſie ein helles Licht und das Schiff hielt am Ufer ſtille. Sie traten heraus und ſahen ein großes Land voll von Obstbäumen mit reifen Früchten, als wäre man im Herbſte. Sie gingen in dem Lande umher und hatten daſelbſt nie Nacht, ſondern einen immerwährenden Tag. Sie genoßen von den Früchten und tranken aus den Quellen des Landes, und gingen vierzig Tage darin umher, ohne ein Ende finden zu können. Eines Tags gelangten ſie an einen großen Fluß, der mitten durch die Inſel lief. Da ſprach der heilige Mann zu den Brüdern: Wir können nicht über dieſen Fluß ſetzen, noch die Größe dieſes Landes erfahren.

Während ſie ſolches bei ſich bedachten, kam ihnen ein Jüngling entgegen, küßte ſie mit großer Freudigkeit, nannte jeden mit Namen und ſprach: Friede ſei mit euch, und geſegnet ſind, die da wohnen im Hauſe des Herrn und die ihn loben von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Darauf fuhr er gegen Sanct Brandan fort: Sieh hier das Land, das du lange Zeit geſucht haſt! Aber Gott hat es

dich bisher nicht finden laſſen, weil er dir zuvor die großen Wunder des Weltmeeres zeigen wollte. Kehre nun zurück in das Land, da du geboren biſt, und nimm von dieſen Früchten und dem edlen Geſtein mit dir, ſo viel dein Schiff tragen kann, denn der Tag kommt heran, wo deine Pilgerſchaft zu Ende geht, wo du verſammelt wirſt zu deinen Vätern. In ſpäter Zeit wird dieſes Land deinen Nachkommen offenbart werden, und ſie ſollen hier eine Zuflucht finden vor der Verfolgung der Heiden. Der Fluß, welchen du ſiehſt, theilt dieſe Inſel in zwei Hälften, und wie du ſie jetzt ſiehſt, ſo iſt ſie immerdar reichlich verſorgt mit Früchten. Finſternis kennen wir nicht, denn der Glanz des Herrn umleuchtet uns.

Nachdem ſie ſich mit Früchten und verſchiedenem Geſtein dieſer Inſel reichlich verſehen hatten, verabſchiedeten ſie ſich von ihrem Verſorger und dem Jüngling, ſtiegen in das Schiff und Sanct Brandan ruderte durch die Finſternis hin. Als ſie durch dieſelbe hindurch geſchifft waren, gelangten ſie zu der Inſel, welche das Land der Wonne heißt, blieben daſelbſt drei Tage und kehrten darauf in ihre Heimath zurück, woſelbſt Sanct Brandan ſein Leben im Frieden beſchloß.

Robert der Teufel.

Vor alten Zeiten lebte in der Normandie ein Herzog aus edlem Geſchlechte, welcher tapfer und ritterlich war, und den die Barone ſeines Herzogthums, als er in ſeinen beſten Jahren ſtand, aufforderten, eine Frau zur Ehe zu nehmen. Der Herzog ſagte ihnen dies zu, und gab ihnen zugleich auf, ſich auf den Weg zu machen, und ihm eine ſolche zu ſuchen. Die Barone thaten dies und führten ihm eine ſchöne und wohlgeſittete Jungfrau, eines Grafen Tochter, herbei, welche er zu ſeinem ehelichen Gemahl annahm. Die Hochzeitfeier war ſehr ſtattlich; Grafen und Fürſten in Menge fanden ſich dabei ein, und der Herzog vertheilte an die Spielleute und anderes fahrende Volk Geld in Menge. Der Herzog und die Herzogin lebten lange Zeit mit einander, ohne daß ſie ein Kind bekam, und alle Gebete und Gelübde, welche ſie Gott und dem Sanct Peter für dieſen Zweck darbrachten, wollten nichts fruchten. Da geſchah es eines Tags nach Pfingſten, daß der Herzog in den Wald auf die Jagd ging und die Hunde einen Hirſch erjagten. Die Herzogin hing indeſſen ihrem Schmerze nach, daß ſie kein Kind bekam und rief aus: Ach Gott, warum haſ-

ſeſt du mich ſo, daß du mir keine Leibesfrucht verleihen willſt? So manchem gemeinen armen Weibe gibſt du ſogleich Kinder, und mich, die du ſonſt mit Macht und Reichthum geſegnet haſt, läſſeſt du keine haben. Mich däucht, es geht über deine Gewalt, daß du ſo lange meine Bitten nicht erhörſt. Darum rufe ich zu dir, Teufel, und bitte dich, höre auf mein Wort! Wenn du mir ein Kind verleihſt, ſo will ich von nun an zu dir beten.

Nach dieſen Worten ſank ſie ohnmächtig auf das Bette und machte ſich, als ſie wieder zu ſich kam, bittere Vorwürfe. Um dieſelbe Zeit kam der Herzog von der Jagd zurück, ſtieg hinauf in den Saal, wo er ſeine Jagdkleider ablegte, und trat darauf in das goldgeſchmückte Zimmer zu ſeiner Frau, und ward von dem Anblick ihrer Schönheit ſo ſehr entzündet, daß ihn die Luſt ergriff, mit ihr zu liebkoſen. Er trug ſie daher auf ſein Bette und ſcherzte lange mit ihr. Der Teufel aber war es, der ihn dazu verleitet hatte, und die Frau ward mit einem Kinde ſchwanger, worüber ſie ſich tief betrübte, denn ſie gedachte wohl, daß Gott daran keinen Theil habe, und daß das Kind nichts Gutes in der Welt vollführen werde. Indeß ging die Zeit vorüber, während welcher ſie das Kind mit großer Beſchwerde zu tragen hatte. Jedermann wußte im ganzen Lande, daß ſie ſchwanger war, und freute ſich, weil ſie dadurch verſchiedenen Kriegen zu entgehen glaubten. Aber ach, ſie entgingen ihnen darum nicht. Als nun das Stündlein der Herzogin kam, da ſie entbunden werden ſollte, befielen ſie gräßliche Qualen, und die Wehen dauerten eine ganze

Woche, während welcher ſie weder Schlaf noch Ruhe genoß, bis ſie endlich eines Sohnes genas. Als das Kind geboren war, ließ der Herzog den Biſchof zu ſich beſcheiden, welcher es taufte und ihm den Namen ſeines Vaters Robert beilegte. Nachdem das Kind die heilige Taufe mit Salz, Öl, Waſſer und Weihe empfangen hatte, ließ man ihm Ammen kommen, um es zu ſäugen und zu nähren. Aber das Kind war ſo böſer Art, daß es ſich durchaus nicht zufrieden ſtellen ließ, ſondern in einem fort heulte und ſchrie und mit den Füßen um ſich ſtieß; ſo oft es aber die Amme ſäugen wollte, biß es ſie in die Bruſt und weinte und ſchrie unaufhörlich, ſo daß die Ammen ſich ſcheuten, ihm weiter die Bruſt zu reichen und ihm durch ein Hörnchen ihre Milch gaben. Auch wenn ſie ihn aus dem Bette hoben, ſuchte er ſie zu beißen und zu kratzen, und wenn er dies nicht konnte, ſtieß er ſie mit den Füßen. So wollte der kleine Robert nie etwas freundliches thun, und ſein ganzes Geſchäft war ſchreien und brüllen. Dabei wuchs er in einem Tage mehr als andere in ſieben und nahm auch an Schönheit ſo ſehr zu, daß er in ſeinem vierzehnten Jahre der ſchönſte Jüngling war, den es geben konnte. Bei all ſeiner Schönheit und ſeinem Verſtande aber war er ſchon als Knabe ſo böſe, daß er, ſo bald er an den Bänken umherklettern konnte, Bänke und Stühle nach ſeinen Ammen und nach dem Geräthe, das in der Stube war, ſchleuderte; und als er im Hauſe umhergehen konnte, ging er an das Kamin, warf brennendes Stroh auf die Leute und beſchmutzte ſie mit Aſche. Man wollte ihn leſen lehren, aber niemand brachte es dahin,

ihm auch nur einige Buchſtaben einzuprägen, ſo ernſtlich man ihn auch mit Schlägen ſtrafte. Als er ſein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war er ſchon in der ganzen Gegend berüchtigt, ſo daß niemand an den Hof zu kommen wagte, denn wenn er einen nur bei der Hand faßte, hatte er ihm gleich bis zu den Füßen herab die Kleider zerriſſen, er fuhr den Leuten mit den Zähnen nach den Augen, oder that ihnen ſonſt am Körper etwas zu Leide. Weder Laie noch Prieſter war ſo hoch, den nicht Robert, wenn er ihm begegnete, verhöhnte oder beleidigte; dem einen warf er etwas auf die Platte, den andern erſchlug er mit ſeinen Händen. Aber damit war er noch nicht zufrieden; wenn er in einer Kirche oder in einer Kapelle ſchöne Fenſterſcheiben erblickte, warf er mit Steinen darnach und war erfreut über das Geräuſch, wenn ſie zerbrachen. Schlimm ging es armen Leuten, die ihm in den Wurf kamen, er ſchlug ſie zu Tode, oder ließ ſie ſchwer verwundet liegen. Täglich liefen Klagen über ihn ein bei ſeiner Mutter und bei dem Herzog, ſeinem Vater, und ſie waren ſchwer betrübt über die ſchlimmen Wege, die ſie ihr Kind gehen ſahen; Robert aber wuchs und nahm zu an Kräften; dieſe Zunahme aber ward vielen Leuten zum Unheil, und es wäre beſſer geweſen, wenn ſeine Kräfte abgenommen hätten. In ſeinem zwanzigſten Jahre war Robert einen Kopf höher als alles Volk, und ebenſo kam ihm niemand an Stärke gleich, denn er konnte zwei der ſtärkſten Männer weit wegtragen; dabei war er aus der Maßen ſchön von Geſtalt und Antlitz, und jedermann verwunderte ſich, daß er ſo viel Übles that, da doch allen ſein

Ausſehen ſo wohl gefiel. Selbſt fromme Einſiedler und Mönche waren nicht vor ihm ſicher, er ſchlug ſie zu Tode, ſo bald er ſie erblickte, und da man dies wußte, flohen alle Leute vor ihm, wenn ſie nur von ihm reden hörten; Mönche und Laienbrüder, alles lief davon, aus Furcht vor dem gräßlichen Robert. Das war dem heiligen Vater kein Scherz, er ſchleuderte ſeinen Bannfluch auf ihn und ſchloß ihn von der Gemeinde des Herrn aus, und der Herzog, ſein Vater, als er ſah, daß ſein Sohn nur Böſes that, befahl ihm, ſein Haus zu meiden und aus ſeinem Reiche ſich zu entfernen; auch bedrohte er ihn, ſich nicht in ſeinem Lande zu zeigen, da er ihn ſonſt alsbald umbringen laſſen würde. Als Robert ſah, daß alle Leute ihn haßten und ihm fluchten, machte er ſich auf den Weg, und ging in einen Wald bei Roem an der Saine und zog eine große Rotte Räuber an ſich, denn ſolche Leute gefielen ihm. Nun konnte er Böſes thun ſo viel ihm beliebte, denn er hatte Leute, die zu ihm hielten, und er that es gerne. So ſtreifte er auf den Straßen und Fußpfaden umher, und wenn er einen Pilger oder einen Kaufmann oder ſonſt jemand auf dem Wege traf, ließ er ihn ergreifen und verbrennen oder aufhängen. So that Robert viel Böſes, und ehe ein Jahr um war, hatte er zwanzig Klöſter in Brand geſteckt und ihre Bewohner verjagt. Traf er eine Frau oder ein Mägdlein, und ſie war nur einigermaßen ſchön, ſo verlangte er, daß ſie ihm zu Willen ſei und ließ auf keine Weiſe davon ab. Seine Räubereien und Unthaten waren ſo groß, daß man unabläſſig bei ſeinen Eltern Klage über ihn erhob, und ſein Vater ſchwor

bei dem allmächtigen Gott, er wolle ſeinen Sohn erſäufen, wenn er ihn habhaft werden könne. Die Herzogin aber ſprach: Verzeiht o Herr! wenn ihr wollt, könnt ihr dieſe Klagen auf einmal beſchwichtigen, ohne ihn zu tödten oder ihm ein Leides zu thun. Macht euren Sohn zum Ritter, dann wird es ſich bald zeigen, daß er ſeine Bosheit aufgibt, und ſeine Grauſamkeit und Miſſethaten werden ein Ende haben, ſo bald er die Ritterweihe erhalten hat.

Dieſer Rath gefiel dem Herzog wohl. Am Morgen, ſo bald er aufgeſtanden war, ſchickte er Leute aus, um Robert aufzuſuchen. Sie fanden ihn im Walde, von welchem aus er ſeine Räubereien betrieb, und eröfneten ihm den Entſchluß ſeines Vaters, ihn zum Ritter zu ſchlagen, wofern er zu ihm zurückkehren wollte. Robert war über dieſe Botſchaft ſehr erfreut, entließ alle ſeine Räuber und kehrte nach Roem in den Saal ſeines Vaters zurück. Dieſer ermunterte ihn zur Beſſerung und ſagte, er wolle ihn zum Ritter machen, wenn er ſein böſes Leben laſſen wolle. Robert verſprach ihm alles Gute und empfing darauf von ſeinem Vater den Ritterſchlag. Es war dies die Nacht vor dem Pfingſtfeſte, da Robert ein Ritter wurde. Sein Vater gab ihm Waffen und Pferde und veranſtaltete große Feſtlichkeiten, die Armen aber und das Geſinde erhielt reiche Gaben, und ehe die Verſamlung ſich trennte, hielt man ein großes Turnier auf dem Sanct Michelsberge in der Bretagne. Robert ging dahin mit großem Gefolge von Rittern und andern Leuten. Hier begann er gleich ſeine ſchlimme Ritterſchaft und verwüſtete mehrere Säle

der Burg, er richtete ſich in der Herberge ein, und brachte die Nacht in wilder Freude zu. Am andern Morgen, als es Tag wurde, ging Robert zu dem Turnier, ohne daß er zuvor in der Kirche ſein Gebet verrichten wollte. Seine Begleiter tadelten ihn deshalb, aber er kümmerte ſich nicht darum, ſondern ging geraden Weges auf den Kampfplatz. Nicht leicht ſah jemand ein ſchöneres Turnier. Gleich zu Anfang machte Robert alle erzittern, denn ſeine Schläge waren kein leerer Scherz. Die Ritter, denen er begegnete, warf er ſämtlich vom Pferde, und mit einer Gewalt, als wäre es ein Kampf auf Leben und Tod. Waren ſie gefallen, ſo trat er auf ſie hin und wollte jedem den Kopf abſchneiden. Auch war keiner bei dem ganzen Kampfſpiel, den er nicht aus dem Sattel gehoben und zu Boden geworfen hätte, ſo daß er das ganze Turnier in Unordnung und Verwirrung brachte. Alle Ritter, welche darauf waren, ſchwuren deshalb bei Gott, daß ſie nimmermehr zu einem Turnier gehen wollten, was man ihnen auch verſpreche, und wie dringend man ſie bitten möge, ſobald ſie Robert dabei wüßten, denn er war ihnen über alles verhaßt, und dabei fürchteten ſie ihn, weil er ſie alle beſchämt und mit Schmach bedeckt entlaſſen hatte. Robert ritt darauf durch die Bretagne durch Frankreich und Lothringen, und nirgends konnte ein rechtes Turnier Statt finden, was die Leute ſehr verdroß, denn wenn Robert auf der einen Seite ſtand, waren auf der andern nichts als Feiglinge. Als die Turniere vorüber waren, kehrte Robert nach Vollbringung mancher ſchlimmen That in die Normandie zurück und in allen

Orten, wo er ſich aufhielt, that er ſo viel Böſes, daß es gar nicht zu ſagen iſt. Den Kloſterleuten und den Geiſtlichen that er beſonders viel Schimpf und Schande an, und dies alles durch die Gewalt des Teufels, ſo daß, wo er war, niemand bleiben mochte und ſich nicht zu fliehen ſchämte. Ja ſelbſt ſeine Diener und Knappen wagten kaum, ihm nahe zu kommen. Da geſchah es eines Tags, als er in dem Schloſſe von Arces ſich aufhielt, wohin auch der Herzog und die Herzogin gekommen waren, um Hof zu halten, daß Robert eine beſondere Miſſethat ausſann. Er kam mit ſeinen Baronen und ſeinem Geſinde in ein Kloſter, in welchem ſich ſechzig Nonnen aufhielten. Davon tödtete Robert fünfzig der ſchönſten mit eigener Hand, ſtieß ihnen das Schwert in die Bruſt, und mordete ſie auf die grauſamſte Weiſe hin. Zuletzt aber ſteckte er den Schlafſaal und die Bettſtellen in Brand, ſo daß, ehe er von hinnen ſchied, manche treffliche Frau durch ſein teufliſches Benehmen den Tod fand. Darauf beſtieg er ſein Roß, welches ſo laut wieherte, daß der ganze Platz davon wiederhallte. Als er aber um ſich ſchaute, ſah er weder rechts noch links einen Menſchen. Er rief ſeinen Knappen beim Namen, daß ſie kommen und ihm ſein Pferd abnehmen, aber er konnte lange warten, denn niemand wagte zu ihm zu treten, ſo ſehr fürchtete man ſeine Nähe. Da verfiel Robert in tiefes Nachſinnen und verwunderte ſich ſehr, was doch das wäre und woher es käme, daß ihn die Leute ſo ſehr fürchteten. Da kam ihm der Gedanke, warum er denn immer Böſes thue, und er bemerkte, daß, ſo oft er ſeinen Sinn auf

das Gute richte, ihm alsbald ein anderer Gedanke durch den Kopf fahre, der ihn von dem guten Wege ableite und ihn Gott und ſeine heilige Kirche wie aus Antrieb des Teufels haſſen mache. Da fiel ihm ein, daß dieſer Übelſtand ihm angeboren ſei und die Schuld an ſeiner Mutter liegen müſſe, welche auch gegen ihn nie freundlich war, weil ſie die Urſache und die Schuld ſeiner Sündhaftigkeit wohl wußte. Da hub er ſein Haupt gen Himmel und der heilige Geiſt gab ihm den Gedanken ein, daß er doch auch noch dereinſt Gottes Freund werden möge. Da that Robert einen großen Schwur bei den Nägeln, dem Kreuze, dem Tode und der Geburt Jeſu Chriſti, der die Welt geſchaffen und erlöst hat, daß er nie Freude haben werde, bis zu der Stunde, da er erfahre, warum er ein ſo böſer Menſch geworden ſei. Augenblicklich ging er in das Gemach ſeiner Mutter und zückte gegen ſie ſein blinkendes Schwert. Sie kam ihm entgegen und fiel ihm wie ohnmächtig zu Füßen, denn ſie fürchtete, ſie müſſe ſterben.

Mein Sohn, rief ſie, was willſt du thun? Aus welchem Grunde, um welches Verbrechens willen trachteſt du mir nach dem Leben?

Robert verſetzte: Sagt mir alsbald, oder ihr dürft nicht länger leben, wenn ihr es mir nicht ſogleich offenbart, warum ich ein ſo verkehrter Menſch geworden bin und ſo voll ſchlechten Sinnes, daß ich kein Geſchöpf Gottes ſehen kann, ohne ihm Übels zuzufügen.

Mein Sohn, antwortete die Mutter, verhüte Gott, daß ich dir den wahren Grund davon ſage, denn in deinem Schmerz

und deiner Beſchämung würdeſt du mich, wenn du es erführeſt, ſicherlich umbringen und kein Erbarmen mit mir haben.

Robert aber erwiderte: Hütet euch, da ihr den Hergang der Sache wißt, ihn mir nicht gleich zu erzählen, und wenn ihr eine Lüge redet, ſo ſoll dieſes blanke ſcharfe Schwert das Blut eures Hirns trinken.

Darüber war ſeine Mutter ſo erſchreckt, daß ſie ihm in ihrer Angſt den ganzen Hergang ſeiner Geburt erzählte und ihm alles von Anfang bis zu Ende offenbarte, wie ſie lange Zeit umſonſt Gott um Hilfe angefleht und endlich den Teufel gebeten habe, daß er ihr zu einem Kinde verhelfe. Und ſo kam es denn, daß er ſelbſt ihr ein Kind verlieh, ſobald ſie ſich an ihn gewandt hatte, und das Kind konnte nichts Gutes thun, weil Gott keinen Theil an ihm hatte, denn er kam aus der Hölle, wo die Böſen ſind, und die Böſen, die dort herkommen, werden auch wieder dahin gehen.

Dies iſt alles, lieber Sohn, ſprach ſie, was ich dir zu ſagen habe.

Als Robert dies hörte, war er tief bewegt über die Worte ſeiner Mutter, in großer Bekümmernis und Schaam; er weinte bitterlich und das Waſſer rann ihm in Strömen über das Geſicht.

Mutter, ſprach er, nun iſt die Zeit, daß ich von euch ſcheiden muß. Wahrlich, wenn es Gottes Wille iſt, ſo ſoll der Teufel an mir weiter keinen Theil haben; ich will ſeinen Dienſt verlaſſen und ihn um einen Knecht ärmer machen. Ich gehe alsbald und ohne Zaudern zu dem heiligen Vater

5*

gen Rom, um eine ſchwere Buße auf mich zu nehmen für die Miſſethaten und Sünden, mit denen ich mich ſo vielfältig befleckt habe.

Damit ergriff er ſein Schwert und ſchleuderte es weit von ſich, und ſchnitt ſich ſeine Haare ab mit einer Scheere, die er ſich reichen ließ. Darauf ſetzte er ſich an eine Säule, um ſeine Schuhe anzuziehen, und ging unverweilt in eine kleine Kammer, wo er einen alten Hut aufſetzte; der Hut aber wurde an ſeinen Rock angefügt. Nun wollte er ſich nicht einen Augenblick länger aufhalten; und er verabſchiedete ſich unter vielen Thränen von ſeiner Mutter, welche von Schmerz faſt von Sinnen kam. Robert aber verweilte ſich nirgends in keinem Schloſſe, Burg oder Stadt, bis er nach St. Gille und St. Jaque kam; von dort ging er nach Rom, um bei dem heiligen Statthalter Chriſti zu beichten, aber er konnte es nicht dahin bringen, daß er vor ihn gelangte, denn es waren daſelbſt ſo viele Leute, groß und klein, und aus allen Orten, um zu beichten und Klage zu führen, und das Gedränge vor der Thüre war ſo groß, daß niemand Einlaß fand, wenn er nicht große Geſchenke und reiche Gaben mitbrachte. Als Robert keine Gelegenheit fand, ſein Begehren zu eröfnen, war er ſehr betrübt, und ſann nach, wie er es anzugehen hätte, um mit dem heiligen Apoſtel zuſammenzutreffen. Da erfuhr er, daß der heilige Vater jeden Tag allein in der Kapelle des heiligen Johannes eine Meſſe ſang; um keinen Preis aber und um kein Verſprechen durfte ein fremder die Meſſe mit anhören, denn er ließ ſich von vielen Leuten

bewachen, welche jedermann den Eingang verſagten bis der Pabſt wieder zu Hauſe war, und auch dann durfte niemand zu ihm, den er nicht beſchied. Als Robert ſolches erfuhr, machte er ſich eines Abends, als es dunkel wurde, in die Nähe der Kapelle, und als der Küſter die Kirche ſchließen wollte und die Lampe ausgelöſcht hatte, ſchlich ſich Robert heimlich hinein, verſteckte ſich unter einem ſchönen Bilde an dem Altar der Kapelle, wo der Pabſt zu ſitzen pflegte, und hielt ſich ganz ſtille, damit ihn nicht jemand entdecke. Als der Küſter die Thüre geſchloſſen hatte, ging er weg und kam nicht mehr bis gegen Morgen, wo er die Kapelle rüſtete, weil der Pabſt wie gewöhnlich kommen ſollte, um die Meſſe zu halten. Er kam auch wirklich mit zwei alten greiſen Prieſtern und außerdem nur noch von den Dienern begleitet, welche die Thüre zu hüten hatten. Der heilige Mann zögerte nicht lange, that ſeine prieſterliche Kleider an, und brachte Gott ſein Opfer dar. Als er die Meſſe geendet hatte, machte ſich Robert aus ſeinem Verſteck hervor und ging alsbald auf den Pabſt zu, warf ſich vor ihm auf den Boden, umfaßte ſeine Füße und preßte ſie ſo feſt an ſich, daß er ſich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte, und bat ihn unter vielen Thränen um Gnade. Da liefen die Diener einer um den andern herbei, ſchlugen und ſtießen ihn, aber was ſie auch anfangen mochten, er ließ von dem heiligen Vater nicht ab, und die Diener hätten ihn eher auf dem Platze todt geſchlagen, wenn es ihnen der heilige Vater nicht verboten hätte, welcher laut rief: Es ſoll keiner ihn anrühren!

Da wichen ſie zurück und ließen den Sündigen zu den Füßen des Apoſtels, wo er ſein Leben verwünſchte und wehe darüber rief, daß ihn ſein Vater gezeugt und ſeine Mutter unter dem Herzen getragen. Da ſprach der Apoſtel: Mein Freund, wer ſeid ihr, und wer hat euch in ſolche Trauer verſetzt, wie ihr ſie hier zeigt? Sagt es uns, wenn ihr es wißt.

Herr, ſprach er, ich will euch die große Trauer und Bekümmernis meines Herzens erzählen. Ich bin der ſündigſte Menſch dieſer Welt, und habe ein ſo ausſchweifendes und laſterhaftes Leben geführt, daß ich nie den himmliſchen König lieb hatte. Nun will ich euch aber von meiner Herkunft erzählen. Der Normannen Herzog iſt mein Vater und die Herzogin iſt meine Mutter. Lange Jahre waren ſie beiſammen, ehe ſie mich gezeugt, und ſo ſehr ſie auch Gott bitten mochten, ſchenkte er ihnen doch lange kein Kind, bis daß ſie ſo ſehr betrübt wurden, daß ſie alles Vertrauen und alle Hoffnung zu Gott aufgaben. Meine Mutter bat den Teufel um einen Erben und er gab ihr mich durch ſeine Gewalt. Darum aber, weil ich durch ihn auf die Welt gekommen bin, wurde ich ein Feind Gottes und er wird meine Seele aus meinem Körper nehmen und ohne Buße abrufen, wenn ihr nicht mit mir Erbarmen habt.

Darauf erzählte er ihm von Anfang an alle ſeine Miſſethaten und Sünden und verhehlte ihm kein Wort. Vor großer Schaam aber hielt er während des Beichtens ſein Haupt geſenkt und weinte bitterlich. Als der Pabſt ſeine Erzählung

hörte, erkannte er ihn gleich, denn er hatte ſchon früher von ſeinem Daſein und ſeiner Sinnesweiſe gehört. Er erſchrack und wußte nicht, was er thun ſollte, denn bei der Menge der Sünden und Übertretungen war nicht leicht zu rathen, was er anfangen ſolle. Robert aber, deſſen Geſicht in ganz aufrichtigen Reuethränen gebadet war, rief vielmals zu ihm um Gnade und um Vergebung der Sünden, die er in ſeinem frühern wilden Leben begangen hatte. Der heilige Vater erbarmte ſich über ihn und über ſeine tiefe Reue, aber er wußte nicht, welche Buße er ihm auflegen ſollte, und ſprach alſo zu ihm: Mein lieber Robert, weißt du, was du thun ſollſt? Bleib heute Nacht bei mir und zögere nicht, am Morgen aber, wenn du den Tag kommen ſiehſt, will ich dir ein Merkzeichen geben, dann gehſt du nach den Bergen in den weiten Wald, welcher Gottes Stein heißt. Schlage den geradeſten Weg ein, und wenn du an eine ſchöne Quelle kommſt in einem verborgenen Thale, ſo gehe rechts am Fluſſe hin und du wirſt eine ſchöne Behauſung mit einer Kapelle finden und an der Pforte einen Hammer, denn es iſt dort nicht Sitte, den Leuten im Hauſe zu rufen. Poche dreimal an und nicht öfter, ſo wird mit geſenktem Haupt der wackere Alte zu dir kommen, der das Haus bewohnt. Es gibt keinen frommern Einſiedler auf dem Berge und kein Tag geht vorüber, wo nicht Gott in ſeiner Wohnung ein Wunder thue um ſeinetwillen, weshalb denn die Leute in großen Maſſen ſich zu ihm bringen. Gehe dreimal des Jahres zu ihm zur Beichte, denn dieſer fromme Mann hat ſchon manchem Sün-

der geholfen. Vermelde ihm meinen Gruß und gib ihm das Merkzeichen, das ich dir ausfertigen will, und den Brief, in welchem ich ihm von deinem ganzen Namen und deiner Sache unterrichten will. Er wird dir durch Gottes Gnade ſogleich die Buße anzeigen, welche du um deiner Sünden willen zu thun haſt. Deß ſei verſichert!

Als Robert dieſe Antwort des heiligen Statthalters Chriſti vernommen hatte, war er ſehr erfreut und küßte ihm unter Thränen die Füße. Der Pabſt nahm ihn ſodann mit ſich in ſein Gemach und ſchrieb ſelbſt den Brief, den er dem heiligen Einſiedler übergeben ſollte, und ſiegelte ihn, als er damit fertig war. Am Morgen rief er Robert, übergab ihm den Brief, und hieß ihn in den Wald gehen, in welchem der Einſiedler wohnte. Robert machte ſich auf den Weg und der barmherzige Gott war ſein Führer, der ihn zu ihm und ſeiner holden Mutter leitete. Robert beeilte ſich ſehr auf dem Wege, denn ihn trieb die Luſt, zu Gott zu kommen, müßte es auch durch Mühe und Arbeit geſchehen. Er gelangte endlich an den Wald und ging ſo lang darin umher, bis er an die Einſiedelei kam, wo er den Hammer an der Thüre fand, und drei Schläge damit an das Gitter that. Da trat alsbald der Einſiedler zu ihm, er war ein Mann von heiligem Anſehen mit langem weißem Barte. Er unterſtützte ſeine Schritte mit einem Stab, den er in der Hand hielt, und ſein Kopf war mit einem weißen Tuche bedeckt. Er öfnete das Pförtchen und rief ihm den Segensgruß entgegen. Sobald Robert ihn erblickte, bat er ihn aus Barmherzigkeit um

Herberge in ſeinem Hauſe, und der Einſiedler verſprach ihm zu genügen, ſo weit es ihm möglich ſei. Damit trat der edle Mann in die Thüre, neigte ſich und bot dem heiligen Manne den Gruß von dem Statthalter Chriſti in Rom, der ihm ſein Siegel als Merkzeichen mitgegeben hatte, und ehe der Einſiedler den Brief las, wußte er ſchon, was er ihm ſagen wollte; als er ihn aber geleſen hatte, ſetzte er ſich nieder und fing an, bitterlich zu weinen. Mein Bruder, ſprach er, zu böſer Stunde ſeid ihr auf die Welt gekommen, und ich weiß, daß ihr mich beſucht, um mich nach der Buße für eure Sünden zu fragen, mit welchen ihr befleckt ſeyd. Aber kein Menſch thut ſo viel um Gottes willen, als ihr zu eurer Buße thun müßt. Aber ich kann es nicht verhindern und ich will euch verſprechen, mein Möglichſtes dabei zu thun. Morgen früh will ich bei dem großen Amte, das ich unſerem Herrn halte, ihn demüthig bitten, daß er mir Zeichen und Weiſung zukommen laſſe, um euch eine Buße aufzulegen, denn wenn Gott Erbarmen mit euch haben will, wird er mir die Laſt eurer Buße wohl offenbaren, und euch die Sünden vergeben, die euch ſo ſchwer darniederdrücken.

Als Robert ſolches hörte, ſeufzte er tief auf, fing an ſelbſt an ſeiner Erlöſung zu zweifeln und weinte und ſchrie wie ein Wahnſinniger. Sein Ausſehen wurde bleich und mager, ſo daß, wäre er jetzt in die Normandie zurückgekommen, man ihn nicht mehr würde erkannt haben. Der heilige Mann brachte ihn in ſein Gemach, ſpeiste ihn mit Brod und Waſſer und herbergte ihn die Nacht über ſo gut, als wäre St.

Julian ſein Pfleger geweſen. Er brachte ihm weiches Gras zur Lagerſtätte und Robert ſtreckte ſich darauf nieder; aber troß des guten Bettes fand er die Nacht über keine Ruhe, ſondern weinte und klagte an einem fort über ſeine Sünden und war in großer Beſorgnis, er möchte das Paradies des Herrn verſcherzen und ein Erbtheil des Teufels ſein. Sobald der Morgen dämmerte, erhob ſich der Einſiedler von ſeinem Lager, ſteckte die Kerze in ſeiner Laterne an und trat zu Robert, um ihn aufzuwecken und ihm zu ſagen, daß er mit ihm in die Kapelle komme. Er ſprang auf, als er ihm rief, und ging mit dem Einſiedler in die Kirche, um den Gottesdienſt mit anzuhören, und ſobald er in das Gotteshaus getreten war, fiel er mit ſeinem ganzen Leibe zu Boden und blieb ſo ausgeſtreckt im Gebete liegen, und ſo innig kann kein Gefangener im Kerker um die Freiheit bitten, wie Robert zu Gott betete, daß er ihn von der Hölle erlöſen möge; der Platz aber, auf dem er lag, war ganz feucht von den Thränen, die er in großer Menge vergoß, ſo daß man ihm wünſchen mochte, daß ihm Gott ſeinen Willen thue und ſein heißes Begehren erfülle. Der fromme Einſiedler beeilte ſich, ſeinen Gottesdienſt zu vollenden. Als er ſeine Frühmeſſe vollendet hatte, zog er ſchnell die einfachen Kleider wieder an, die er ſonſt zu tragen pflegte. Darauf begann er einfach die heilige Meſſe zu ſingen, von Gott und der glorreichen Jungfrau, und als er an das Sacrament des heiligen Leibes kam, bat er Gott in einfältigem Herzen und mit Thränen in den Augen, daß er barmherzig ſein und ihm Rath verleihen mö-

ge, damit er Robert nach ſeiner Reue eine Buße auflege. Da ſah er, wie ihm eine ausgereckte Hand einen Brief darbot. Er nahm ihn und las, was er daran geſchrieben fand, von Anfang bis zu Ende. Als er es geleſen hatte, war er darüber ſo erfreut, als wenn er die Füße des Höchſten umfaßte. Als die Meſſe zu Ende war, beeilte er ſich, Robert die Buße aufzulegen, welche er zu übernehmen hatte; und der fromme Eremit rief ihm freudig entgegen: Höret, mein Freund, eine frohe Kunde! Gott will, daß ihr gerettet werdet; darum erſchrecket nicht über das, was ich euch zu ſagen habe, denn in Kurzem werde ich euch abſolviren, nur zweifle ich ſehr, ob ihr werdet die Buße aushalten, welche Gott euch auferlegt.

Herr, ſprach Robert, wißt, daß es nichts in der Welt gibt, das ich nicht thäte, um dadurch meine Seele zu erretten und dem Teufel zu entziehen, der darauf Anſpruch macht.

Darauf entgegnete der Einſiedler: Gottes Huld iſt mit euch, indem er euch ſo gut berathen hat. So höret denn, mein lieber Freund, und vernehmt eure Buße, wie ſie mir Gott vorgeſchrieben hat. Vor allem müßt ihr nach Gottes Willen euch ganz närriſch ſtellen und euch alle Schmach gefallen laſſen. Ja, in Fällen, wo ihr ſonſt das Schwert gezückt hättet, müßt ihr es erdulden, daß man euch mit Prügeln und Stöcken durch die Gaſſen treibt. Nirgends, wo ihr auch ſeid, dürft ihr jemand etwas Leides zufügen, und ihr dürft nicht ſo ausſehen, daß man erſchreckt vor euch davon

läuft, denn die thörichten Leute, die nichts von euch wiſſen, werden euch große Schmach anthun. Laßt keinen Tag vorüber gehen, da ihr nicht hinter euch her das Volk der Stadt verſammelt! Sie mögen zu Tauſenden euch nachlaufen, euch auszischen und mit Schlägen, Stößen und Stichen verfolgen. Dies, mein Freund, iſt die erſte Buße, und ſchon dieſe iſt hart und grauſam genug. Noch ſchwerer aber und herber iſt die zweite. Hütet euch, ſobald ihr von mir geſchieden ſeid, wo immer ihr euch befinden mögt, aus keiner Veranlaſſung ein Wort zu ſprechen, ſondern bleibet ſtumm immerdar. Denn ſobald ein Wort aus eurem Munde geht, ſei es aus einem vernünftigen oder einem thörichten Grunde, ſo fallet ihr ſicherlich gleich wieder dem Teufel anheim. Wenn ihr aber meiner Vorſchrift gehorchet, ſo könnt ihr hernachmals ohne zu ſündigen oder ein Unrecht zu begehen, von euren Angelegenheiten ſprechen. Darum bemeiſtert euch fürerſt! Und nun, mein Freund Robert, höret den dritten Befehl, deſſen Befolgung euch nicht weniger ſauer ankommen und euer Ausſehen misgeſtaltet und mager machen wird! Hütet euch, daß ihr keine Speiſe koſtet, mag euch der Hunger auch noch ſo ſehr bedrängen, und mag euch wiederfahren was da will, es ſei denn, daß ihr dieſelbige den Hunden entriſſen habet. Dies, mein Freund, ſind die drei Gebote, welche euch Gott auferlegt hat.

Robert war darüber ſehr erfreut und verſprach alles pünktlich zu erfüllen und nicht ein Haar breit von der Vorſchrift abzuweichen, müßte er auch ein Leben von tauſend

Jahren ſo zubringen. Der Einſiedler blickte nochmals in ſein Buch und fand darin noch einen Punct, den er Robert einſchärfte. Mein Freund, ſagte der heilige Prieſter, noch etwas muß ich euch mittheilen. Wenn ein Mann oder ein Bote zu euch kommt, und euch im Namen Gottes etwas zu thun befiehlt, mag es euch weiſe oder thöricht vorkommen, ſo thut es pünctlich, wenn er euch die drei ſeltſamen Bußen namhaft macht, welche ich euch im Namen Gottes auferlegt habe. So ſeid denn ſtandhaft, weiſe und beſonnen, und weil euch unſer Herr ſeine Gnade offenbart hat, ſo werft euch alsbald auf die Erde und ſagt ihm Dank.

Er warf ſich auf den Boden, empfahl ſich dem Herrn, und entſagte dem Teufel. Der Einſiedler aber abſolvirte ihn, wie er ſo auf dem Boden lag, von ſeinen Sünden, ſo daß er nicht weiter davon befleckt war und der Teufel keinen Theil mehr an ihm hatte. Darauf verabſchiedete er ſich von dem heiligen Manne und ging ſeiner Wege. Er kam bei guter Tageszeit nach Rom, hielt einen großen Stock in ſeiner Hand, und fing an, ſobald er in das Thor getreten war, dermaßen zu ſchlagen, zu laufen, zu ſpringen und zu ſchreien, daß alle Bürger auf die Gaſſe heraustraten, um das wunderliche Begegnis zu ſehen. Dadurch machte er ſich in Kurzem in der ganzen Stadt bekannt. Jedermann hielt ihn für einen Verrückten und große Haufen Volks liefen immer hinter ihm her und warfen ihn mit Koth, mit Lumpen, verdorbenen Äpfeln und altem Plunder, wie denn das müßige Volk an ſolchen Dingen ſeine Freude hat. Er unterdrückte dabei

all ſeinen Stolz, wendete ſich aber zuweilen nach ihnen um und that, als wollte er ſie alle umbringen, ſo daß ſie davon liefen und flohen. Doch that er nie jemand etwas zu Leide, darum glaubten alle ganz ſicher, er ſei ſo thöricht, daß er ſich um all das Schlimme nicht bekümmere, das man ihm anthue. Auch thaten ihm die böſen Leute ſo viel Schimpf und Unbild an, daß ihnen kein Stein zu hart war, den ſie ihm nicht nachgeſchleudert hätten. Faſt konnte es Robert nicht länger aushalten und doch wehrte er ſich gegen keinen Schimpf, denn das gemeine Volk ſchlug ihn ſo heftig, daß ſein ganzer Leib blau von Striemen ausſah und an manchen Stellen blutete. Er konnte nicht länger verweilen unter dem Volke, denn von allen Seiten her warfen und ſchlugen ſie ihn, ſo daß er am ganzen Leibe ſchwitzte und Kraft und Athem ihm ausging, darum floh er eilends von hinnen, geraden Weges nach dem oberſten Thurm zu, welcher mitten in der Stadt lag gegen den Pallaſt hin, wo damals der Kaiſer wohnte. Der Kaiſer war der höflichſte und tapferſte Ritter von der Welt, ſehr gewaltig und von großer Milde, aber es ging ihm übel, denn täglich wurde er angegriffen von ſeinem Seneſchall, welcher ſein Land durch Krieg verwüſtete in großem Unrecht und Treuloſigkeit. Derſelbige Kaiſer hatte eine Tochter und dieſe war ſo ſchön, daß niemand auf der Welt ein Weib von gleicher Schönheit geſehen hatte. Aber man wußte nicht, um welcher Ungerechtigkeit oder Sünde willen, das Mägdlein war ſtumm, und obwohl ſie alles hörte, was man zu ihr ſprach, Kluges und Thörichtes, ſo konnte ſie doch

aus ihrem Munde kein Wort hervorbringen, ſondern redete mit den Leuten durch Geberden. Darum nun, weil das Fräulein ſo ſchön und züchtig war, liebte ſie der Seneſchall ſo ſehr, daß er mit ihr barfuß durch die Welt gelaufen wäre, wenn er die ſchöne blonde Jungfrau bekommen hätte. Er verlangte ſie vom Kaiſer, und hätte ſie gerne zur Ehe genommen, aber ihr Vater liebte ſie ſo ſehr, daß er nicht von ihr laſſen mochte, und den Seneſchall mit harten Worten abwies und ihm erwiderte, er habe ſonſt keinen Erben als dieſe Tochter, auch ſei ſie noch zu jung zur Ehe, und ihm würde er ſie gewiß nicht geben. Als der Seneſchall merkte, daß er ſeine Geliebte nicht bekomme, war er ſehr betrübt und erzürnt, denn er war von hohem Geſchlechte, reich und mächtig, er beſaß zwanzig Burgen, dreißig Schlöſſer und vier Städte in der Lombardie. Dabei kannte niemand einen kühnern Mann und einen mächtigeren oder geachteteren Ritter. Dieſer erhob Krieg gegen den Kaiſer, weil er ſeine Tochter nicht bekommen konnte, verheerte und verwüſtete ſein Land bis hart in die Nähe von Rom, ſo daß man weithin keinen Acker noch Wieſe mehr erblickte. Darauf belagerte er die Stadt mit ſeiner guten Ritterſchaft, und kein Mann war darin ſo kühn, daß er aus dem Thore gehen mochte. Alles wurde verheert und getödtet, und die Streitmacht des Kaiſers hatte ſolche Furcht vor dem Seneſchall, daß niemand gegen die Lombardie hin zu gehen wagte. Dies geſchah gerade um die Zeit, da Robert wie ein Verrückter dahin kam und in der Irre nach dem Pallaſte hinlief, wo der Kaiſer auf einem ho-

hen Stuhle am Eſſen ſaß. Robert flüchtete ſich zu ihm, aber der Thürſteher des Hofs verbot ihm mit ſeinem Stabe den Eintritt, und doch konnte Robert ſich nicht aufhalten, denn die, ſo hinter ihm herkamen, ſchlugen ihn und trieben ihn in den Saal hinein, ſo daß er kühnlich und mit großer Kraft die Thürſteher überwältigte, zur Pforte hineinlief und keuchend bis zu den Füßen des Kaiſers gelangte. Dort ſetzte er ſich nieder und blieb eine gute Weile ruhig. Die Thürſteher aber lieſen ihm nach und gaben ihm mit den dicken Stäben, welche ſie in der Hand hielten, heftige Schläge, dennoch aber wollte er darum nicht aufſtehen, und ſo heftig ſie auch zu Vieren auf ihn eindringen mochten, konnten ſie ihn doch nicht von der Stelle bringen. Als aber der Kaiſer den Narren Robert erkannte, rief er den Thürſtehern mit lauter Stimme zu, keiner ſollte ihn ferner ſchlagen noch anrühren, denn da er zu ihm gekommen ſei, habe er ſich in den beſten Schutz begeben, und er befahl, ihm Speiſe zu reichen. Sein Befehl wurde ſogleich erfüllt. Man brachte ihm ein weißes Brod, einen großen Becher voll Wein und eine Schüſſel mit Fleiſch, und ſtellte es vor ihn hin auf das friſche Gras, womit der Boden beſtreut war, aber ſie wußten gar nicht, was das heißen ſolle, daß Robert alles zu Boden warf und ſich nicht weiter darum kümmerte. Da ſprach der Kaiſer, er ſcheint ſo ſehr wahnſinnig zu ſein, daß ſeine Narrheit ihn nährt.

Er befahl aber allen, ihn gehen zu laſſen und zuzuwarten, ob ihn der Hunger nicht zum Eſſen zwinge. Da ließen ſie Robert ruhig an der Erde ſitzen, niemand that ihm etwas

zu Leide und keiner redete ihn an, ſo wenig als er mit jemand ein Wort ſprach, denn alle waren mit dem Eſſen beſchäftigt. Der Kaiſer aß und trank auf ſeinem hohen Stuhle und man brachte ihm den Knochen eines Hirſches, in welchem noch das Mark befindlich war. Er ſetzte ihn an den Mund, ſchlürfte ihn aus und ließ ihn als etwas Entbehrliches unter den Tiſch fallen. Unter ſeinem Stuhle aber lag ein Hund, welcher ſchon ein und zwanzig Jahre alt war, und darum, weil er dem Kaiſer ſonſt mehr als alle ſeine andern Hunde treu gedient hatte, nun immer im Saale und unter ſeinem Stuhle geduldet wurde, ohne ein böſes Wort zu bekommen. Als dieſer Hund den Knochen herabfallen ſah, eine Speiſe, die er ſehr liebte, packte er ſie mit den Zähnen, hatte ſich aber derſelben nicht ſehr zu erfreuen, denn Robert ging auf ihn zu, riß ihm den Knochen aus dem Maule und benagte ihn rings mit den Zähnen, welche ihm der Hunger ſchärfte. Der Kaiſer fing an zu lachen und ſprach: Wunderlicheres habe ich Tag meines Lebens nicht geſehen als dieſen Verrückten, dem es Freude macht, das gute Eſſen auszuſchlagen und der einen dürren Knochen, an welchem nichts iſt, einem Hunde aus dem Rachen reißt, und ſo wüthend darüber herfällt. Wahrlich das iſt das Betragen eines Narren.

Dann befahl er von Neuem denen, die ihm aufwarteten, Fleiſch herbeizubringen, ſo daß ſich der Verrückte von dem Hunger erholen könne, der ihn plage, um zu ſehen, ob er nichts genieße, was er nicht den Hunden entriſſen habe. Sie brachten ohne Zaudern Brod und Fleiſch in Menge her-

bei, und Robert ſtand es frei, davon zu genießen, und er that, als wäre er darüber ſehr erfreut. Auf den Befehl des Kaiſers kamen nun die Jäger herbei, um die Hunde zu füttern; man gab ihnen weißes Brod in Menge, aber ſobald ſie es berührten, ſprang Robert unter ſie hinein, entriß ihnen das Brod und verzehrte es ſo begierig, als nur ein Holzhacker thun kann, oder ein Bauer, der eben vom Felde heimkehrt. Er verſchlang es in großen Stücken, und der Kaiſer und die in dem Saale waren, ergötzten ſich darüber ſehr, lachten und verſicherten, daß ſie nie einen ſo luſtigen Narren geſehen haben; und einen ſo guten Geſellen dürfe man nicht ſchlagen. Die Jäger vertheilten nun an die Hunde eben ſo reichlich Fleiſch, und dieſe fuhren darauf los und hätten es gerne verzehrt, wenn man es ihnen gelaſſen hätte, aber Robert riß es ihnen aus den Zähnen und verſpeiste ſeinen Theil zu ſeinem Brode. Das Ganze aber war ſo ſpaßhaft anzuſehen, daß, wer auch noch ſo ſehr im Zorn geweſen wäre, darob hätte lachen müſſen. Der Kaiſer beſonders war ſehr darüber erfreut und ſchwur bei ſeinem Barte und bei ſeinem Haupt, wenn ihn jemand beleidige, denſelben hart zu ſtrafen; ſo lange er an ſeinem Hofe ſei, möge ſich jedermann wohl hüten, ihn zu verletzen, bei einer Strafe von hundert Mark in Golde. Er ſei ſehr erfreut, daß er zu ihm gekommen ſei, und man ſolle ihn feſt zu halten ſuchen, dabei jedoch ihm geſtatten, frei aus- und einzugehen, im Pallaſte und in der Stadt. Als Robert genug gegeſſen und ſeinen Hunger geſtillt hatte, nahm er von den Brodbrocken, welche

umher lagen, in den Mund, kaute ſie und ging zu dem Hunde hin, welcher ſo freundlich gegen ihn geweſen war, und gab ſie demſelben in den Mund, und der alte Hund wurde dadurch ſo gut geſpeist, wie noch nie ſeit er hieher gekommen war. Robert war über dieſes ganze Begegnis wohl zufrieden, und als er ſich geſättigt hatte ging er unter die Treppe und legte ſich daſelbſt nieder. Er hatte großes Verlangen nach Schlaf und Ruhe, denn er war den ganzen Tag über viel geplagt und geſchlagen worden und ſeine Wunden ſchmerzten ihn heftig. Darum legte ſich Robert neben den Hund hin, welcher unter einer Wölbung der ſchönen Kapelle des Kaiſers ſein Lager hatte. Robert war darüber ſehr erfreut, denn er konnte jeden Tag, wenn er ſich hier niederwarf, drei bis viermal die Meſſe mit anhören. Der Kaiſer ging zu ihm hin und ſetzte ſich ihm gegenüber, um zu ſehen, was er beginnen würde, da aber Robert alsbald einſchlief, wollte er ihn nicht ſtören, ſondern ließ ihn ruhig ſchlafen, kehrte in ſeinen Palaſt zurück und verordnete, daß niemand ſeinem Narren etwas zu Leide thue, er befahl auch, ihm einen Haufen Stroh unter das Gewölbe zu bringen und ihm neben den Hunden ein Lager zu bereiten, und ſein Befehl wurde vollzogen. Nun hatte Robert kein Bedürfnis weiter, da er ganz nach Wunſch ein Bett beſaß, und da ein Herr ſich ſeiner annahm und ihm für Speiſe ſorgte. Er dehnte und bedeckte ſich nach Herzensluſt in ſeinem Stroh. Als er aber genug geſchlafen, ſich bekreuzt und aufgerichtet hatte, fühlte er ſich ſehr vom Durſte gequält, er wünſchte Waſſer zu bekommen, darum lief er im

Hofe hin und her und trat endlich in einen ſchönen Garten, in dem viele Bäume, Kräuter und eßbare Wurzeln zum Gebrauch für den Bedarf der Küche gepflanzt waren. In dem Garten fand er eine ſchöne helle und friſche Quelle, wie er noch nie eine geſehen hatte, und die Quelle floß mitten durch das Gemach der jungen Tochter des Kaiſers. Die ſinnige Jungfrau hatte ſich rechts über dem Garten ein Fenſter machen laſſen, welches ſo beſchaffen war, daß niemand als ſie dazu gelangen konnte, um hinauszuſehen. Sie ſelbſt aber ſchaute oft aus demſelben, um ſich zu erquicken, denn man ſah dadurch weit über das Land hin nach dem Meere, welches in der Ferne rauſchte. Robert ging nach der beſagten Quelle zu, welche die einzige in dem Garten war, und erlabte ſich an derſelben. Nachdem ſein Durſt geſtillt war, kehrte er unter ſein Gewölbe zurück und legte ſich neben den Hunden auf dem Stroh ſchlafen, bis ihn der Morgen erweckte. Mit Tagesanbruch erhob ſich der Kaiſer, um nach ſeiner Gewohnheit die Meſſe zu hören, und wohnte dem Gottesdienſt in ſeiner Kapelle mit großer Andacht bei. Robert hörte ebenfalls aufmerkſam zu und beweinte unter ſeiner Freitreppe im Stillen ſeine Sünden, ſprach in Gedanken ſein Gebet zu Jeſu Chriſt und flehte ihn an um Erlöſung und um ſeine Barmherzigkeit und Gnade. Die Meſſe war ſchon lange vorüber, als er noch immer fortfuhr zu weinen und zu beten. Darauf aber lief er nach Narren Weiſe durch die Hauptſtraßen von Rom, hüpfte und ſprang, brüllte, ſchrie und heulte, um ſeine Verrücktheit allen kund zu thun. Da liefen die Jungen hinter ihm her,

beſchimpften ihn auf alle Weiſe, ſchlugen und ſtießen ihn und warfen ihn oftmals über den Haufen. Nachdem er ſich aber ſolchen Unbilden ſo lange ausgeſetzt hatte, daß er es nicht mehr länger aushalten konnte, floh er in eilendem Laufe, daß ihm faſt der Athem ausging, unter ſeine Treppe und blieb daſelbſt ſo lange ruhig und unangefochten, bis der Kaiſer zur Mahlzeit ging. Sobald er gewiß zu ſein glaubte, daß man die erſten Gerichte aufgetragen habe, ging er dahin und ſetzte ſich, ohne zu zaudern, neben den alten Hund nieder, und die Thürſteher legten ihm nichts in den Weg, wohin er immer gehen mochte, ſein Platz war überall bereit, denn er ſuchte nach keinem Tiſchtuch. Der Kaiſer trug einem eigenen Diener auf, Robert zu eſſen zu geben, und was dem Hunde hingelegt wurde, das entriß ihm Robert alsbald und verzehrte es begierig. Darüber lachte der Kaiſer und alle Anweſenden, und hatten großen Spaß und Ergötzlichkeit mit ihm. Auf dieſe Art lebte Robert zehn Jahre in der Nähe des Kaiſers, lief jeden Morgen durch die Stadt, um Buße zu thun, und wenn er Schimpf und Schande ertragen hatte, legte er ſich unter das Gewölbe neben den Hund, der ihn bald ſo gut kannte, daß er ſich nie mehr von ihm trennte. Wenn Robert zum Eſſen ging, folgte ihm der Hund, und wenn man dieſem zuerſt Speiſe reichte, ging er zu Robert und hielt ſie ihm ſo lange hin, bis er ſie genommen hatte, worauf dann dieſer wieder den Hund fütterte. So that Robert alle Tage ſeine Buße, und verſteckte ſich, wenn es vorbei war, ſo gut, daß ihn niemand entdeckte. Auch kam zehen Jahre

lang kein Wort aus ſeinem Munde, weder ein kluges noch ein thörichtes, ſo daß jedermann dachte, er müſſe von Geburt ſtumm ſein, und niemand wußte weder ſeinen Namen, noch aus welchem Lande er gekommen ſei, jedermann war der Meinung, er müße von ſehr niedriger Herkunft ſein, weil er eine ſolche Lebensart führte. Während er aber ſeine Buße ſo genau vollzog, war der Kaiſer immer abſonderlich für ihn beſorgt, denn ſeine Narrheit und ſeine ſonderbare Betrübnis machten ihm viel Freude, er ließ ihm täglich einen guten Rock anziehen mit einer weit herabfallenden Kappe. So kannte ihn in ganz Rom jedermänniglich, und er kam in die Häuſer der Leute, ja in die Gemächer der Frauen und Jungfrauen und der Tochter des Kaiſers ſelbſt, wo man ſeinen Spaß mit ihm hatte. Gar Vieles wäre davon zu erzählen, wie er die Leute ergötzte und lachen machte. Die ganze Zeit über, da er ſeine Buße übte, verging auch kein Tag, an welchem er nicht in den Garten zu der Quelle gegangen wäre, welche unter dem Fenſter des Mägdleins entſprang, und jeden Tag ſah ſie ihn dahin kommen und ſeinen Trunk einnehmen. Um dieſelbe Zeit war es, daß der mächtige Seneſchal in ſeinem Stolze Krieg gegen ſeinen Herrn und Kaiſer begann und Rom in ſolchen Schrecken ſetzte, daß man gerne den Frieden von ihm erkauft hätte. Aber der Seneſchal ſchwur bei Gott und dem Kreuze und bei dem heiligen Grabe, in welches der wahre Erlöſer gelegt worden, daß der Kaiſer keinen Frieden haben ſolle, er gebe ihm denn ſeine Tochter und laſſe ihn Krone tragen. Der Kaiſer aber be-

harrte andererſeits darauf, daß er ſeine ſchöne, weiſe und freie Tochter nicht ſo ſehr erniedrigen werde, und ſich lieber an den nächſten Baum aufhängen, erſäufen oder das Haupt abſchlagen laſſen wolle. So ſtanden die Sachen, und der Seneſchal, welcher nur an die Liebe des ſchönen Mägdleins dachte, führte den Krieg ununterbrochen fort. Die Römer aber wußten ihm nicht weiter beizukommen und beſchränkten ſich darauf, ſich zu vertheidigen, ihre Mauern neu aufzubauen und ſorgfältig zu bewachen. Die Kunde davon drang weit in die Ferne, und es war kein Land auf der Welt, da man nicht von dieſem Kriege ſprach und erzählte, daß Rom ſo tief erniedrigt und gedemüthigt ſei, daß die Römer wie Gefangene eingeſchloſſen und nur noch auf zwei Jahre mit Lebensmitteln verſehen ſeien. Und da die Türken in Romeinien, Coroscane und Alenie ſolches erfuhren, verſammelten ſich ihre Fürſten und Könige, hielten einen Rath und boten große Heere auf, denn ſie gedachten, wenn ſie nach Rom kämen, würden ſie die Leute überwältigen und ihnen die geraubten Reichthümer wieder abnehmen. Sie ſteckten ihre Fahnen auf, wetzten ihre Schwerter und machten ſich in aller Stille auf den Weg. Im Hafen rüſteten ſie ihre Schiffe, beluden ſie mit Vorräthen und liefen eilends aus. Auf dem Meere kämpften ſie muthig mit den Stürmen, und der Vorſatz, Rom einzunehmen und zu zerſtören, machte ſie kühn, die Maſten waren aufgerichtet, die Segel geſchwellt und die Ruder kamen nicht außer Thätigkeit, bis ſie den Hafen von Rom erreicht hatten. Dort ſchifften ſie ſich aus und ſchlugen auf dem Strande

ihre Gezelte auf. Auf zwei Meilen und weiter hin erſtreckte ſich ihr Lager, und es ſchimmerte von Schilden, Helmen, Bannern und Feldzeichen aller Art. Die Schaaren der Feinde Roms breiteten ſich über die ganze Landſchaft aus, ſtellten Streifzüge an über das Blachland, raubten, erſchlugen die Leute, ſteckten Städte in Brand, riſſen Klöſter nieder, ſo daß in Rom der größte Jammer und Noth herrſchte. Sie vernahmen den Lärm und das Geſchrei von draußen und wußten nicht, was das zu bedeuten habe. Als ſie aber ihre hohen Thürme erſtiegen und nach dem Blachlande ausſchauten, ſahen ſie die Umgegend in Flammen und alles Wimmeln von Helmen und großen fremdartigen Feldzeichen. Auf dem Meere erblickten ſie das feindliche Heer, welches in kurzer Zeit die ganze Küſte überſchwemmte. Da wußten ſie, daß es nicht mehr der Seneſchal war, der um ſeine Liebſte kämpfte, und auch die Weiſeſten waren in großer Furcht. Da kam ein Bote heran durch die Straße gelaufen und drängte ſich durch das Volk, welches zitternd und weinend umherging. Ei, ſprach er, ihr thörichten Leute, ihr wißt nicht, woran ihr ſeid, es ſind die Türken von Romeinien, von Coroscane und von weit dort hinten in dieſen Hafen gekommen. Rüſtet euch, denn ihr ſeid alle des Todes, wenn ihr euch nicht vertheidigen und ihnen eine Schlacht liefern könnt. Gelingt es ihnen, euch zu belagern, ſo ſeid ihr alle verloren.

Als die Römer die Botſchaft hörten, waren ſie alle ſehr erſchreckt und wollten in der dunkeln Nacht fliehen. Der gute Kaiſer war in großer Noth und ſein ganzes Leben war ihm

entkleidet, als er die Kunde von der Ankunft der Türken erhielt, welche ſeine Mauern zu ſtürmen im Begriffe waren. In ſeiner Bekümmernis berief er die Senatoren, die Rechtskundigen und die Barone von Rom und bat alle um ihren Rath. Die einen ſchlugen vor, man ſolle hinausziehen und mit den Türken Mann gegen Mann kämpfen. Gott, der ſo manches Wunder ſchon ſeinem auserwählten Volke zu liebe vollbracht hat, glaubten ſie, werde auch in dieſem Kampfe mit ihnen ſein und ihnen den Sieg verſchaffen. Die andern, als ſie dieſen Rath hörten, waren nicht für eine offene Feldſchlacht, denn, um den Türken entgegenzugehen, hatten ſie kein Heer, welches zahlreich, wehrhaft und muthig genug geweſen wäre. Aber, ſprachen ſie, wenn man die Ritter aus der Lombardie herbeiziehen und einen Frieden mit dem Seneſchal dahin abſchließen könnte, daß er ſie herführte und euch zu Hülfe käme, ſo würden wir ſicher eine Schlacht gegen die Türken beſtehen können.

Bei dieſem Rathe blieben alle, Jung und Alt. Man ſandte zu dem Seneſchal zwei Barone ab, welche ihm befreundet waren, und dieſe gingen geraden Wegs dahin, wo ſie wußten, daß der Seneſchal ſich eben aufhielt. Sobald ſie konnten, gingen ſie zu ihm in ſein Haus, brachten ihr Gewerbe vor und erzählten alles ausführlich, was zu ihrer Sendung gehörte, wie ſie vom Kaiſer geſchickt ſeien, und welche Angſt vor den angekommenen Türken ſich der ganzen Stadt Rom bemächtigt habe. Sie wagen durchaus nicht, ſetzten ſie hinzu, Mann gegen Mann in offener Feldſchlacht gegen ſie

zu kämpfen, es ſei denn, daß ihr mit eurer Streitmacht ihnen zu Hülfe kommt. So ſehr iſt ihr Muth geſunken.

Der Seneſchal antwortete nichts darauf, ſondern ließ die Heilthümer hervortragen, um die Römer vollends zu entmuthigen und den Kaiſer in Furcht und Schrecken zu ſetzen, damit er ihm um ſo gewiſſer ſeine Tochter gebe, ehe er in die Schlacht rücke. Dann ſchwur er im Beiſein der zwei Barone, und betheuerte ihnen bei den Heilthümern, welche vor ihnen ſtanden, er würde ſich eher auf die Seite der Feinde des Kaiſers ſchlagen und ihnen ſein Land zerſtören helfen, als ihm in irgend einer Weiſe behilflich ſein, es ſei denn, daß der Kaiſer ihm ſeine Tochter gebe und als Freund ihm beilege. Mit dieſer ſtolzen Antwort ſchickte er ſie zu ihrem Herrn zurück und der Kaiſer wurde dadurch bekümmerter als je. Er bot alle ſeine Leute auf, über welche er irgend etwas vermochte, aber nur wenige leiſteten ſeinem Aufgebot Folge. Da hielt der Kaiſer nochmals einen Rath mit den frommen Prieſtern von Rom, dazu wurden auch die vornehmen Leute beſchieden, die Ritter und Älteſten der Stadt, und berietheu ſich zuſammen über ihre Angelegenheit. Die Weiſeſten waren der Meinung, man ſolle eine Schlacht gegen die Türken nur in dem Falle wagen, wenn ſie einen Sturm auf die Mauern der Stadt verſuchen würden. Da ſollte man ſich mit aller Macht vertheidigen und gegen eine vollſtändige Belagerung und Einſchließung wehren. Der Kaiſer lobte dieſen Rath, und der Statthalter Chriſti befahl den Leuten zu wachen und zu beichten und ſich zum männlichen Kampfe zu rüſten. Er

flößte ihnen Kraft und Kühnheit ein durch die Predigten, die er an ſie hielt, und durch die trefflichen Worte, die er ihnen ausſpendete. Er befahl dem Volke, zu faſten und nur einmal des Tages Speiſe zu ſich zu nehmen, damit ihnen Gott Schutz verleihe gegen die heidniſchen Türken, welche die Küſte beſetzt hatten. Dieſe Kunde verbreitete ſich durch ganz Rom, und Frauen und Jungfrauen weinten und ſchrieen in großer Bekümmernis und Angſt um ihre Freunde, Brüder, Verwandte und Väter, welche ſich rüſteten, den Türken eine Schlacht zu liefern. Der Kaiſer in ſeinem Saale war ſo beſtürzt, daß ihm Scherzen und Singen vergangen war. Robert, welcher unter der Treppe hauste, war betrübter und beſorgter, als zu ſagen iſt, um den gütigen Kaiſer, den er unter ſeinen Leuten ſo bekümmert ſah, weil das Heer der ungläubigen, von Gott abgefallenen Türken ſo in der Nähe von Rom die Küſte beſetzt hatte. Robert war gerade ſieben volle Jahre in der Stadt, als eines Dienſtags die Türken ihr Heer rüſteten, um das große Werk der Belagerung der Stadt zu beginnen, alle ihre Leute wurden in Schaaren geſtellt und voran ritten die großen Straßen daher die Edelſten und Schönſten. Man rechnete ſie auf Hunderttauſende. Als die Römer ſie von der Stadt aus herankommen ſahen, lief auf Befehl des Kaiſers in großer Beſtürzung alles zu den Waffen, aber es waren nicht Zwanzigtauſend in wehrhaftem Stande. Ach, hätten ſie Robert gekannt, wie eilig hätten ſie ihm eine Rüſtung gebracht und ihn gegen das Heer der Sarazenen hinausgeführt, das gegen ſie heranzog! Aber diesmal ſollte es

nicht ſein. Der Kaiſer waffnete ſich in ſeinem Gemache im Pallaſte, und ließ alle ſeine Leute kommen, um ſie in Schaaren zu ordnen, denn er wollte mit Umſicht die Schlacht gegen die Türken beginnen. Als alle, Mächtige und Geringe, vor ihm verſammelt waren, gerüſtet zu kämpfen und den Stolz der Türken zu demüthigen, bildete er zehen Schaaren, wovon jede aus zweitauſend Mann beſtand. Dem Statthalter Chriſti übergab er die eine, welche man für beſonders ergeben hielt, damit ſie die königliche Fahne bewachte. Darauf befahl der Kaiſer vor ſeinem Saale den Römern unter Thränen, nicht mehr zu zaudern und den Türken entgegenzugehen, welche auf die Stadt herankamen. Sie gehorchten ohne Verzug ſeinem Befehle, rückten in großer Furcht in das Feld und ordneten ihre Schaaren. Unter Thränen verabſchiedete ſich der Kaiſer von ſeiner ſchönen roſigen Tochter, die er über alles liebte. Er empfahl die Frauen und Jungfrauen Gott und alle weinten, weil ſie ihn ſo ſehr liebten, und flehten zu dem Herrn, daß er ihm Kraft verleihe und ihn vor Schaden bewahre. Als Robert ſie ausziehen ſah, liefen ihm die hellen Thränen über das Geſicht. Gerne wäre er mit ihnen gezogen, wenn er ſich nicht vor dem gefürchtet hätte, um deſſen willen er Buße that, denn etwas anderes fürchtete er nicht, er ging aber unter ſeine Treppe, hing daſelbſt im Stillen ſeiner Trauer nach und ſprach in Gedanken, ohne ein Wort über ſeine Lippen kommen zu laſſen, mit dem Blicke gen Himmel gerichtet, zu dem Herrn: O Gott, der du ſo manche Seele gerettet, von den Knechten des Teufels durch die Kraft deines

Geiſtes, wie gerne eilte ich dem Kaiſer zu Hilfe und kämpfte für ihn gegen die ſtolzen Türken, ich wollte ſie alle zu Boden ſchlagen, ſo daß ſich keiner mehr von der Stelle rührte. Aber es ſei ferne von mir, wenn es nicht dein Wille iſt, mich in einen Kampf einzulaſſen! Wollteſt du es aber, ſo müßte den Sarazenen meine Anweſenheit übel bekommen! Hätte ich ein blankes Schwert, ſo ſollen mich alle ihre Geſchoße nicht abſchrecken, und wären ihrer auch tauſendmaltauſend, ich wollte ihnen doch damit die Eingeweide zerſchneiden.

Seufzend ſtand er auf nud ging mit Thränen in den Augen nach dem Garten zu der ſchönen klaren Quelle und ſetzte ſich an den Weg hin, um ſeiner Betrübnis nachzuhängen, ohne daß ihn jemand dabei belauſchte. Er dachte an nichts als an Gott, zu dem er in Gedanken ſeine Gebete emporſchickte, und flehte ihn an, daß er dem Kaiſer in der Schlacht mit ſeinem Erbarmen und ſeiner Gnade beiſtehe. Da kam die ſchöne Jungfrau zu der Quelle, und ließ ſich ganz allein im Schatten an derſelben nieder. Als ſie ſich umſah, erblickte ſie Robert, welcher ſeine Hände im Gebet zu Gott emporhob. Darüber verwunderte ſie ſich ſehr, als ſie bedachte, daß auch Narren ſo beſchaffen ſeien, denn ſie vermeinte, wer ſolches thue, der ſei nicht verrückt. Sie ſah ihm lange zu und ſchaute darauf gegen das Meer hin, von wo die Türken herankamen, um Rom zu zerſtören. Die Römer kamen ihnen entgegen und waren denſelben ſchon ſo nahe, daß die vorderſten Schützen ihre Bogen ſpannten, losdrückten und viele auf beiden

Seiten todt niederfielen. Während die Jungfrau das Zuſammentreffen der Vorhut beobachtete, trat plötzlich an die Quelle, wo Robert ſeiner Trauer nachhing, ein ſchmucker, ſchöner Ritter, mit einem ſchneeweißen Halsberg angethan und von Kopf bis zu Fuß gerüſtet. Sein Schild und alle ſeine Waffen waren weißer als die Lilien, ſo daß er gar ſchön anzuſchauen war. Ein großes Schwert hing an ſeiner Hüfte, deſſen Klinge weißer als friſchgefallener Schnee war, und das Roß, auf dem er ſaß, war heller als eine eben aufgeblühte Lilie, und über die Rüſtung hatte er einen weißen Mantel geſchlagen. So ſtieg er vor Robert ab, ſchlug ein Kreuz und ſprach alſo zu ihm: Mein Freund Robert, Gott befiehlt euch und ſendet mich eben deshalb zu euch, daß ihr in die Schlacht gehet. Und wollt ihr mir nicht glauben, ſo werde ich mein Wort bekräftigen. Ich weiß, daß ihr auf das Gebirge in den Wald gegangen ſeid, um Buße zu ſuchen bei dem heiligſten Manne des Landes, und dieſer hat euch ſolche Lebensweiſe zur Buße auferlegt.

Als Robert dieſe Worte hörte, war er ſo erfreut in ſeinem Sinne, daß er ſich, das Geſicht gegen Morgen gekehrt, auf den Boden warf und ſeinem Schöpfer dankte. Dann nahm er die Waffen und die Kleider und legte ſie an. Die Jungfrau aber, welche den ganzen Hergang mit angeſehen, verwunderte ſich ſehr, als ſie ihn ſich waffnen ſah, und weinte vor Theilnahme aus ihren ſchönen Augen. Robert beeilte ſich, ſeine Rüſtung anzulegen, gürtete das Schwert um, ſchnallte den Helm, und ſprang dann ganz bewaffnet auf das

Schlachtroß, von Kampfbegier erfüllt. Als er die Rüſtung anhatte, ergriff er geſchickt den Schild, ſo daß man den Waffengeübten gleich hätte erkennen müſſen, zog ihn an und faßte den ſtarken geraden Speer, mit dem er vor Nachmittag manchen Sarazenen in den kalten Tod niederzuſtrecken gedachte. Darauf ſchied er ſchnell von dem Boten, dem er allen Segen wünſchte, und ritt dahin, ein ſo ſchön gewaffneter und ſtark gerüſteter Mann, wie man nur einen ſehen konnte. Der Schild, der ihm zum Schutz diente, ſtand ſo vortrefflich an ſeinem Halſe, als wäre er ihm angepaßt. Als er wegritt, bäumte ſich ſein Roß hoch und ſtattlich. Hei, wer ihm nun von den Feinden begegnete, wie hart mußte es dem ergehen! Der Kaiſer ſollte nun bald erfahren, wen er ſo gütig ernährt und verpflegt hatte. Das Mägdlein ließ kein Auge von ihm, und es däuchte ihr, ſie habe in ihrem Leben nie einen Mann geſehen, ſelbſt aus den edelſten Geſchlechtern, der ſo trefflich ſeine Waffen trug; und hätte ſie alle ſeine Tüchtigkeit gekannt, wie viel mehr hätte ſie ſich noch darüber erfreut! Robert eilte von hinnen, und unter luſtigen Sprüngen verließ ſein Pferd den Garten. Ohne ein Wort zu ſprechen ritt er nach dem Schlachtfelde hin, von wo er den Lärm und das Getöſe vernahm, welches die Sarazenen mit ihren Hörnern, Trompeten und Pauken machten. Bald hatte er die Römer erreicht, ſprengte an ihnen vorüber bis vor die erſten Reihen, und alle, die ihn anſahen, waren verwundert und ſprachen, ſie haben Tag ihres Lebens keinen ſolchen Ritter geſehen, der ſo ſchön geſchmückt ſei. Der Kaiſer ſtand in der Vorhut, um

die Schlacht zu leiten und den Feigen Muth zu machen. Als Robert an ihm vorüber ritt und ſich in das größte Gedränge der Schlacht ſtürzte, faßte ihn der Kaiſer in's Auge. Der Sperber, der die Wachteln verfolgt, geht nicht mit größerer Haſt auf ſeine Beute los als Robert auf die Sarazenen. Wo er ſie am dichteſten ſtehen ſah, griff er ſie an, hob den erſten aus dem Sattel, warf zwei Widerſpenſtige rücklings nieder, und ſchlug drei andere zu Boden. Gleich beim erſten Angriff hauste er dermaßen unter den Türken, daß er Große und Kleine, Alte und Junge ſchonungslos darnieder ſtreckte. In Kurzem hatte er dreißig erſchlagen, ſo daß es ihnen auf immer verging, ſich zu erheben und die Römer zu beläſtigen. Unermüdet hieb er auf die Türken ein, und jagte die dichteſten Haufen aus einander. Die Türken entſetzten ſich auch ſo ſehr über ihn, daß ihm keiner zu begegnen wagte, und wenn er zu den Seinen zurückritt, machten ihm auch die Kühnſten Bahn, und in Kurzem hatte er die Sarazenen ſo ſehr in Furcht gejagt, daß keiner neben ihm bleiben mochte. Aber ſie konnten ihm nicht entwiſchen, denn ſein Pferd war das ſchnellſte im ganzen Heere, und hatte jeden bald eingeholt. Manchmal wich er ihnen aus und kehrte zurück, wenn er eine Anzahl blutend und todt niedergeſtreckt hatte, da ſchleuderten ſodann die Türken ihre Keulen nach ihm, und es war zu verwundern, daß ſie ihn nicht zerſchmetterten mit den Schlägen, die ſie ihm verſetzten, aber ſie konnten ihm nichts anhaben, denn er ſchien härter, als geſchmiedetes Eiſen. Bald mußten ihm die erſten das Feld räumen, und er machte

ſich zu einer andern Schaar. Der Kaiſer war über die Ritterthaten, welche Robert vor ihm vollbrachte, ſehr erfreut, und rief den Seinigen zu: Vorwärts, vorwärts! Habt Acht, daß keiner verſchont werde! Die Türken ſind alle des Todes, da die Stärkſten beſiegt ſind, denn der, der ſo muthig voran reitet, hat ſie alle erſchlagen. Seht, wie er ſie ins Gedränge bringt und zu Boden wirft, wo er ſie findet. Wer iſt doch der, der ſich ſo tapfer erweiſt? Nie habe ich einen ſo wacker fechten ſehen! Eilt ihm nach, daß es ihm nicht an Hilfe gebreche, wenn er deren bedarf.

Da ſpornten alle ihre Pferde, legten kühnlich ihre Lanzen ein, und ſprengten nach dem Orte hin, wo Robert war. Schon hatte er ſein Schwert in das Blut eines Königs von Coroscane getaucht, und weder Apoll noch Diana, weder Mahomet noch der Gewaltigſte ihrer Götzen konnte ihm vom Tode helfen. Robert führte gewaltige Schläge mit ſeinem Schwert, und tummelte ſich in dem Gedränge der Türken. Manchem hieb er den Kopf ab, daß er auf einen Streich vom Leibe flog; die Türken flohen vor ihm und liefen davon, aber die Römer verfolgten ſie mit Robert und gingen ihm allenthalben nach; um ihretwillen wären freilich die Türken nicht geflohen, wäre nicht Robert bei ihnen geweſen, der ſie alle aus einander ſtäubte. Er erſchlug, warf zu Boden, überrannte und tödtete, was er mit ſeinem blanken, ſcharfen Schwert erreichen konnte.

Ihm nach, ihr Römer! rief der Kaiſer. Wer ſo kühn iſt und wacker, wie der, wird ſie alle erſchlagen.

Da erhob ſich von neuem das Kriegsgeſchrei und ward immer lauter und heftiger. Die Vorderſten waren in die Flucht gejagt und ſo garſtig heimgeſchickt, daß ſie auf der Flucht wie Weiber ſich nicht umzuſehen wagten. Das Feld war beſäet von Todten, und das grüne Gras war geröthet von Blut, aber was Leben hatte, floh davon, ſo daß die Römer nicht einen einzigen gefangen nehmen konnten, von welchem ſie hernachmals Löſegeld erhalten hätten. Die Chriſten liefen in die Wette hinter Robert her, die Türken zu vertreiben und zu erſchlagen. Bis an das Meer hin erſtreckte ſich die Jagd, und die Heiden achteten nicht mehr ihrer Zelte, denn ſie hatten Wichtigeres im Sinne. Alle ihre Habe ließen ſie im Stich und machten ſich auf die See, und ſie durften ihren Pferden großen Dank wiſſen, welche ſie auf die Schiffe brachten. Diejenigen aber, die nicht ſchwimmen konnten, waren übel daran, denn die Römer zerſchlugen ihnen ihre Glieder und verſpritzten ihr Blut. Zwanzigtauſend Todte blieben am Strande liegen, welche nicht im Stande geweſen waren, ſchwimmend die Schiffe zu erreichen. Als Robert bemerkte, daß die Feldſchlacht zu Ende war und alles dem Strande zueilte, wollte er ſie nicht ganz bis dahin begleiten, ſondern ſtahl ſich von hinnen, ſo daß niemand wußte, was aus ihm geworden war, und eilte zu dem Boten Gottes, der ihn an der Quelle erwartete. Seine Rüſtung und ſein Schild waren gräulich zerſchlagen, und auf das Naſenband hatte er einen ſo heftigen Hieb erhalten, daß das ganze Geſicht ihm von Blute troff; die Maſchen ſeines Halsbergs wa-

ren ihm in das Fleiſch eingedrückt von den unzähligen Streichen und Stößen. An dem Bache im Schatten ſtieg er vom Pferde, entwaffnete ſich in aller Eile und zog ſeine frühere Kleidung an; der Engel aber kehrte unverweilt von dannen und nahm die Rüſtung mit ſich, durch die er Robert ſolchen Troſt bereitet hatte. Darauf trat Robert zur Quelle, um ſich das Blut aus dem Geſichte und den Wunden zu waſchen, und dieſelben ſchmerzten ihn heftig. Als er ſich gewaſchen hatte, ging er an den Platz, wo er auszuruhen pflegte, unter den Stufen der Kapelle, häufte ſich Stroh zur Lagerſtätte zuſammen, überdachte in ſeinem Sinne die heilige That, die er hatte vollbringen dürfen, und ſchlief ein. Die Jungfrau aber hatte am Fenſter den ganzen Hergang und Auszug Roberts mit angeſehen, wie er ſodann die Türken überwältigt, wie er vom Kampf an die kühle Quelle unter dem Schatten des Baumes zurückkehrte, ſeine Waffen dem Engel übergab und ſein blutiges Geſicht in der Quelle wuſch; und ſie war verwundert und erfreut über das große Werk, das er vollbracht hatte.

Die Römer richteten unterdeſſen am Meeresufer unter den Türken großen Schaden an und erſchlugen von denſelben ein Drittheil, außer den Amiralen, welche ſie gefangen nahmen; dabei machten ſie große Beute im Lager an Gold und Silber, Pferden und Maulthieren, ſo wie an köſtlichem Geräthe aller Art. Dies alles gaben ſie dem Kaiſer, und baten und hießen ihn damit anzufangen, was ihm gutdünke; vornehmlich aber möge er davon dem Ritter mit den weißen

Waffen in Fülle geben, als welcher ihnen Bahn gemacht mit ſeines Schwertes Stahl und allein die Verjagung der Türken veranlaßt habe. Da ſprach der Kaiſer: Er ſoll alles haben und er ſoll ſich kein ſo reiches Gut wünſchen, das ich ihm nicht gewährte, denn er hat uns durch ſeine Kraft und ſeinen Muth aus unſerer Noth geholfen. Ich füge mich ganz ſeinem Willen und will ihm in nichts widerſprechen: darum laßt ihn alsbald zu mir kommen.

Da ſandte man aus nach dem Ritter, ſuchte und fragte nach ihm allenthalben, und doch konnte man von ihm keine Kunde erhalten, wie man es ſo ſehnlich wünſchte. Sie hinterbrachten dies dem Kaiſer, welcher ſehr unwillig war, daß er ihn nicht geſehen und nicht erkannt hatte. Weil ſie aber keine Spur von ihm fanden, hielten ſie die ganze Sache für wunderbar und gedachten, es müſſe irgend ein Freund Gottes ſein, der ihnen das Feld behauptet habe, um die Ehre Roms zu erhalten; denn kein gewöhnlicher Menſch könne einen ſolchen Kampf ausfechten, wie er gethan: ſo hielten ſie ihn denn für einen Ritter Jeſu Chriſti, der nun wieder dahin zurückgekehrt ſei, von wo er gekommen war. Alles überließ ſich nun der Freude über das große Wunder, durch das Rom gerettet worden war, der Kaiſer weinte vor Entzücken, und niemand hatte ihn je ſo glücklich geſehen. Er beſtieg einen grauen Renner und fühlte ſich gedrungen, ſeine Huld und Milde allen kund zu thun: darum ging er zu den edelſten ſeiner Barone, und bat ſie bringend, ihm den Gefallen zu erweiſen, heute zu ihm zu Tiſche zu kommen. Sie verſpra-

chen es ohne Widerrede. Auf gleiche Weiſe bat er auch den Statthalter Chriſti, dießmal bei ihm zu ſpeiſen, und auch dieſer weigerte ſich nicht. Da liefen nun die Hofdiener auf den Befehl des Kaiſers, Speiſe zu ſchaffen, denn er verſprach gleich hinter ihnen her zu kommen, ſobald er die Beute unter ſeinen Mannen vertheilt hätte, von welcher er indeß den beſten Theil zurückhielt. Nun kam in Rom bei den Frauen und Jungfrauen des kaiſerlichen Pallaſtes, welche in großer Angſt ſchwebten, die Nachricht an, daß die Türken beſiegt und zwar durch die Tapferkeit eines einzigen Ritters aus dem Felde gejagt ſeien, und dieſer ſei mit einer Rüſtung angethan geweſen, weißer als Schnee, der auf die Bäume fällt. Alle waren der Meinung, es ſei gar wohl möglich, daß dieſer Ritter, der ſo große Kühnheit verrichtet, vom Himmel komme. Da erhub ſich denn großer Jubel und Freude in der ganzen Stadt Rom, und man läutete mit allen Glocken, ſo daß alles davon ertönte. Nun hielten die Römer ihren Einzug in die Stadt unter großem Lärm und Jubel. Der Kaiſer und ſeine Edeln und mit ihnen der heilige Biſchof ſtiegen am Pallaſte ab. Darauf nahm jeder ſeinen Halsberg ab, in dem er ſo viele Mühſal erduldet, und zog ſich anders an in reiche, ſchöne Gewänder. Unterdeſſen kam die Botſchaft, daß das Eſſen vollſtändig bereit ſei. Der Kaiſer verlangte Waſſer, doch ließ er den Biſchof zuerſt ſich waſchen, wie er auch erſt nach dieſem zu Tiſche ſaß. Darauf ließ er ſeine ſchöne Tochter holen, welche ſeine Freude neu belebte, und hieß ſie ſich neben ihn ſetzen auf den ſchönſten Platz. Zuletzt ließen

ſich die Edelleute nieder, lauter von gutem, gräflichem Geſchlechte, und kein Gemeiner war daſelbſt an der Tafel zu finden. Die jungen Ritter aber ſetzten ſich auf den Boden und alle wurden reichlich bedient, denn es waren daſelbſt Gerichte in Menge, gute ſchmackhafte Weine und gutes reifes Obst. Um dieſe Zeit erwachte Robert, ſein Herz war tief betrübt und er richtete ſein zerfleiſchtes Geſicht gen Himmel. Sodann ſtand er auf und ging nach dem Saale, aber nicht in dem eiligen Laufe, wie er ſonſt gewohnt war, denn ſeine große Müdigkeit ließ es ihm nicht zu, und er ging langſam auf den Kaiſer zu. Sobald die Jungfrau ihn erblickte, erhob ſie ſich und neigte ſich tief vor ihm im Angeſicht aller Anweſenden. Nachdem ſie dies gethan hatte, ſetzte ſie ſich züchtiglich neben ihren Vater an die Tafel. Der Kaiſer aber ſchämte ſich deſſen, denn er wußte nicht, warum ſie ſolches gethan hatte, noch mochte er ſie jetzt darüber zu Rede ſtellen; denn im Saale war alles ganz erſtaunt über den garſtigen Narren und die Jungfrau, die man nicht minder für verrückt hielt, weil ſie jenem ſolche Ehre erwieſen. Robert hatte ſich unterweilen an ſeinen gewohnten Platz geſetzt; der Kaiſer aber bemerkte, als er ihm in's Geſicht ſah, die Striemen, welche ihm der Halsberg darauf eingedrückt hatte, er ſah ſeine Augenlieder aufgeſchwollen und die Naſe bis auf den Knochen zerſchlagen und wund. Darüber war er ſehr erzürnt und ſprach unwillig: Es iſt doch gar viel Schlechtigkeit und Bosheit in dieſer Stadt, die Gott verdamme, daß ſie mir heute meinen Narren halb todt geſchlagen haben. Er ſieht

ja aus, als hätten ſie ihm, ſo lange wir im Kampfe waren, einen Halsberg angezogen und die Maſchen hätten ſich ihm in das Geſicht blutig eingedrückt.

Die Anweſenden aber ſuchten ihn davon abzubringen, und ſagten: Laßt es euch nicht ſehr kümmern, er iſt nun einmal heute auch in der Schlacht geweſen und hat ſeinen heißen Tag gehabt wie wir.

Nein, ſprach der Kaiſer, es liegt mir ſehr am Herzen, daß ihm niemand etwas zu Leide thut; denn er iſt ein ſo luſtiger Geſelle, daß, wenn ihr ſeine artigen Narrentheidungen ſähet, ihr genug lachen müßtet.

So laßt doch, gnädiger Herr, ſprach der Biſchof, ihn nun preisgeben.

Da gab der Kaiſer dem Seneſchal, welcher in ſeiner Nähe ſtand, einen Wink, daß man dem Hund in Gegenwart des Narren Fleiſch vorwerfe. Der Befehl wurde ſogleich vollſtreckt: man gab dem Hund die Stücke, an denen er ſich übrigens nicht viel ſättigen konnte, denn Robert machte ſich in ſeine Nähe, zog ſie aus ſeinem Rachen und verzehrte ſie darauf arglos und demüthig. Darüber lachte denn Groß und Klein, Jung und Alt, was in dem Saale war, und viele ſagten, ſie haben Tag ihres Lebens keinen ſo ſpaßhaften Narren geſehen. Die Jungfrau, welche das alles mit anſah, war betrübt und aufgebracht in ihrem Sinn, aber ſie wußte nicht, was hier zu thun ſei. Als nun die Tafeltücher entfernt und die Tiſche bei Seite gerückt waren, begann der Kaiſer, ohne es zu wiſſen, deſſelben Mannes Kühnheit und Tapferkeit

zu preiſen, denn er ſprach als ein edler, offener Mann von dem weißen Ritter, der heute ſolche Wunder verrichtet hatte.

Wie ein Wolf unter die Schafe, ſprach er, brach er unter die Türken ein, und ſie fürchteten ihn auch gerade wie die Schafe den Wolf. Er traf keine ſo dichte Schaar, die er nicht in kurzer Zeit durchbrochen hätte. So ſehr ich wünſche, daß Gott einſt meiner Seele gnädig ſein möge, ſo ſehr möchte ich, daß er mir dieſen Mann herführte: ich würde ihn zum Herzog oder Grafen machen, denn er hat mich vor Schande bewahrt und vor Schaden, und darum möchte ich ihm nach ſeinem Verdienſt vergelten, wenn er an meinen Hof käme.

Nun konnte ſich die Jungfrau nicht länger mehr enthalten, ihm ein Zeichen zu geben, daß der beſagte Ritter, der ſich in der Schlacht ſo ausgezeichnet, vor ihm ſtehe. Mit zitternder Stimme ſtammelte die Schöne, wie Stumme thun, ihrem Vater etwas vor, was er aber nicht verſtand. Deshalb zeigte die Jungfrau tief bewegt mit dem Finger nach dem Narren; der Kaiſer war darüber ſehr ärgerlich, ließ es ſich aber nicht anmerken, da er ſie früher nicht ſo geſehen hatte, rief einen Diener beim Namen zu ſich und ließ durch denſelben ihre Frauen holen, und fragte ſie, als ſie gekommen waren, über die Zeichen, welche ſeine Tochter machte, und wollte wiſſen, was ſie damit anzudeuten ſuche.

Gar gerne, ſprachen ſie, gnädiger Herr.

Darauf fragten ſie die Jungfrau mit Zeichen und hießen ſie die früheren Zeichen wiederholen. Sie war ſehr gehorſam

und eröffnete ihnen alsbald durch Zeichen alle ihre Gedanken. Eine der Frauen lachte darüber und ſprach zu dem Kaiſer: Herr, eure Tochter hat mich ſo eben in großes Staunen verſetzt, denn ſie ſchätzt dieſen Narren hier höher als alle Anweſenden.

Meiner Treu, fiel ihr die andere ins Wort, ja ſie ſagt noch viel mehr. Heute früh, als ihr über die Ebene wegrittet mit flatternden Fahnen, ſetzte ſich eure Tochter, um euch nachzuſehen, an das Fenſter über den Brunnen. Da ſah ſie nun unter dem Baume am Brunnen dieſen Narren ſeine Hände zu Gott erheben, worauf alsbald ein gewappneter Mann heranritt und vom Pferde ſtieg. Sie hörte ſeine Worte wohl: er befahl dieſem Narren, ſich zu waffnen, und als alles fertig war und der Schild am Halſe hing, ſah ſie ihn in die Schlacht reiten. Dies war zuverläſſig derſelbe, der die Türken ſo vollſtändig beſiegt hat, dieſer Narr iſt der tapfere Ritter. Dies ſagt eure ſchöne Tochter, und ſie weiß noch mehr. Als die Schlacht zu Ende war, kam er wieder zum Thore herein, ganz gewappnet, auf ſeinem weißen Pferd, ſtieg an der Quelle ab und gab jenem die Waffen zurück; der Mann ging ſogleich wieder weg und nahm die Rüſtung mit ſich, welche ſchneeweiß war. Darauf wuſch er ſich das Blut von dem Geſichte, das ganz damit bedeckt war. Dies alles ſah die Jungfrau mit offenen Augen, das bedeutete ſie euch und erzählt uns durch Zeichen.

Das iſt ja ein Wunder, rief der Kaiſer, wie ich nie eines gehört habe! Ich dachte ſtets, meine ſchöne Tochter ſei

die höflichſte, ſittſamſte und verſtändigſte Jungfrau, die auf der Welt nicht ihres Gleichen gefunden habe; dafür iſt ſie nun ſo verrückt und hat ſo häßliches Zeug im Kopfe, daß ich lieber wünſchte, ſie wäre todt. Ich merke wohl, weshalb ſie eine beſondere Zuneigung für ihn hat; weil der Narr nicht ſpricht, liebt ihn meine närriſche Tochter, welche ebenfalls ſtumm iſt. Die gemeinen Leute haben ein wahres Sprichwort, das auf uns paßt: Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Nehmt das Mädchen fort! Sie iſt voll ſüßen Weins. Bringt ſie in ihr Gemach, beſtraft ſie und bedeutet ihr, daß ſie hinfort nicht mehr ſolche thörichte Reden vor dem Narren führe, denn ſie hat mich ſehr betrübt; ſchon als ſie ihm entgegen ging, merkte ich die Narrheit, und ſah wohl, daß ſie mit Herz und Sinn ihm zugewandt iſt.

Die Frauen führten das Mädchen weg und ſuchten ſie zurechtzuweiſen; andererſeits beurlaubte ſich auch der Biſchof, der Hof ging aus einander und Robert begab ſich auf ſein Strohlager, um neben den Hunden auszuruhen. Die Türken, welche aus der Schlacht davongekommen waren, fuhren traurig, aber mit gutem Winde von dannen, und gelangten bald in ihre Heimath, wo ſie aus einander gingen und jeder in ſeiner Sippſchaft die Verwandten beklagte, welche von den Römern waren erſchlagen worden. Die Klage ertönte durch das ganze Land, und die Heiden wandten ſich mit ihrer Beſchwer an die Fürſten, daß ſie ihnen Rache ſchafften für den Tod ihrer Angehörigen. Sobald dieſe vernommen hatten, wie große Schmach den Ihrigen in Rom widerfahren war,

verbanden ſie ſich unter einander mit Gelübden und Eidſchwüren, daß ſie gen Rom ziehen wollten, um ſelbige zu rächen. Dabei drohten ſie, den Römern ihren Sieg theuer zu bezahlen, und überboten einer den andern in Schmähungen auf das Volk, das ſie am meiſten haßten auf der Welt. Sie ſchickten Boten aus an ihre Magen und Mannen, daß ſie ſchwüren, Blutrache zu nehmen, und müßten ſie auch Leib und Leben daran ſetzen. Darauf wurden die Schiffe ausgerüſtet und neue gebaut, große und kleine, von allen Arten und mit vielen Koſten; auch übten ſie ihre Schaaren im Kampf und ihr Heer war noch ſo ſtark als das erſtemal. Von allen Seiten ſtrömten ſie in das Lager zuſammen, brachten Lebensmittel auf die Schiffe, und fuhren bei Tag und Nacht mit vollen Segeln dahin, bis ſie in dem römiſchen Hafen anlangten und auf dem Strande ihr Lager aufſchlugen, Araber, Comanier und Türken von Coroscane und Rievaire. Alsbald erhielt man in Rom Kunde, daß die Türken wiedergekommen ſeien zu offener Feldſchlacht mit zahlloſen Schaaren, und daß ſie ſich an der Meeresküſte niedergelaſſen haben. Auch bedrohten ſie die Römer mit großem Grimm: nicht zu eitelm Fechterſpiel ſeien ſie gekommen, ſondern ihre Verwandten zu rächen, deren Tod ſie tief betrübt habe. Darüber gerieth man in Rom in große Verwirrung. Auf Befehl des Kaiſers wandte man ſich an den Seneſchal und verſprach ihm großes Gut, wenn er ohne Verzug der Stadt zu Hilfe komme gegen die Türken, welche ſie zu zerſtören drohen. Er aber antwortete, er wolle ſich eher auf die Seite der Türken ſchla-

gen, wenn man ihm das Mägdlein nicht gebe, von welcher ſein Herz entzündet ſei. Mit dieſer widerſetzlichen Botſchaft gingen die Abgeſandten zu ihrem Herrn zurück und meldeten dem Kaiſer, daß der Seneſchal ſeine Tochter zum Weibe wolle. Dieſer aber ſchwur, ſo lange er lebe, ſeine Tochter keinem Manne zu geben, denn ein ſolcher würde Rom zu ſehr erniedrigen. Gott verhüte, daß dies je geſchehe, und wer davon redet, ſoll es mir theuer bezahlen.

Darauf berief er einen Rath in ſeinem Pallaſte von allen hohen Fürſten, welche ihm lehenspflichtig waren. Nach langer Berathung ſtimmten ſie ſeinem Plane bei, denn ſie verhofften, daß der getreue Gott ihnen in der Schlacht beiſtehen und den Seinen Troſt und Hilfe ſenden werde. Wäre dies nicht, ſo hätten ſie freilich alle umkommen müſſen, aber ſie dachten, er werde ihnen ihren Freund ſchicken, der alle Ungläubigen mit ſeiner gewaltigen Lanze beſiegte. So brachten ſie ihre Rathsverſammlung zu Ende und beſtimmten den Tag der Schlacht gegen die Türken, welche bereits die ganze Gegend verwüſteten und verheerten. Darüber verbreitete ſich in Rom große Betrübnis; Groß und Klein, Mann und Weib faſtete, betete und that Gelübde. Die Prieſter beteten zu Gott in den Meſſen und unter hellen Thränen, daß er ihnen den Helden mit den weißen Waffen zum Beiſtand ſende, wie er zuvor gethan. Eines Montags, als der Tag graute, rückten die Türken in tiefer Bekümmernis, daß ſie ihre Rache noch nicht vollzogen, ganz in Schlachtordnung gegen Rom vor. Zuvorderſt gingen die am meiſten Gekränkten und Kühnſten,

welche die Römer, wenn ſie ſie in der Schlacht trafen, nicht zu ſchonen im Sinne hatten. In Rom eilte alles zu den Waffen; der Kaiſer zuerſt rüſtete ſich mit bekümmertem Herzen, und der Schweiß trof ihm vom Geſicht. Zu Pferde geſtiegen ſchnallte er ſeinen Helm feſt, theilte und ordnete ſeine Schaaren, und bezeichnete ihre Stellung, damit ſie von den Sarazenen nicht hintergangen würden. So geordnet zogen ſie aus dem Thore in das offene Feld, die Pferde wieherten, und die langen Hörner ertönten. Die blanken Schilde ſchimmerten blendend in der Sonne, und die Helmbüſche flatterten im Winde. Dabei weinten Frauen und Mägdlein heftig um ihre Freunde, welche der Todesgefahr entgegen zogen, und baten den allmächtigen Gott im Himmel, daß er an dieſem Tage den Ritter mit den weißen Waffen ihnen zum Beiſtand ſende. Der Kaiſer hatte, als er von ſeiner Tochter Abſchied nahm, ſie mit weinenden Augen zärtlich geküßt. Sei getroſt, ſprach er, Gott wird uns gewiß helfen und uns beiſtehen in der Schlacht.

Damit verließ er ſie eilig, die Jungfrau aber ſeufzte und weinte, und ging ohne Verzug hinauf in ihre Kammer, um aus dem Fenſter nach der Ebene hinzuſehen. Robert ward unterdeſſen von dem heftigſten Gram verzehrt, da er den Kaiſer ſo bekümmert von Rom ausziehen ſah und ihm ſo gerne geholfen hätte, wenn Gott es ihm vergönnte. Er wußte gar nicht, was er anfangen ſollte, Thränen liefen ihm aus den Augen, Seufzer rangen ſich aus ſeiner Bruſt, und ſeinem Schmerze nachhängend trat er in den Garten, ganz

allein, ohne daß es jemand bemerkte, und ſetzte ſich an dem Brunnen nieder. Hier gab er ſich denn ſeiner Betrübnis hin, rief in ſeinem Herzen, jedoch ohne ein Wort zu ſprechen, zu Gott um Gnade, und hub, das Geſicht gegen Morgen gekehrt, ſeine Hände zum Himmel. Da erſchien auf einmal der Bote des Herrn, ganz angethan mit ſeinen weißen Waffen, unter dem weitäſtigen Baume auf dem Graſe. Die Jungfrau war darüber ſehr erfreut, denn ſie wußte nun gewiß, daß jetzt der in die Schlacht eilen werde, der vor allen ein Held war.

Mein Freund Robert, ſprach der freundliche Bote, wappnet euch ſchnell, Gott befiehlt es euch!

Robert that, was ihm geheißen war, und ritt, als er gerüſtet war, auf ſeinem Roſſe durch die Thür hinaus und nach dem Kampfplatze zu, und ſein weißer Helmbuſch flatterte luſtiglich im Winde. Schon hatten die Türken die Römer eine gute Strecke weit zurückgetrieben und in Verwirrung gebracht; ſobald dieſe aber Robert von Weitem kommen ſahen, hielten ſie wieder Stand, denn ſie vertrauten auf ſeine Hilfe in der großen Noth. Ihr Muth belebte ſich von Neuem, und der Kaiſer und der Biſchof waren hoch erfreut. Die Türken aber erkannten Robert an den weißen Waffen, und als ſie ihn kommen ſahen, befiel auch die Kühnſten ein heftiger Schrecken, denn oft hatten ſie ſagen hören, daß er es geweſen ſei, der unter den Ihrigen ſo große Verheerung angerichtet. Schon war es ihnen um Köpfe und Füße bang, und ſie gedachten, Sanct Georg ſelbſt fechte auf Seite ihrer

Feinde. Robert fand das römiſche Heer der völligen Auflöſung nahe, aber bald hatte er ſie blos durch ſeinen Anblick zur Ordnung zurückgeführt. Wie ein brauſender Sturmwind fuhr er auf die Türken los und trieb ſein Pferd mitten in die heißeſte Schlacht, wo er den oberſten Anführer erſpäht hatte. Keine Waffe hielt ihn auf, er trieb die Feinde aus einander, bis er den Herrn erreichte mit der Spitze ſeines Schwerts und es ihm mitten durch den Leib ſtach, ſo daß er todt niederfiel vor allen ſeinen Geſellen. Darauf wandte er ſich bald rechts, bald links, zerſchlug ihnen die Köpfe und durchbohrte ſie mit ſeiner Lanze, ſo daß ſich die Türken vor ihm gar entſetzten; die Römer aber waren nicht müßig; ſie fielen, wenn Robert ſie anführte, über die Türken her, und machten ſich an die, welche Robert zu Boden geworfen hatte. Dieſe Nachleſe war groß, denn Robert führte keinen Streich, der nicht einen niederſtreckte. Die Türken konnten auf dieſe Weiſe das Feld nicht behaupten, ein unbeſchreiblicher Schrecken hatte ſich aller bemächtigt und keiner wagte den gefürchteten Robert zu erwarten. Sie mußten ihm das Feld räumen, verwirrt ließ er alle von dannen und verfolgte ſie, und kein Sarazene, weder Amiral noch Hofbeamter dachte an anderes, denn an die Flucht. Bis an's Meer ſetzten ſie dieſelbe fort, ſtürzten ſich in die brauſende Flut, und gedachten an ihre Weiber und Kinder, die ſie nimmermehr ſehen zu dürfen vermeinten. Da gelüſtete es niemand, die Zelte abzuſchlagen oder von ihrer Habe etwas mitzunehmen. Nicht die Hälfte von ihnen kam davon: entweder wurden ſie erſchlagen oder ertranken ſie

im Meere. Während nun die Römer damit beſchäftigt waren, den Türken die Köpfe abzuſchlagen und ſich mit den Reichthümern zu beladen, die ſie in den Zelten fanden, ſchlich ſich Robert hinweg, damit ihn keiner beläſtige. Viele ſahen ihn weggehen und an dem Gehölz hinreiten, das ziemlich weit von Rom entfernt lag. Er kam wieder in den Garten unter den Baum, wo der klare Brunnen quoll, fand daſelbſt den Boten ſitzen, der ihn bat, ſich ſchnell zu entwaffnen, ehe es jemand gewahr werde. Robert wollte nicht bemerkt werden, legte unverweilt die Rüſtung von ſich und gab alle Waffen außer der Lanze dem Boten zurück, welcher ſich ſogleich aufmachte und Robert in dem Garten allein ließ. Dieſer hatte im Kampf viele Hiebe bekommen, ſo daß er im ganzen Geſicht blutete; darum ging er an die Quelle, um ſich rein zu waſchen, und legte ſich darauf an der Kapelle zur Ruhe. Alles das bemerkte die Jungfrau gar wohl von dem Fenſter aus, an welchem ſie ſaß, und aus Mitleid lief ihr das klare Waſſer aus den Augen über das Geſicht. Sie trat vom Fenſter und ſtieg hinab in den Saal, um ſich daſelbſt zu ergehen. Als aber der Kaiſer das Feld behauptet und die Türken ſo heftig gezüchtigt hatte, machte er einen Befehl bekannt, wie er ihm gerade aus ſeinem erfreuten Herzen hervorkam, und ſprach: Der, der mich verbunden und geheilt, vertheidigt und gerettet und mir meine Gewalt zurückgegeben hat, komme alsbald zu mir, denn ich will ihn zu meinem Freunde machen.

Dieſer Befehl wurde alsbald weiter verbreitet und man ſuchte nach dem Manne; aber weder Bekannte noch Fremde

wußten etwas von ihm zu melden; alle ſagten, ſie ſeien getäuſcht und haben ihn nicht geſehen. Darüber war der Kaiſer ſehr betrübt und mit ihm der Biſchof und die Rechtsgelehrten.

Er iſt nicht im Fluge weggegangen, ſagten einige, die dabei ſtanden und ihn wohl ſahen, wie er nach der Stadt hinritt, an dem Gehölz vorüber, wie ein anderer Menſch von Fleiſch und Bein dahin reitet. Aber ſie wußten nicht, wo er ſich aufhielt, noch wohin er ſich gewandt hatte nach der Schlacht.

Da ſprach der Kaiſer: Er iſt fort und wir kommen ſo nicht dazu ihn zu ſehen; was man verloren hat, kann man nicht mehr behalten, und dabei müſſen wir vorerſt bleiben. Jeder gehe nun nach Hauſe, die Barone aber und die kühnen edeln Ritter will ich alle bei meinem Eſſen haben, damit ſie ſich beſtändig an dieſen Tag des Siegs erinnern, und der Herr Biſchof wird auch dabei ſein.

Alle ſagten zu ohne Widerrede, und ſo machte man ſich denn auf den Weg. Mit großem Jubel kehrten ſie in die Stadt zurück, ſagten St. Peter Dank für den Sieg und begaben ſich dann zum Eſſen bei dem Kaiſer. Im Saale fanden ſie Spielleute, welche ſangen und blieſen, und die Köche beſetzten die Tiſche mit reichlicher Speiſung. Der Biſchof empfing das Waſſer zum Händewaſchen und ſetzte ſich dann an den erſten Platz an die Tafel. Der Kaiſer war ſehr erfreut; er ſchickte nach ſeiner Tochter, ſie nahm ihren Schleier vom Geſicht, ſtieg die Stufen zu dem erhabenen Sitze ihres

Vaters empor und ließ ſich neben ihm nieder. Nach ihr ſetzten ſich die Herzoge und Grafen und die römiſchen Barone. Ganz unten war der Saal gefüllt von den wackern Rittern des Landes, welche niemals ohne Krieg waren; ſie ſetzten ſich in dem Pallaſt in Ordnung und man ſtritt ſich nicht um die Bänke. Als man die Gerichte hereinbrachte, gebot der Kaiſer ein wenig Stille, dieweil der Lärm zu groß geworden war. Um dieſelbe Zeit erſt erwachte Robert unter ſeiner Treppe, denn er war ſehr ermüdet und zerſchlagen von den Türken, und ging nun im langſamen Schritte zum Eſſen nach dem Pallaſt. Sobald der Kaiſer ihn erblickte, rief er ihm mit heller Stimme entgegen: Ei, ſeid mir willkommen, weiſer und hochgelahrter Herr! Kommt heran und ſetzt euch auf den beſten Platz, den ihr findet, denn ihr wißt ja doch, daß wir um euretwillen eigentlich heute ein großes Feſt halten.

Robert ließ ſich zu ſeinen Füßen nieder; was that nun aber die Jungfrau? Sie ſtand vom Sitze auf, neigte ſich aus Achtung ſeiner Kühnheit und Tapferkeit vor ihm, und ſetzte ſich wieder nieder als wäre nichts geſchehen. Der Kaiſer war darüber tief beſchämt, doch wollte er um der Leute willen, die er bewirthete, kein Aufſehen machen, und redete von etwas anderem. Bald bemerkte er, daß ſein Narr gar übel zugerichtet ſei, und ſprach: Ei Gott, wie haben heut die Leute meinem Narren mitgeſpielt! Sein Geſicht iſt ja ganz in Stücke zerriſſen.

Da befahl er ſeinem Geſinde, ihm Speiſe in Menge zu bringen, und da ſie ſeinen Willen kannten, legten ſie ſie zuerſt

dem Hunde vor und Robert empfing ſie von dieſem, wogegen er, als er ſatt war, ſeine Brocken dem Hunde hinſtreckte. Über dieſes Schauſpiel waren Junge und Alte wieder ſehr erfreut, und alle, die daſelbſt waren, bekannten, nie einen ſo ergötzlichen Narren geſehen zu haben. Als das Eſſen vorüber war, nahmen die dazu beſtellten Diener die Tiſchtücher weg und rückten die Tiſche auf die Seite. Die jungen Ritter ſtellten ſich nun in großen Haufen zuſammen vor den Augen des Kaiſers und ſprachen laut aus, daß er und alle Römer durch einen einzigen Mann gerettet worden ſeien, daß jener allein die Heidenſchaft vertrieben habe, nämlich der Mann mit den weißen Waffen.

Der Kaiſer ſprach: Ihr redet wahr. Der ganze Sieg iſt ſein Verdienſt, und wenn er ſich zeigen und es verlangen möchte, ſo würde ich ihm gern einen großen Theil meines Landes und meines Vermögens geben: aber mir ſcheint, es ſei ihm nicht darum zu thun. Ich weiß nicht durch welchen glücklichen Zufall er jedes Jahr uns zu Hilfe kommt und doch mag er nicht mit uns reden. Tauſend Mark feinen Goldes wollte ich ihm geben und darüber, wenn ich ihn einmal in meiner Gegenwart ſehen könnte.

Sobald ſeine Tochter dies hörte, zeigte ſie mit dem Finger auf Robert und machte eine ſeltſame Geberde, welche der Kaiſer nicht verſtand. Er befahl daher ihre Hüterinnen zu rufen, welche ihre Zeichen gut kannten, und denen ſeine Tochter nichts verhehlte. Man holte ſie herbei und die weiſen alten Frauen deuteten ſogleich ihre Rede.

Mein Herr und Kaiſer, ſprach die eine, was eure Tochter uns mittheilt, beſagt nichts. Sie meint, dieſer alberne Narr habe das ganze Land von den Türken befreit und ſie vertrieben. Er, ſagt ſie, iſt der Ritter mit den weißen Waffen und hat dieſelbigen angelegt unter dem Baume, der meinen Brunnen beſchattet. Ihr mögt es daran wahrnehmen, daß ſein Geſicht zerſchlagen und verwundet iſt, von dem harten Kampfe, den er beſtanden.

Gehet hin, meine Gäſte, fiel ihnen der Kaiſer ins Wort, und ſucht euch andere Ergötzlichkeit.

Zu den Frauen aber ſprach er: Kümmert euch nicht um die ſinnloſe Rede! Meine Tochter iſt verrückt, und in dieſen Menſchen vernarrt, weil er, wie ſie, nicht reden kann. Darum habet beſſer auf ſie acht als bisher, denn es bekümmert mich tief, daß ſie ſo thörichte Gedanken hegt.

Ohne Widerrede führten die Frauen das verſtändige Mägdlein hinweg, die Barone aber verabſchiedeten ſich von dem Kaiſer, und gingen heim, jeder in ſein Haus, wie ſichs gebührte. Die Türken fuhren unterdeſſen eilends von hinnen, und weinten heiße Thränen um ihre Freunde, welche vor Rom geblieben waren, und wurden faſt wahnſinnig vor Betrübniß. Nachdem ſie lange gefahren waren, langten ſie in einer großen Stadt in Romeinien an, und beklagten ſich bei ihren Freunden über den großen Schaden, den ſie erlitten hatten. Als die Türken dieſes Unglück erfuhren, da erhub ſich in dem ganzen wilden Heidenland in Babilonien und Mace-

donien alles Volk der Türken, grif zu den Waffen, und gelobten ſich, weder bei Tag noch bei Nacht zu ruhen, bis daß ſie die Schmach gerächt hätten, mit der ſie ſich beſudelt. Die von Arabien nnd Syrien, von Alexandrien, Aumarie, Ruſſandre, Camoile und Damas kamen alle heran, nm die Türken von Alenie, Cohais nnd Coroscane zu rächen, und hielten einen Rath, um die Römer zu unterdrücken. Mit großen Koſten wurden die Schiffe ausgebeſſert nnd ein Heer auf die Beine gebracht, wie kein Menſch je eines geſehen. Dabei ſchwnren ſie bei ihren Göttern und ihrem Glauben, daß, wofern es ihnen gelänge, den römiſchen Hafen zu erreichen, der ganze römiſche Stamm ansgerottet werden ſollte; auch werde dem mit den weißen Waffen kein Zauber helfen, und wenn er ihnen in offenem Felde begegne, ſo wollten ſie ihm die Seele ans dem Leibe ſchlagen. Den ganzen Winter über rüſteten ſich die Türken zu dieſem Zuge, beſchickten ihre Freunde bis in die weiteſte Ferne und baten ſie, ihnen wohlbewaffnete nnd gut ausgerüſtete Schaaren zuzuführen. Sobald nun die Wieſen ſich begrünten nnd die Bäume Knoſpen trieben, vertrauten ſich die Heiden der brauſenden See und fuhren ſo lange, bis ſie an den verhängnißvollen Hafen gelangten, wo ſo viele ihrer Freunde den Tod gefunden hatten. Von da rückten ſie bis auf acht Meilen vor Rom, ließen ihre Schiffe abladen und ſchlugen ihre Zelte auf. Alsbald verbreitete ſich in Rom die Kunde, daß unverſehens die Türken gelandet ſeien nnd zwar in ſo großer Anzahl, daß die beiden andern zuvor beſiegten Heere ſich damit lange nicht meſſen können.

Darüber geriethen die Römer in neuen und größeren Schrecken als zuvor; und der Kaiſer ließ auf dieſe Botſchaft ſein ganzes Reich aufbieten gegen die Türken, welche die Stadt berennen wollten. Nochmals beſandte er den Seneſchal und beſchwur ihn, mit ihm in die Schlacht zu rücken gegen die ſchändlichen Türken von Romainien, und bat ihn um Gottes Willen, er möchte ihn diesmal nicht verlaſſen. Der Seneſchal aber kümmerte ſich darum nicht und that einen großen Eid bei Gott und ſeiner Mutter, daß er ihm nicht zu Hilfe kommen wolle, ſo lange er ihm nicht ſeine Tochter zum Weibe zu geben verſpreche. Der Kaiſer aber hieß dies ein thörichtes Verlangen und ſagte, lieber wolle er alle Römer zu Grunde gehen und die Mauern der Stadt zerbrechen laſſen. Der Seneſchal zog ſich daher zurück und wurde darob von vielen geſchmäht. Der Kaiſer aber verſammelte ſein Heer, und die Römer ſtellten Gebete und Faſten an, auf daß Gott ſie in ihrer Noth berathe. Die Frauen baten zu dem Herrn zu allermeiſt, daß er ihnen den Ritter mit dem weißen Schilde zu Hilfe ſende, als welcher ſie bisher am Leben erhalten und ohne den ſie längſt des Todes wären, wenn er nicht ihre Thore bewacht hätte. Der Kaiſer rüſtete ſich ſo gut er konnte, und nahm ſich vor, die Türken nicht feige zu erwarten, ſondern ihnen zum Kampfe entgegen zu gehen. Eines Mittwochs, in der Frühe, ſetzten ſich die Sarazenen in Bewegung, um mit den Römern zu kämpfen. In die vorderſte Reihe ſtellten ſie die Pichenaren und die Commanen, und ſo jegliches Volk an ſeinen Ort. Im Ganzen hatten die Feinde vier-

undzwanzig Schaaren, und jede war zehntauſend Mann ſtark. So ſah man von den Mauerzinnen der Stadt aus ſie herankommen und vernahm den großen Schall ihrer Poſaunen und Hörner. Da lief der Kaiſer zu dem oberſten Biſchof, führte ihn mit ſich in den Saal, welcher voll war von den mächtigen Baronen des Landes, und hielt mit allen Rath, was in ſolcher Noth zu thun ſei. Sie verabredeten, was jeglicher in der Schlacht zu thun habe und wie ſie das Feld behaupten können gegen die Türken, die ſo gewaltig gegen ſie anrückten. Nach langem Rathſchlagen ergrif der Kaiſer das Wort und ſprach: Ihr Herren, der allmächtige Gott, unſer Vater, hat uns zweimal einen Ritter zugeſandt, der uns gewaltiglich gegen die Türken vertheidigt hat, und ſchon lange hätten ſie Rom zerſtört, wenn nicht ſeine Kraft und der Glanz ſeiner weißen Waffen uns geſchützt hätte. Nun höret, was ich in meinem Herzen denke! Der, der mir zweimal ſo gut geholfen, hat großen Lohn von mir verdient, wenn er ihn nur annehmen wollte. Kommt er uns nun wieder zu Hilfe, ſo will ich ihn feſtnehmen laſſen, damit der Redliche den Lohn ſeiner Dienſte von mir empfahe. Iſt es ein Mann, den Gott uns zuſchickt, ſo haben wir uns über nichts zu beklagen, und wir werden ſein nicht habhaft werden können; iſt er aber von dieſer Welt, ſo ſoll uns nichts hindern ihn feſtzuhalten, ehe er weggeht, ſofern er nur in die Schlacht kommt. Denn ſobald ich bewaffnet bin, will ich dreißig gute Ritter in dem Gehölz in Hinterhalt legen, woſelbſt er, nach dem Berichte aller, wenn die Schlacht zu Ende iſt, vorbeikommt. Dort

ſollen ſie über ihn herfallen und ihn feſtnehmen, ſobald ihn Gott dahin führt.

Alle lobten dieſen Plan ſehr und liefen ſodann zu den Waffen, den meiſten rannen die hellen Thränen aus den Augen, und weinend legten ſie die Rüſtung an, mit der ſie Leib und Leben zu vertheidigen gedachten. Als ſie nun völlig gewappnet daſtanden, ſeufzten ſie ſehr, und jeder rief zu Gott, ſeinem Schöpfer, daß er ihn heil und unverletzt zurückkehren laſſe und daß ſeine Trauer über die gottloſen Heiden in Freude verkehret werde. Vorſichtig und bedächtig ordnete der Kaiſer ſeine Schaaren und befahl, als alles geſchehen war, ſeinen Baronen, auszuziehen im Namen des glorreichen Heilandes, der Schmach um unſerer Sünde willen getragen. So zogen ſie unter dem Schall der Poſaunen und Hörner aus der Stadt. Auch der Biſchof begleitete ſie mit einer großen Schaar hinter ſeiner Fahne und gab den zitternden Römern ſeinen Segen. Unter Thränen hatte der Kaiſer von ſeiner ſchönen Tochter Abſchied genommen und unter trüben Gedanken ſein finſteres Geſicht abgewandt, da er zu einer zweifelhaften Schlacht gegen die Türken ausrückte. Als Robert ſie alle den Türken entgegenziehen ſah, ergrif ihn heftiger Schmerz, daß er ſie nicht begleiten durfte, denn er gedachte großen Schaden unter ihnen anzurichten, wiewohl ſie mit großer Wuth andrangen und bereits alle Wachen überwältigt hatten. Der Kaiſer ordnete ſeine Schlacht, und ſtellte dreißig bewährte Ritter hinter den Bäumen in Hinterhalt. Sie ſtiegen eilends von ihren Pferden und begaben ſich in ihr Verſteck unter die Bäu-

me, in der Abſicht, wenn der mit den weißen Waffen käme, um den Römern den Sieg zu erfechten, ihn bei ſeiner Rückkehr feſtzuhalten, wie der Kaiſer befohlen hatte. Er ſelbſt aber eilte in die Schlacht gegen die Türken, welche muthig und hartnäckig gegen ſie kämpften. Robert ging unterdeſſen an den Brunnen, um zu ſehen, ob etwa das heilige Weſen mit den Waffen herankomme, wie es ſonſt zu thun pflegte. Er ſetzte ſich unter den ſüßduftenden Baum nieder, weinte bitterlich und betete, das Geſicht gegen Morgen gewandt, inbrünſtig zu unſerem Herrn, daß er ihm ſeinen Boten ſende. Bald darauf ſah er denſelben mit ſeiner weißen Rüſtung herankommen. Darüber war Robert ſehr getröſtet, und nicht minder die edle Jungfrau, welche auf den Knieen für die Römer und ihren Vater betete, daß ihnen in ſo herber Schlacht geholfen werde. Der Bote Gottes kam ſchnell auf Robert zu und übergab ihm die weißen Waffen, welche dieſer anlegte und darauf in wunderbarer Schönheit daſtand. Er beſtieg das gute Roß und ſchied unverweilt von dem Boten Gottes, der ihm ſeinen Segen mit auf den Weg gab. Er ritt über die Ebene hin und an dem Gehölz vorüber, wo ihn die dreißig Ritter in dem Verſteck erwarteten, aber ohne Geräuſch weiter ziehen ließen, denn erſt, wenn er zurückkäme, wollten ſie ihn ergreifen und wo möglich feſthalten. Robert zog ohne Aufenthalt an ihnen vorbei, rechts hin, wo er das Volk zur Schlacht verſammelt ſah. Schon hatten die Türken die Oberhand gewonnen, die Römer waren darnieder geworfen und im Begriff zu fliehen, als ſie von ferne den Ritter mit den weißen

Waffen kommen ſahen, der mit verhängtem Zügel auf ſie zuſprengte. Da huben ſie dankend ihre Hände zu Gott empor, daß er ihnen Hilfe ſende in der Noth. Der Kaiſer aber weinte vor Freude, denn nun fürchtete er nicht mehr, daß ſein Volk zurückgeſchlagen werde, da er den wackern Ritter kommen ſah, der ſonſt ſeine Streitkraft aufrecht gehalten hatte. Die Türken dagegen waren hierüber nicht ſehr erfreut, denn ſie hatten viel von ihm und ſeiner Kraft reden gehört. Jeder bemühte ſich nach beſtem Vermögen, ſeinen Leib zu ſchützen und zu vertheidigen und die Schläge Roberts zu decken, der im Fluge auf ſie einſtürmte. Er glühte von Begierde, mit den Heiden ins Gemenge zu kommen und den Ungläubigen Köpfe und Füße abzuſchlagen und ihre Herzen zu durchbohren. Ein Wolf, den es nach Beute gelüſtet, läuft nicht gieriger auf eine Heerde Schafe zu, als Robert mit geſenktem Speer auf die Türken losrannte. Gleich warf er einen rücklings nieder, daß er entſeelt zu Boden fiel, und ſchlug ihm das bärtige Haupt ab. Darauf mengte er ſich in ihre Schaaren, ſpornte heftig ſein raſches Roß, ſtach nieder und beſudelte mit Blut, was ihm in den Weg kam, bis ſein triefender Speer in Stücke ging. Da grif er zum Schwert und hatte in einem Augenblick mehr denn zwanzig Türken erſchlagen. Bald faßte er einen in's Auge, der den Römern beſonders heftig zuſetzte; er trieb ſein Pferd nach dieſer Richtung hin, machte ſich Bahn durch das Gedränge bis zum König hin und ſenkte ihm ſein blutiges Schwert mitten in's Herz, ſo daß er über den Rücken ſeines Pferds todt herabtaumelte,

wobei aber Robert das Heft ſeines Schwerts zerbrach. Darum grif er nach ſeinem Degen und hieb rechts und links um ſich, ſo daß rings das Feld voll lag von Todten und daſſelbe im Blute ſchwamm. Die hinterliſtigen Türken machten ihm auch allenthalben, wo er hinging, Platz, und ließen ihn vorn eindringen, wo er wollte; hinterrücks aber fielen ſie mit Lanzen und Streitärten, etliche auch mit Schwertern, auf ihn ein. Dadurch ließ ſich jedoch Robert nicht zum Rückzug bewegen; er ruhte und zögerte nicht, ſondern ſpornte ſein Pferd furchtlos immer vorwärts. Den Römern wuchs dadurch auch der Muth von Neuem und ſie ertrugen williglich die Hitze der Schlacht, da Robert ſo luſtig zuſchlug. Die ſtolzen Türken verwünſchten ſie und waren ganz entſetzt über ihn, der keinen Haufen ſo dicht fand, daß er ihn nicht zerſprengt und ſich mitten hindurch Bahn gemacht hätte. Er richtete die Vorhut der Türken ſo übel zu, daß ſelbige die Flucht ergriffen. Die Römer jagten ihnen nach und die Türken waren ſehr betrübt über den großen Verluſt, den ſie erlitten, denn die Leute des Kaiſers ſetzten ihnen heftig zu. Sie gelangten zu einer andern Schaar, die ſie gleich bei ihrer Ankunft ſprengten: die Türken konnten ſich keinen Augenblick halten vor den grimmig anſtürmenden Römern. Robert ſprengte ihnen voran und jagte die Feinde von hinnen eine Schaar um die andere. Die Römer trafen keinen noch ſo mächtigen Amiral, dem ſie nicht den Tod gegeben hätten. Wo noch eine Türkenfahne wehte, da ging Robert auf ſie zu und ließ ſich von nichts zurückhalten. Mitten im größten Gedränge der Türken ſchlug er ihre

Fahnen nieder. So viele ſanken unter der Wucht ſeiner Hiebe nieder, daß alles ihm aus dem Wege ging und den nacheilenden Römern zerſtreut in die Hände lief, welche dann nicht ſchonend mit ihnen verfuhren. Endlich begann mit ihrer Kraft auch ihre Kühnheit zu ſinken, denn Robert hatte einen unbeſchreiblichen Schrecken unter ihnen verbreitet. Sie räumten das Feld und liefen muthlos und gänzlich beſiegt von dannen. So kam ſie ihr Stolz und Hohn theuer zu ſtehen und ward mit Schande und Schaden bezahlt. Nun begann die allgemeine Verfolgung und das Siegsgeſchrei von Seiten der Römer, das den Heiden gar unlieblich in die Ohren klang. Sie waren ſo ſehr gedemüthigt, daß auch die Kühnſten ihre Vetter und Brüder, Freunde, Herren und Väter im Stiche ließen und in die Wette davon liefen, denn ſie wußten wohl, daß an eine Löſung nicht zu denken ſei, wenn ſie ſich einmal hätten erreichen laſſen: darum war das Beſte zu fliehen, und Jung und Alt hielt ſich dazu. Schon waren ſie lange gelaufen und geritten und hatten noch ihre Zelte nicht erreicht, die Römer aber dachten an nichts anders, als ſie niederzuwerfen oder in das Meer hineinzujagen. Da waren nun die Türken übel daran, denn ihre Pferde waren ganz ermattet, dieweil ſie ſchon bei der großen Eilfertigkeit, mit der die Türken auf Rom zurannten, ſich erſchöpft hatten. Von der Hitze, der Eile und der Laſt, die ſie zu tragen hatten, überwältigt, ſanken die meiſten wie todt nieder, und die Römer erſchlugen und zerfleiſchten alle, die zurückblieben. Nicht die Hälfte der Türken erreichte den Hafen; die meiſten kamen

auf dem Schlachtfeld um, denn Robert ward nicht müde, ihnen zu begegnen und ſie niederzuſchlagen. Er verfolgte ſie bis an's Ufer, und kein Löwe oder hungriger Wolf richtet ſolchen Schaden an unter einer Heerde, wie Robert auf ſeinem Wege unter den Türken. Sein Schweiß trof von Blut und am Ufer ſelbſt noch häufte er Todte auf Todte. Die Römer ſetzten den Heiden ſo ſehr zu, daß dieſe ſich nicht einfallen ließen, ihre Zelte zu vertheidigen. Robert trieb in das Meer hinein, wen er zu Lande nicht erreichen konnte; und auch dort war für ſie noch nicht viel gewonnen, denn es erhub ſich ein gräßlicher Sturm, der Woge auf Woge thürmte und der das Meer mit ſilberweißem Schaum bedeckte. Die Türken, welche ſich in das Meer geflüchtet hatten, waren daher in einer ſchlimmern Lage, denn ſie wurden hin und hergetrieben, konnten ihre Schiffe nicht erreichen und wurden vom Meere verſchlungen. Manche gelangten an's Ufer zurück, aber von dieſen blieb auch nicht einer am Leben, denn die Römer empfingen ſie mit ihren Schwertern und zerſchlugen ihnen die Köpfe. Kurz es blieb von allen kein einziger übrig, denn Robert und die Römer hatten alle erſchlagen und nirgends fanden ſie Hilfe. Als ſie die Türken auf dieſe Weiſe vernichtet hatten, eilten ſie nach ihren Zelten, um Beute zu machen, aber ihr treuer Gefährte Robert mochte nicht dabei ſein und hatte anderes im Sinne. Er wußte ſich ſo heimlich vom Schlachtfelde wegzuſchleichen, daß ihn niemand bemerkte. Er kam auf dem Rückwege in die Nähe des Gehölzes, wo die dreißig Ritter unter den Bäumen ſeiner

harrten; ſchon von weitem hatten ſie geſehen, wie er ſich vom Heere trennte und auf den Wald zukam. Sie wollten aber noch nicht hervorbrechen, um ihn zu ergreifen, bis er mehr in ihrer Nähe wäre: dann ſollten alle auf ihn losſtürzen, und ſie glaubten zuverſichtlich, auf dieſe Weiſe ſeiner habhaft zu werden, denn wenn es ihnen nicht gelänge, ihn an ſeinem Zügel zurückzuhalten, ſo wollten ſie ihm ſein Pferd unter dem Leibe umbringen, ſo daß er ihnen nicht mehr entwiſchen könnte; gelänge es aber nicht, ihn feſtzuhalten, ſo wäre ihnen das große Schande. Damit beſtiegen ſie ihre Pferde und ritten bis zum Ausgang des Waldes vor, an die Stelle, wo der Weg ſich hart am Gehölz hinzog. Sobald Robert daſelbſt vorüberkam, brach der Hinterhalt hervor, und alle riefen: Ritter, ihr ſeid gefangen. Freude und Jubel ſoll heute Rom erfüllen um euretwillen, wenn es Gottes Wille iſt.

Er aber ſprach kein Wort, ſondern ſah die Ritter ſchweigend an, um die er ſich wenig zu kümmern ſchien; doch war er bekümmert und wußte nicht, was er thun ſollte. Er ſcheute ſich, ihnen ſich zu widerſetzen, denn er merkte wohl, daß der Kaiſer ſie hieher beſtellt hatte, um ihn zu belohnen und mit Gütern nach Wunſch und Willen zu überhäufen, aber das alles lag ihm nicht am Herzen; denn er wußte wohl, daß, wenn er feſtgenommen würde, alles verrathen wäre, daß man ſein Geheimnis erführe und er nicht mehr bleiben könnte. Darum flehte er in Gedanken zu Gott dem Herrn, daß er ihn ſchütze und daß keiner der Ritter ihn fangen möge. Zugleich gab er

ſeinem Roſſe die Sporen mit großer Heftigkeit und rannte eilends von dannen; hinter ihm aber erhob ſich eine Staubwolke. Die, die ihn verfolgten, legten oft ihre Lanzen ein gegen ſein Pferd, um es zu Boden zu ſtrecken; aber ihre eigenen Pferde wurden der langen Verfolgung müde und blieben endlich ganz erſchöpft ſtehen. Nur einem von den Dreißigen gelang es, durch einen Seitenpfad mehr in Roberts Nähe zu kommen. Er wollte eben ſeinem Pferde in die Zügel fallen, als der ſiegreiche Ritter durch eine gewandte Schwenkung ihm dies unmöglich machte; der Verfolger aber drohte, wofern er nicht ſtille halte, ihm ſein Pferd unter dem Leibe zu erſtechen. Damit legte er die Lanze ein und rannte auf das Pferd los, das er gerade am Gürtel zu treffen ſuchte, um es mit einem Stoß zu Boden zu werfen. Statt jedoch das Pferd zu treffen, ſtach er Robert ſelbſt in den Schenkel und brachte ihm eine tiefe Wunde bei. Robert war über dieſen Vorfall zwar ſehr betrübt, doch hielt er darum nicht ſtille, ſondern drückte die Wunde ſo gut er konnte, mit der Hand zu, damit nicht das hervorquellende Blut auf der Erde ſeine Spur verrathe, und ritt, der Schmerzen nicht achtend, eilends von dannen. Der, der ihn verwundet hatte, verfolgte ihn nun nicht weiter, und beſah die blutende und zerbrochene Lanze, aber er fand, daß ein großes Stück fehlte, welches Robert im Schenkel ſtecken geblieben war. In großer Bedrängnis ritt dieſer dahin, denn das Eiſen verurſachte ihm heftige Schmerzen, und er wußte nicht, was er damit beginnen ſollte. Endlich langte er an der gewohnten

Stelle an, ſtieg vom Pferde und gab ſeine Kleider und Rüſtung dem Boten, der ſich von ihm verabſchiedete und in Kurzem verſchwunden war. Robert trat zu der Quelle in heftigen Schmerzen und großer Betrübnis und voll Sorge, er möchte entdeckt werden. Darum machte er ſich ſo gut er konnte heraus; ſein Geſicht war von Blut und Schlägen befleckt, die er in der Schlacht erhalten hatte; er wuſch nun zunächſt dieſes ab, darauf aber auch das Blut, das um ſeine Wunde her hervorgetreten war. Dies verurſachte ihm nicht geringe Schmerzen, und er ſchrie erſt laut wegen des Eiſens, das noch in der Wunde ſtak und das er nur mit großer Beſchwerde herauszuziehen im Stande war. Er ſuchte darauf nach einem Verband für ſeine Wunde, fand aber nichts anderes, als ein wenig Moos von einem dürren Baume, womit er den Eiter austrocknete und die Wunde verſtopfte. Das Eiſen, das er herausgezogen, verſteckte er neben der Quelle unter der Erde, ſo daß es niemand finden konnte. Sobald dies geſchehen war, machte er ſich auf den Weg nach der Kapelle, ſeinem gewöhnlichen Ruheplatz, den er diesmal beſonders nöthig hatte wegen der großen Ermattung vom Kampfe. Die Jungfrau aber hatte von ihrem Fenſter aus alles mit angeſehen und weinte heftig. Sie hatte deutlich beobachtet, wie der Hinterhalt aus dem Gehölz hervorbrach, wie ſie Robert überfielen, aber nicht feſthalten konnten, wie er dann ſeine Rüſtung im Schatten des Baumes dem Boten des Herrn zurückgab; ſie ſah die Wunde, wie er ſie ausdrückte, mit Moos verſtopfte und das Eiſen aus ihr hervorzog. Das ging dem

Mägdlein ſehr zu Herzen, daß er ſo ſchlimm davongekommen und verwundet worden war. Nicht minder aber war der Ritter bekümmert, welcher Robert verwundet hatte, denn er glaubte in allem Ernſte, er habe Gottes und der Chriſtenheit Gnade auf immer damit verſcherzt. Er ſeufzte und klagte laut, und maß ſich ſelbſt große Schuld bei, daß er den guten Ritter getödtet habe, der Rom ſo kräftig vertheidigt. Hatte er ihm nicht gelohnt, wie ein Hund demjenigen, der ihn aus dem Waſſer zieht, und den er, hat er ihn an's Ufer gerettet, anbellt und beißen will! Gerade ſo, warf er ſich vor, habe er an Robert gehandelt, ja noch ſchlimmer. Unterdeſſen kamen ſeine Genoſſen hinter ihm her und fragten ihn aus, wie es ihm bei dem Unternehmen ergangen ſei.

Ihr Herren, ſprach er, ich bin ſehr betrübt; ich gedachte, dem wackern Ritter ſein Pferd umzubringen, um ihn feſtzuhalten; aber ich traf den Ritter ſelbſt und ein gutes Stück meines Speers blieb ihm im Fuße ſtecken. Ich Unglücklicher weiß gar nicht, was ich anfangen ſoll! Einen Theil meines Speers trägt er mit ſich, und was ich noch davon habe, iſt mit Blut bedeckt und verbogen. Muß ich nicht tief bedauern und beklagen, daß ich den Mann verrathen und verletzt habe, dem man alle Ehre anthun ſollte, wie dem Leibe eines Heiligen! So aber hat er für ſeine ſchöne That Schaden geerntet und iſt ſchlimm gewitzigt worden.

Auf dieſe Rede waren alle beſchämt und ſie verſtummten, denn alle waren ſehr betrübt, daß es ihnen nicht gelungen war, ihn zurückzuhalten. Der Kaiſer indeſſen war am Ufer

ſo ſehr erfreut in ſeinem Sinn, daß ihm das Herz hüpfte, denn die Erbfeinde, die Sarazenen, waren in glücklichem Kampfe erſchlagen. Es wurde nun ſogleich das Loos geworfen über die Beute, der Kaiſer vertheilte und verſchenkte allen Gewinn an ſeine Leute und behielt für ſich auch nicht eines Eies Werth. Dabei ließ er auch den weißen Ritter vor ſich beſcheiden, aber troß aller Bemühungen war er nicht im Stande, über ihn Kunde einzuziehen. Der Kaiſer berief nun den Biſchof und alle Barone und viele von den Kriegern zu ſich und bat ſie, heute alleſamt mit ihm ein großes Feſt zu begehen, und that ihnen die Ehre an, daß er ſie zu ſich zum Eſſen einlud. Die Barone ſchlugen ſolches nicht aus, ſondern erwiderten, daß ſie ſehr gerne wollen daran Theil nehmen und in allen Dingen ſeinen Wünſchen zu entſprechen willig ſein. So kehrten ſie voll Freude heim, nur das misfiel ihnen, daß ſie ihren Retter nicht unter ſich ſahen, noch ihn kennen gelernt hatten. Der Kaiſer aber ſprach: Darum ſeid unbeſorgt, denn ſo wie er von der Straße abgelenkt hat und an dem Gehölz iſt vorübergeritten, haben ihn meine Leute angehalten, die ich daſelbſt in Hinterhalt gelegt, damit ſie ihn ergriffen und vor mich führten.

Indem dieſe Worte geſprochen wurden, ſahen ſie die Männer des Hinterhalts herankommen, mit geſenkten Häuptern, höchſt nachdenklich und bekümmert. Der Kaiſer ſprengte ihnen entgegen und fragte ſie, was ſie Neues bringen; vor allem aber erkundigte er ſich nach dem weißen Ritter, ob ſie ihn gefangen genommen und wer von ihnen ihn ergriffen habe.

Herr, antworteten ſie, wir haben ihn nicht; wir alle ſind ihm in größter Behendigkeit nachgeſetzt, aber es half alles nichts, wir konnten ihn nicht erreichen, außer dieſem Ritter, der die blutige Lanze hält. Dieſer kam ihm nahe, das können wir euch ſagen; er gedachte ſein Pferd unter ihm umzubringen; aber wie das Misgeſchick manchen Mann zu Fall bringt, geſchah es, daß er das Roß verfehlte und den Ritter mit den weißen Waffen ſelbſt traf, den er auch im Schenkel ſchwer verwundete. Gebe Gott, daß er wieder davon komme, denn das Eiſen blieb in der Wunde ſtecken. Der Ritter war ſehr betroffen darüber, daß er den Retter verwundet hatte. Aber ſeht nur hier ſein blutendes Schwert!

Das iſt ein böſer Unfall, ſprach der Kaiſer; jedoch iſt er ihm nicht zuzurechnen, denn er hat es ja nicht mit Wiſſen und Willen gethan.

Als die Römer die Kunde erfuhren, waren ſie darüber ſehr misvergnügt; es erhub ſich ein allgemeines Klagen und Weinen; der Kaiſer ſelbſt brach in helle Thränen aus vor Kummer, noch ehe er in die Stadt zurückkam. Schon war auch ganz Rom mit Trauer erfüllt; keine Bürgerliche noch Gemeine war, die nicht herzlich geweint hätte um den, der zu ſo hohem Preiſe alle Bürger Roms gerettet hatte; ſo war er nun verwundet und beſchimpft, ſeine Wohlthat war ihm zum Schaden und ſein Verdienſt zur Schmach geworden. Man rief Wehe über Rom und über die, die an des Ritters Unheil Schuld waren. Gott muß euch wahrlich ſchwer ſtrafen und demüthigen, die Erde wird ſich aufthun unter euch und euch

verſchlingen, da ihr ſo wider Recht und Billigkeit den wackern Ritter umgebracht habt, der euch ſelbſt befreit und vom Tode errettet hat. Iſt nicht er es, der euch die großen Schätze Romainiens geſchenkt hat, von welchen jetzt ganz Rom überſchwemmt wird? Er hat uns zu dieſem Gewinn verholfen, und der Lohn, den er dafür davongetragen, iſt eine tödtliche Wunde.

Unterdeſſen zogen die Römer zum Thore ein, halb trauernd, halb jubelnd. Der Kaiſer aber nahm ſeinen Weg nach ſeinem reichen hohen Saal und führte den oberſten Biſchof mit ſich und ſeine Barone von der Stadt. An einer der alten Freitreppen am Thore des Palaſtes ſtiegen ſie von den Roſſen und übergaben ihre Waffen den Knappen. Man ſchritt nun zur Mahlzeit. Als ſie ſich gewaſchen hatten, ſetzten ſie ſich an die Tafel, ſämmtliche hohen Behörden von Rom, und neben den heiligen Mann, den Biſchof, ſetzte ſich der Kaiſer. Durch die Dienerſchaft ſeines Haushofmeiſters beſchied er auch ſeine edle Tochter, um ihr ſeine Freude mitzutheilen. Er hieß ſie an ſeiner Seite niederſitzen und neben ihm ſpeiſen, denn er hatte ſie über alles lieb. Um ſie her, aber etwas tiefer, ſaßen die Ritter, die hochgemuthen, die minniglichen, die milden und wohlgethanen, die aller Ehren pflagen, die treuen Lehensträger des Landes, gut im Frieden und im Krieg, die erhielten, was ſie begehrten in größter Fülle, Fleiſch und guten Wein, und wurden ganz nach Wunſche bedient. Robert kannte die Stunde des Eſſens wohl und wollte nicht unterlaſſen, dahin zu gehen, wie er ſonſt zu thun pflegte. Frei-

lich wollte faſt ſeine Wunde ihm heute verbieten, dieſen Gang zu machen, aber er konnte doch keinen Weg und keine Liſt erſinnen, um es zu vermeiden, ohne zugleich zu befahren, daß er ſich verrathe. Blaß und entſtellt kam er durch den Saal gehinkt und ging auf den Kaiſer zu, denn er konnte auf das verwundete Bein nicht ſtehen und mußte ſich ärmlich forthelfen. Sobald ihn aber die ſchöne weiße Jungfrau erblickte, erhob ſie ſich von ihrem Sitze, keine Rückſicht konnte ſie abhalten, ſie neigte ihr ſchönes Haupt tief vor dem Narren und faltete die Hände einfältiglich, wie zum Gebet, und ſetzte ſich darauf wieder an ihren Platz in aller Sitte. Dem Kaiſer aber ging es durchs Herz, daß ſie vor einem Narren aufſtand, der noch dazu ſtumm war, und er hielt darum ſeine Tochter gleichfalls für verrückt. Als er jedoch ſeinen Narren hinken ſah, ſchüttelte er ſein Haupt und ſprach unwillig: Gottes Strafe treffe dieſes müßiggängeriſche und bösartige Volk, dieſe Römer, und auch ich will ſie verfolgen, da ſie in ihrer Raſerei mir ſelbſt Unbild und Schaden zufügen, denn offenbar haben ſie meinen Narren geſchlagen und ſchmählich verwundet, daß er den einen Fuß mühſam nachſchleppt und das bloße Fleiſch gräulich zerquetſcht und zerfetzt hervorſieht. Herr Gott, wie übel haben ſie ihm diesmal mitgeſpielt! Der hat heute ein böſes Turnier mitgemacht, iſt auch ganz nachdenklich und abgemagert.

Damit ſchwieg der Kaiſer, ließ jedoch Fleiſch herbeibringen und ſolches dem Hunde vor Roberts Angeſicht vorwerfen. Robert nahm davon nichts, außer ein paar kleine Biſſen,

die er ohne große Anſtrengung dem Hunde entriß; doch that er es vorſätzlich, da er ſonſt nicht zu eſſen begehrt hätte. Der Kaiſer war indeſſen ſehr erbost, daß es dem Narren ſo übel ergangen war, daß er faſt keine Speiſe berühren mochte. Darauf befahl der Seneſchal den Dienern, die Tiſchtücher abzunehmen, dieweil er ſah, daß die Ritter nicht mehr eſſen wollten. So wie dies geſchehen war, erhuben ſich unter den Rittern und den jungen Männern die Reden über ihre Thaten am heutigen Tage; jeder wußte ſeine Kühnheit und ſeine Stärke zu rühmen, und von Furcht und Misgeſchick wollte keiner ſprechen. So unterhielten ſie ſich unter einander; aber der Hauptgegenſtand ihres Geſprächs war der weiße Ritter, und wie er vor ihren Augen die Türken geworfen, in die Flucht gejagt und ſo ganz und gar beſiegt hatte, daß auch nicht einer übrig blieb, den er nicht zurückgedrängt, gefangen, erſäuft oder erſchlagen hätte. An der Tafel, wo die Grafen ſaßen, hielt der Kaiſer gleichfalls einen langen Bericht über den Ritter mit dem weißen Schilde und wie er die Türken beſiegt habe. Nachdem er dies ausführlich erzählt hatte, ſetzte er hinzu: Nie hat ein Ritter ſolches gethan, noch wird wohl je einer ſolche Großthaten verüben, ſo lange Menſchen auf Erden leben. Dreimal hat er Rom gerettet, dreimal hat er uns unſer Land zurückgegeben, dreimal hat er unſere Ehre erhöhet, und doch will er ſich keinem zu erkennen geben, der vom Weibe geboren iſt. Ich weiß nicht, iſt es ein König, oder ein Kaiſer, ein Graf oder ein Mann von hoher Sippſchaft; ich weiß niemand, der mir über ihn Aufſchluß geben

könnte, wohl aber weiß ich, daß er Großes gethan hat, indem er ſich ſo ſehr verbirgt, denn ich kenne keinen Mann in dieſem Lande, der, wenn er uns in dieſem Krieg mit ſeinen Waffen nur entfernt ſolche Dienſte geleiſtet und ſich ſolches Lohnes werth gemacht hätte, nicht gekommen wäre und ſeinen Lohn in Empfang genommen hätte; dieſer jedoch kommt nicht und rührt ſich nicht, und darum halte ich ihn um ſo mehr für etwas Hohes. Sehr wehe thut es mir, daß er verwundet iſt; doch kommt er herbei, ſo ſoll der Schaden wieder gut gemacht werden, den wir ihm angethan haben, denn ich will alsbald und ohne Verzug ihm meine Tochter zur Ehe geben. So wird er ſich nicht mehr beklagen können, denn nach meinem Tode erbt er das Reich. Kommt er heran, ſo ſoll er Herr werden und meine ſchöne Tochter heirathen.

Sobald die Jungfrau dieſe Worte hörte, zeigte ſie mit der Hand nach dem Narren, um ihm durch ihre Geberden zu bedeuten, daß er derjenige ſei, von dem er ſprach. Der Kaiſer hielt dies für bloße Thorheit; aber die Schöne ließ darum nicht ab, eifrig mit dem Finger auf den Narren zu deuten und durch Geberden bemerklich zu machen, daß er dieſen über alle hochſchätzen ſollte. Der Kaiſer war darüber endlich ganz betroffen und befahl ſeinem Kämmerling, ihre Hüterinnen kommen zu laſſen. Er wollte durch ſie näher herausbringen, was denn ſeine Tochter ihm eigentlich zu ſagen begehre, denn ſie betrug ſich ſo keck und dreiſt, daß ſie ſich vor ihm ſelber gar nicht in Acht nahm und alle Scheu verloren zu haben ſchien. Der Kämmerling ließ die Hüterinnen, Haus-

frauen und Mägde kommen und führte ſie vor den Kaiſer, den ſeine Tochter ſo ganz außer Faſſung gebracht hatte.

Ihr Frauen, ſprach der Kaiſer zu ihnen, meine Tochter hat mir ſo eben allerlei Zeichen gemacht; berichtet mir, was ſie zu mir ſagen will!

Das Mägdlein, welches ganz zornig war, daß man ihr nicht glauben und ihr Zeugniß nicht für wahr halten wollte, machte nochmals von vorne alle Zeichen und bedeutete, daß der Narr würdig ſei, das Reich zu beſitzen und Krone zu tragen, und ſprach ihm vor allen Männern den Preis zu. Dieſe, welche die Zeichen verſtanden, gaben dem Kaiſer Rechenſchaft über das, was das Fräulein ſagen wollte.

Herr, ſagte eine alte Magd, eure Tochter ſpricht Thorheiten und betrübte Kindereien, denn ſie verſicherte zuverſichtlich, daß der Narr hier die Schlacht gewonnen habe, und wenn er eine Verwundung an ſich trage, ſo ſei er es gewiß, den man ſo hoch ſchätze, denn ſie habe ſein ganzes Thun und Treiben beobachtet aus ihrem geheimen Fenſter. So erzählte ſie in ihrer Sprache, daß ſie ihn heute früh ſich habe anthun ſehen mit reichen weißen Waffen unter dem Baum an der Quelle. Darauf habe ſie geſehen, wie er in den Kampf zog, die Türken ſchlug und niedermachte, wie er ſie zurückjagte und bis an's Meer verfolgte, und wie er zurückkam und in dem Getümmel verſchwand, wie er durch das Gehölz ritt, in deſſen Bäumen der Hinterhalt verſteckt war, wie die Ritter hervorbrachen, ihn aber nicht erhaſchen konnten, einer aber den andern voraneilte, ihn feſthalten wollte, aber in den

Schenkel verwundete, wie er ſodann glücklich aber ſchwer verwundet unter dem Baum an der Quelle ankam, wo er unter heftigen Schmerzen das Eiſen, das in der Wunde ſtecken geblieben war, herauszog, wie er endlich ſich das Blut abwuſch, die Wunde mit Moos verſtopfte, das er von einem Baum abſchälte, und das Eiſen in die Erde vergrub. Mehr können wir nicht aus ihr herausbringen und ſonſt erzählte ſie uns nichts, aber ſie ſagt, daß ſie ſehr beſchämt ſei darüber, daß man ihr keinen Glauben beimeſſen wolle. Sie wiſſe ſich gegen niemand deshalb zu beklagen, als gegen Gott, den ſie flehentlich bitte, ſie es erleben zu laſſen, daß die Wahrheit zu Tage komme.

Herr Gott, ſprach der Kaiſer, wie hat ſie das alles zuſammen erſonnen? Wer hat ihr das in den Kopf geſetzt, daß ſie uns ſolche Dinge meldet von einem unſinnigen von Gott verlaſſenen Menſchen, der weder Gedächtnis hat noch Überlegung, und der den Mund nicht öfnet, ſo übel man auch mit ihm verfährt? Und an ſolchem kann meine edle Tochter Gefallen finden, ſie hat ihr Auge auf dieſen Narren geworfen, der nicht einmal je ein Wort mit ihr geſprochen hat! Darum ſind ſie auch ans einer Schule, aus einer Zucht und gleicher Natur, und ſo meint ſie, es gebe auf der Welt nichts Klügeres, als dieſen Narren. Ihr Weiber, fuhr der Kaiſer fort, ich ſchwöre euch bei meines Vaters Seele, wenn ihr meiner Tochter nicht beſſere Unterweiſung ertheilt, ſo zieht ihr euch meine höchſte Ungnade und Zorn zu und ich laſſe euch alle umbringen.

Da waren die Mägde ſehr in Angſt, führten auf dieſen Beſcheid das ſchöne Fräulein mit ſich in ihre Gemächer und hielten ſtrenge Hut über ſie. Robert aber, der Verwundete, ging zurück unter die Halle, legte ſich ſchlafen auf das Stroh und hatte indeß große Schmerzen an ſeiner Wunde. Der Kaiſer ſtand mitten im Saal, aber nicht in Freude und Tanzen, ſondern er berief ſeine Barone zu einem Rath. Sie gingen mit einander in die Kapelle, rathſchlagten daſelbſt und ſprachen ſo lange von dem weißen Ritter, der ſich ſo beharrlich verborgen halte und uns doch in der Stunde der Noth unbeſchickt und unaufgefordert ſo hilfreich erſcheine. Als die weiſen Männer genug berathen hatten, faßte der Kaiſer alles zuſammen, was ſie in Rede und Gegenrede vorgebracht, und ſprach ſodann: Ihr Herren, was können wir thun? wie können wir den weißen Ritter, der verwundet iſt, zu uns heranlocken?

Da ſprach der Weiſen einer: Ihr werdet ihn nie bekommen, wenn ihr nicht zuvor bei Gott und allen Heiligen geſchworen, daß ihr ihm ohne Fehl eure jungfräuliche Tochter geben wollt, wofern er ſie zur Ehe zu nehmen begehrt, und daß er euer Reich erhalten wird nach eurem Hinſcheiden. Auch ſollt ihr ſolches thun, denn einen beſſern Mann findet ihr nimmermehr und ihr könnt ſie nirgend beſſer unterbringen. Sodann laßt auf offenem Markt ausrufen, daß jedermänniglich von dieſem Reiche ſich einfinde zu einer Verſamlung, und am dritten Tag werdet ihr auch daſelbſt ſein und eure Tochter vor vielen reichen und mächtigen Leuten unter Krone

gehen laſſen. Der aber mit den weißen Waffen ſoll gleichfalls erſcheinen und kein Grund ſoll ihn zurückhalten; er komme an dem nämlichen Tage ohne Verzug, und ihr wollet ihm ſofort eure Tochter zum Gemahl geben, vorausgeſetzt, daß er ſich völlig ausweiſe und das Eiſen, den verletzten Schenkel und die Wunde zeige. Durch dieſes Mittel, auf dieſem Wege allein könnt ihr den Ritter bekommen; kommt er nicht, ſo habt ihr das Eure gethan, denn kein Mann, ſo groß und mächtig er ſei, von hier bis Conpoſtele, wird es nicht für hinreichenden Lohn anſehen, wenn er eure Tochter erhält.

Der Kaiſer und die übrigen Barone hießen dieſen Rath gut und lobten ihn, und der Kaiſer ſchwur und betheuerte, wenn der weiße Ritter ihm ſo viel vertraue, daß er an den Hof komme, ſolle er ſeine Tochter erhalten, wofern er ſie zur Frau nehmen wolle. Darauf beſchieden ſie die Ausrufer und die Unterrichter und theilten ihnen mit, was ſie bekannt machen ſollten. Der Rath ging jetzt auseinander und die Ausrufer verkündigten die Bekanntmachung des Kaiſers, welche ſie ſorgfältigſt und ohne Entſtellung mittheilten. Die Kunde davon verbreitete ſich ſchnell und man erfuhr es bald in allen Landen; Groß und Klein, Geiſtliche und Laien und alles ſuchte wegzukommen, um am dritten Tag am Hofe zu ſein und das große Wunder mit anzuſehen. Als aber der Seneſchal die Kunde von dieſer Rathsverſamlung erhielt, wußte er nicht was er ſagen noch was er thun ſollte, er dachte hin und her auf eine Liſt, um

das Jungfräulein für ſich zu gewinnen, das er über alle lebenden Menſchen lieb hatte. Mancher Plan ward in ſeinem Sinne gebildet und wieder verworfen; er dachte ſich, der weiße Ritter, der die großen Thaten in der Schlacht verübt, von denen alle Welt erzähle, werde ſicherlich nicht kommen, um das Mägdlein zu erwerben. Denn er ſchloß aus ſeinem ganzen Benehmen, daß es kein Mann von Fleiſch und Bein ſein könne und er von dieſem nichts könne zu befürchten haben; er nahm ſich alſo vor, in ähnlichem Aufzug am dritten Tag in Rom bei der Verſamlung zu erſcheinen und ſich vor Männern und Weibern in weißen Waffen zu zeigen und gerade ſo, wie der weiße Ritter erſchienen war, über deſſen Auftreten er ſorgfältige Erkundigungen eingezogen hatte. Er gab ſich viele Mühe, für denſelben erkannt zu werden, und war ſehr beſorgt, das zierliche ſchöne Mägdlein zum Weibe zu erhalten. Darum waren alle ſeine Gedanken auf dieſen Gegenſtand gerichtet und er zögerte nicht mit der Ausführung ſeines Planes. In größter Eile ließ er ſich einen weißen geſpaltenen Schild bereiten, und ſchöne Waffen, weiß, reich und neu, ganz ſo wie der ſie trug, der den Römern Troſt und Hilfe zu bringen pflegte. Dann fragte er ſo lange in Berg und Thal, bis er ein ganz weißes Roß gefunden hatte; er ließ es noch dazu ſchön putzen und herausfüttern und bepanzerte es ganz ſo, wie er von jenem Ritter hatte ſagen hören, der den Türken im Kampf die letzte Pein bereitet, und ſo ging er nun auf die Seite, ganz allein. Es war gerade

an dem Tag, wo er erſcheinen ſollte; und noch war ihm eines übrig: er begab ſich in einen Schlupfwinkel, wo er von niemand gefunden zu werden vermuthete, nahm ein großes Bruchſtück einer Lanzenſpitze und ſchlug ſich das ſcharfe Eiſen mit einem Hammer in den Schenkel, ſo daß es ihm nicht geringe Schmerzen verurſachte; darauf verband er die Wunde feſt und pünktlich, damit das Eiſenſtück nicht wieder herausfalle; und es wäre ihm bitter leid geweſen, wenn es ſchnell wieder geheilt wäre, denn er hoffte große Dinge durch dieſe Wunde zu gewinnen. Sobald er mit dieſer Verrichtung fertig war, ließ er ſich ſeine weiße Rüſtung bringen und wafnete ſich in einem Baumgarten unter dem Dunkel der Zweige ganz heimlich und unbemerkt und hatte ſehr Acht, daß ihn niemand belauſche. Sobald er ſchmuck und zierlich gewafnet war, ſtieg er, von niemand bemerkt und unter heftigen Schmerzen, zu Pferde. Der Thor! er hängte ſeine weiße Tartſche um den Hals und ritt von dannen ohne Zögern. Er zog ſo mit großem Gepränge nach Rom, wo der Kaiſer und alle ſeine Mannen in großem Rathe verſammelt waren. Alle hohen Barone des Reichs waren anweſend, Grafen, Herzoge, Fürſten und Barone, die edeln, die ſich nie mit Räuberei befaßten, und alle Mannen aus vornehmer Sippe, ſo daß man nie ſo viel edles Volk beiſammen ſah. Auch der oberſte Biſchof war zugegen, der glorreiche heilige Vater und mit ihm die geſamte Geiſtlichkeit, Äbte und Mönche, geweihte Prieſter, Weltgeiſtliche und Domherren, Erzbiſchöffe, Biſchöffe und Einſiedler, ja ſelbſt der

heilige Eremit, der ſonſt fern vom Getümmel der Welt im Walde wohnte, und einſt Roberts Beichte gehört hatte. Denn der heilige Statthalter des Herrn hatte ihn beſchieden und ihm zu der Verſamlung zu kommen befohlen, damit auch er ſeine Fürbitte zu Gott bringe, daß er an jenem Tage den weißen Ritter ſenden möge, daß er hervortrete und kein Hemnis ihm in den Weg trete. Er hatte ihn an ſeine Seite auf eine Bank niederſitzen heißen. Der Kaiſer aber, ſo erzählt die Geſchichte, ſaß auf einem Gerüſte aus Elfenbein und neben ihm ſeine ſchöne Tochter, und er hatte ihr aus Liebe einen glänzenden Goldreif auf das Haupt geſetzt. Die Jungfrau war gar lieblich anzuſchauen, friſch und anmuthig und einfältig und roth wie eine Roſe, und weiß wie eine Lilienblume; ſie anzuſchauen war eine große Augenweide. Ihre Kleidung war reich und koſtbar; ſie hatte ein Gewand von braunem glänzendem Samt, kunſtreich verbrämt und geſtickt. Schon waren alle Leute beiſammen und waren in geſpannter Erwartung bis um die neunte Stunde, denn ſie fürchteten faſt, den weißen Ritter abermals nicht ſehen zu dürfen. Alle aber waren der Meinung, daß ſie doch ſchlimm daran wären, wenn er in der Verſamlung nicht erſchiene und die Krone anzunehmen verſchmähete. Die Betroffenheit und Beſtürzung der verſammelten Menge wuchs mit jedem Augenblicke und ſchon wollten ſie faſt von Sinnen kommen, als der Seneſchal zum Thore hereinritt, ganz allein, von niemand wahrgenommen. Er hielt ſeinen weißen Speer in der Hand, die weiße Fahne flatterte im Winde und hing

herab bis zum Sattelbogen. Am Halſe hing die weiße Tartſche, ſtark, blendend weiß und breit, und mit ſeinen weißen Waffen angethan ritt er auf dem weißen Roſſe durch die Straßen heran. Sobald er aber in der Stadt geſehen und bemerkt wurde, lief alles an die Läden und an die Fenſter, um ihn zu ſchauen, und auf den Gaſſen, durch die er zog, äußerten alle die größte Freude und Jubel, ſo daß von dem Lerm und Geſchrei die ganze Stadt erdröhnte. Kinder und Weiber und Jungfrauen, Mädchen und Fräulein, Bürger und Städter, Hofleute und Gemeine zogen ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, breiteten vor ihm in den Straßen Mäntel, Teppiche und bunte Decken und alle neigten ſich vor ihm ehrerbietig mit gefalteten Händen. Wie er durch die Hauptſtraße kam, drängte ſich das Volk dicht um ihn, als wäre es hier ſicher vor der Furcht, die es ohne ihn in der Stadt hatte, Männer und Weiber, und das Getümmel war ſo groß, daß der Kaiſer, welcher es vernahm und noch nicht wußte, was es zu bedeuten hatte, ganz betroffen ward. Ebenſo ging es allen, welche um ihn waren, und ſie verwunderten ſich ſehr über den Lerm. Doch blieb die neue Mähre nicht lange aus, denn die Leute liefen nach der Verſamlung, wo der Kaiſer Hof hielt, und riefen alle: Er kommt, er kommt, der in den weißen Waffen! Wir wiſſens gewiß, er kommt zum Gericht, denn wir haben ihn geſehen.

Da mußte man ſehen, wie die Leute vor Erwartung zitterten, die Barone weinten und ſeufzten aus Rührung und Freude! Alle huben ihre Hände auf zu Gott, um ihm Ehre

und Lob zu bringen herzinniglich. Der Kaiſer ſelbſt äußerte ſeine aufrichtige Freude, aber ſeine ſchöne glänzende Tochter that nicht desgleichen und ließ nichts von Vergnügen merken, ſondern ihr Herz ſchlug hoch auf und pochte, denn ſie beſorgte ſehr, ja ſie wußte gewiß, daß es Lüge war, daß es nicht der rechte Ritter ſein konnte, über welchen die Leute ſolchen Lerm machten, nicht er, der den ſchweren Kampf beſtanden, denn dieſer lag unter der Kapelle, verwundet, armſelig, zerlumpt. Indeß erſchien der Seneſchal, und alle, Männer und Weiber, erblickten ihn, die Reihen bebten vor Entzücken; ſobald ſie ihn anſichtig wurden, konnte keiner ſich der Thränen mehr enthalten, ſo ſehr war ihr Herz gerührt vor Freude, daß der Retter ſich nun zeigte; ja hätten ſie unſern Herrn und Heiland ſelber mit Augen geſehen, ihre Freude hätte nicht wohl größer ſein können. Der Kaiſer war ſo erfreut, als hätte er dem Heiland die Füße küſſen dürfen. Die Ritter aber erſtaunten, bedachten ſich und äußerten einander ihre Vermuthungen, daß der gegenwärtige doch nicht ganz dem weißen Ritter gleiche, welchen ſie in der Schlacht geſehen und der mit ſo großer Gewalt die Türken beſiegt habe.

Schaut hin, ſprachen ſie, war er denn ſo unanſehnlich und ſo klein?

Und je mehr er näher herzukam, deſto unangenehmer fiel ihnen ſein Äußeres in die Augen. Manche waren, die ihm nicht Glauben ſchenken wollten; die meiſten aber widerſprachen dieſen; man berief ſich auf die Wunde, die ſich am Fuße finden müſſe. Indeſſen führte man ihn zum Kaiſer

heran. Dieſer hieß den Lerm aufhören, er befahl einem öffentlichen Ausrufer, auf einen Stuhl zu ſteigen und zu verkünden, daß keiner den Mund öfne noch ſich rühre, und alle ſich ruhig niederſetzen, ſo lieb ihnen ihre Freiheit ſei. Damit war der Streit beſchwichtigt, das Getümmel hatte ein Ende und der Seneſchal kam heran wie ein Verwundeter. Alle Edelleute ſtanden auf vor ihm ganz ehrerbietig, als er herankam, ſie neigten ſich alle tief vor ihm, verließen aber nicht ihre Plätze, außer denen, ſo hinzuliefen, ihm den Steigbügel zu halten. Der Seneſchal beſann ſich lange, ob er abſteigen wollte, und befahl, ſäuberlich mit ihm zu fahren wegen ſeiner Wunde, die ihn heftig ſchmerze. Man that, wie er geboten hatte, hob ihn ſänftiglich herab, und mehrere beeiferten ſich, ihn im Gehen zu unterſtützen, denn er konnte ſich nicht ſelbſt auf den Füßen halten, und mochte nur einen von beiden auf den Boden bringen. Mit großer Beſchwerde gelangte er zum Kaiſer und verlangte von ihm die Erfüllung ſeines Verſprechens. Er ließ ſich den Helm losſchnallen, der funkelte wie ein Spiegel, und nahm ihn ab, denn er wollte ihn nicht weiter tragen; unter demſelben aber trug er eine weiße Mütze, glänzender als Schnee, der auf den Zweigen laſtet. Darauf ſprach er mit lauter heller Stimme alſo: Gerechter Kaiſer, ich bin an euern Hof gekommen, von dem ich mich lange habe entfernt gehalten; denn ich komme nicht her ohne Veranlaſſung, aber diesmal muß ich erſcheinen. Ich bin derjenige, der euch im Kampfe treu gedient und der dadurch den verheißenen Lohn verdient hat, nämlich eure

Tochter und euer Reich zu erhalten. Ich komme, ſolches von euch zu begehren. Gebt es mir ſogleich und zaudert nicht lange, denn ich werde bald von hinnen heimkehren. Laßt eure Tochter bräutlich ſchmücken, die ich durch meine Waffen gewonnen habe, damit ſie mir angetraut werde in der Kirche.

Da ſprach der Kaiſer: Ihr ſollt ſie haben, aber zuvor wollen wir die Stelle ſehen, an welcher ihr verwundet ſeid, und die Wunde ſelbſt und das Eiſen, ob das Wahrzeichen zutrifft. Wer ihr auch ſein mögt, ihr ſollt nicht eher meine Tochter erhalten, als bis das Wahrzeichen vor aller Augen von uns erkannt iſt.

Herr, ſprach jener, ich verlange ſie auch nicht anders; kann ich das Wahrzeichen nicht aufweiſen, ſo will ich auch mit Recht ſie verloren haben.

Er ließ ſich nun feſt halten, damit er nicht falle, während er ſich aufdecke, öfnete mit beiden Händen ſeine Wunde mit großer Mühſal und unter heftigen Schmerzen, zog das Eiſen heraus und zeigte es dem Kaiſer hin. Er war dabei ganz entſetzt und ſah aus, als wäre er im Begriff, den Geiſt aufzugeben vor Bedrängnis, indem er das Eiſen herauszog. Sehr betrübt und ärgerlich waren darüber auch die Barone, welche ſein Geſicht anſchauten und die Wunde, worüber ſie heftig ſich entſetzten, denn ſie ſah ſcheuslich und ſchwarz aus.

Dies läßt denn keinen Zweifel weiter aufkommen, ſagte Groß und Klein; er verdient die Ehre.

Der Kaiſer bezeugte es gleichermaßen und ſagte, er ſtehe nun nicht mehr länger an zu glauben, daß dieſer es ſei, von

dem man ſage, daß er den Heiden ſo große Schmach angethan habe. Seine Freude war indeß nun um ein gut Theil geringer. Um es aber noch näher zu erfahren und die Wahrheit der Sache um ſo ſicherer zu ergründen, ließ er den Ritter vortreten, der den edeln Weißgewappneten verwundet hatte.

Er komme herbei, rief er, und ſcheue ſich nicht! Es ſoll ihm alles vergeben ſein, wenn auch mein Sohn Krone tragen wird!

Der Ritter war in großer Angſt und trat vor den Kaiſer, der ihm das vielſchneidige Eiſen darreichte.

Mein Freund, ſprach er, nun habt wohl Acht und denkt an euer Leben und euern geſunden Leib, auf daß ihr mir keine Lüge ſaget; denn dem Tode würdet ihr nicht entgehen. Ich verlange, daß ihr mir kund thut, ob dies das Eiſen eurer Lanze iſt, derſelben, die ihr truget, als ihr dem weißen Ritter nachſetztet und ihn in den Schenkel ſtachet.

Nun wußte er nicht, was er ſagen ſollte, denn er erkannte das Eiſen nicht, und er mußte bekennen, ob ihm wohl oder übel ergehe. Er beſann ſich hin und her, was er reden ſollte, denn er wußte ganz gewiß, daß dieſes Eiſen niemals an ſeiner Lanze geweſen war, ſein eigenes Eiſen aber würde er wohl kennen ohne allen Anſtand, ſo bald er es zu Geſicht bekäme, dieſes jedoch erkannte er nicht. Was ſollte er jetzt thun? was ſollte er ſagen? Denn wenn er dieſes Eiſen nicht anerkennen würde, dachte er, könnte er doch ſeinem Worte keinen Glauben verſchaffen und alle würden ſchreien, es ſei

eine Lüge. Wofern er aber es für recht und wahr erklärte, ſo würde er ſeinen Herrn verrathen. In ſolcher Noth bat der Ritter Gott, daß er ihm beſſern Rath eingebe, als er ſelber vor Augen ſehe, damit er aus dieſer Bedrängnis ſich rette; denn, erkenne er das Eiſen für ſein Eigenthum, ſo würde man dem Ritter allzu hohen Preis und Lohn ertheilen, als welcher die Jungfrau verlange, wofern nur durch ihn der Streit beendet werde. Da ſagte der Seneſchal zu ihm, er verziehe allzu lang, er ſolle ſogleich ſagen, ob er das Eiſen erkenne, und da er es ſo lang angeſehen habe, ſolle er nicht zaudern, ſein Bekenntnis zu machen, denn er verzeihe ihm hier vor aller Angeſicht ſeinen böſen Willen und zu großen Haß, den er gegen ihn ausgelaſſen.

Dieſer dankte ihm dafür, verneigte ſich und ſprach ſodann zum Kaiſer: Herr, ſeid nicht in Sorge! Darüber iſt kein Zweifel, daß er es iſt, der euer ganzes Volk gerettet hat und euer Land vertheidiget. Er hat euch eure Ehre wiedergegeben, denn ſeht, hier iſt ganz meine Lanzenſpitze, die er aus ſeinem Schenkel gezogen hat, dieſelbe, womit ich ihn getroffen und verwundet habe. Nun ſehet zu, daß er ſeinen Lohn erhalte!

Das ſoll geſchehen, ſprach der Kaiſer; denn meine ſchöne Tochter will ich ihm zum Weibe geben ohne Fehl, und noch ehe er hier von uns ſcheidet, will ich ihn Krone tragen laſſen.

Darauf trat er vor und redete ihn alſo an vor der ganzen ritterlichen Verſamlung. Nun höret das teufliſche Beginnen des Seneſchals und was er auf des Kaiſers Rede er-

widerte! Der Kaiſer ſprach: Lieber, holder Herr, der ihr das Reich und die Herrſchaft von Rom haben wollt, nur will ich von euch hören in kurzen Worten, wer ihr ſeid, und ihr ſollt mir nichts verhalten, auch was euer Name iſt. Ich will alles wiſſen und erfahren, woher ihr ſeid und aus welchem Lande derjenige kommt, der mir ſo große Dienſte gethan hat durch die Feinde, die er mir getödtet.

Darauf entgegnete der Seneſchal und ſprach: Herr, ich bin euch nicht ſo fremd, als ihr denket; ich habe euch ſeit lange meine Dienſte geweiht und mir eure Liebe zu erwerben geſucht. Ich bin euer Seneſchal; ich habe den Verluſt und Schaden erſetzt, den Rom erlitten. Wenn ihr gegen mich eingenommen waret und mich ſtreng behandeltet, ſo achtete ich darauf nicht.

Der Kaiſer faßte ihn nun erſt genauer in's Auge, beſann ſich und erinnerte ſich nun ſeines Geſichtes, welches glatt, friſch und hochgeröthet ausſah.

Wie? ſprach der Kaiſer. Seid ihr der Seneſchal?

Der bin ich, Herr! erwiderte dieſer.

Herr Gott, fuhr der Kaiſer fort, nie iſt mir doch ſolches Wunder zu Ohren gekommen! Nun weiß ich ſicher, daß Gott mein Rath iſt und daß er mich erhöhet und zu Ehren bringt.

Mit dieſen Worten eilte er auf ihn zu, die Stimme verſagte ihm, er umfaßte ihn mit beiden Armen und gab ihm unzählige Küſſe.

Gott, ſprach er endlich, wie wohl iſt mir nun! Worüber ſollte ich ferner bekümmert ſein, da ich in allem meinen

Wunſch erfüllt ſehe! Hier iſt der Mann, der ſolchen Kampf für mich ausgefochten, mir drei Jahre nach einander mein Land befreit hat und mit mir an meiner Seite ſtritt, und ſich nie von der Stelle rührte, wäre er auch der größten Pein ausgeſetzt geweſen. Nun aber hat der Herr im Himmel es ſo gefügt, daß er Herr von Rom werden ſoll. Schon früher wollten meine Mannen mich dazu bewegen, oft kamen ſie, um mir deshalb Vorſtellungen zu machen, aber meines Herzens Härtigkeit hat mir nie zugelaſſen, daß ich ihm, wie er wünſchte, meine ſchöne Tochter zur Ehe gab. Nun aber iſt es ſo, es iſt Gottes eigener Wille, die Römer wollen es und ſo will ich es denn auch, und ſoll an nichts fehlen; er ſoll alles erhalten, dieweil Gott ſelbſt es ihm verleiht, meine Tochter, mein Reich und meine Krone.

Als der Seneſchal ſolches hörte, war er darüber ſo heftig erfreut, daß er ihm mit einem Jubelruf zu Füßen fiel. Der Kaiſer aber hob ihn zu ſich empor und führte ihn zu dem Mägdlein hin, welches ſo tief bekümmert war, daß wenig fehlte, ſie hätte den Verſtand verloren. Sie betete in Gedanken inbrünſtig zu dem Herrn, daß er ſie auf den rechten Weg leite und ihnen einen Rath ſende, ſo daß man die Falſchheit des Seneſchals erkenne, der durch Liſt und Betrug ſie alle zu hintergehen gedachte. Sie bat Gott, daß er ihr eher den Tod ſende, daß er ſie plötzlich hinwegraffe, ehe ſie des Betrügers Weib und Eigenthum würde.

Fräulein, ſagten die Grafen, warum weint ihr? Schämt euch, ihr zeiget wenig Witz! Jetzt ſolltet ihr große Freude

bezeigen, da ein ſo wackerer Mann euch zum Weibe nehmen und auf eure Minne bedacht ſein will. Ihr ſolltet Gott dafür anbeten und ihr thut nichts als weinen.

Als diejenigen, ſo in dem Rathe waren, mit aller Gewißheit ſagen hörten, daß der, welcher ihnen ſo ſehr geholfen hatte und durch den ſie waren gerettet worden, der Seneſchal des Landes ſei, der zum Kaiſer gekommen, um ſeinen Lohn zu empfangen, erhob ſich ein ſolcher Jubel, daß man den heftigſten Donner überhört hätte. Der Kaiſer kam alſo zu ſeiner Tochter und hielt den Seneſchal an der Hand.

Meine Tochter, ſprach er, ſeid artig, höflich und wohlgemuth, denn ich führe euch hier euren Herrn her, den ich euch zur Ehe gebe. Nehmet ihn an mit gutem willigem Herzen! Es iſt der Seneſchal meines Landes, der um euretwillen mir einen großen Krieg zu Ende gebracht hat. Es iſt ein guter, wackerer Ritter, es iſt der kühne Kämpe, der ſchöne Held mit dem weißen Schilde, durch den wir neues Leben erhalten haben. Er iſt unſer Retter und Arzt, durch ihn ſind die Türken ihres Troſtes beraubt worden. Er war euch dreimal ein ſo guter Helfer und Vertheidiger, daß die Türken euch nichts Böſes zufügen konnten, er hat Schmach, Schande und Widerwärtigkeit von euch abgewendet und die Türken mußten zitternd entweichen. Meine Tochter, macht ihm ein freundlich Geſicht, empfangt ihn wohl, zögert nicht und laßt mir das Weinen unterwege! Denn das weiß Gott, der höchſte König, daß dies der rechte Ritter iſt, der ſich im Streit ſo gut gehalten hat.

Lieber Vater, ſprach jetzt die Jungfrau, wißt, daß er es nicht iſt!

Meine Tochter, fuhr der Kaiſer fort, wie redet ihr denn? Waret ihr es, deren Worte ich eben vernahm und die zu ſprechen begann?

Lieber, ſüßer Vater, ſagte die Jungfrau, ich bin immerfort ſtumm geweſen bis heute, bis auf dieſe Stunde, wo ihr auf mich eindranget, daß ich den Seneſchal heirathen und ihn zu meinem Trauten nehmen ſoll. Gott aber will nicht, daß ich ihn erhalte, denn er erhielt die Wunde nicht damals, als er ſich aus der Schlacht entfernte. Was er auch ſagen mag, es iſt alles falſch; wir wiſſen einen andern viel beſſern, wir haben den ganz in unſerer Nähe, der die Türken beſiegt und entkräftet hat und es endlich ſo theuer bezahlen mußte, da man ihn verletzte und ſchwer verwundete. Gott, der hierüber ſchwer ergrimmt war, hat um deswillen ein ſolches Wunder gethan, daß man immer davon reden wird, denn er hat mir die Sprache geſchenkt.

Sobald ihr Vater ſolches vernommen, lief er auf ſeine Tochter zu, umarmte und küßte ſie und war hoch erfreut und alles mit ihm; ja war niemand hier, der nicht vor Freude geweint hätte. Auch erhob ſich alsbald großer Lerm, Getümmel und Gedränge unter dem Volk, und wollten alle herbei, um das große Wunder zu ſehen und zu hören, wie das Mägdlein ſpreche. Der Seneſchal dachte wohl in ſeinem Sinn, daß Gott es ſicherlich gethan habe, um ihn zu beſchämen, und mit Recht mußte es ihm übel ergehen, da er ſeinen Herrn

verrathen wollte. Während nun das Getümmel immer größer wurde und einer ſich an den andern drängte, und jeder nur darauf achtete, vorwärts zu kommen, nahm der Seneſchal den Augenblick wahr, durch das Gewimmel ſich einen Weg zu bahnen und zu entweichen. Mit Schmach des Verräthers bedeckt entfloh er auch zu ſeinem raſchen Pferd, niemand hinderte ihn daran, noch hielt ihn zurück; er achtete nicht ſeines lahmen Beins noch ſeiner Wunde. Er war aufs Höchſte beſtürzt über das, was er ſah; er lief zu ſeinem Roſſe hin, ſtieg in den Bügel, ſchwang ſich auf den Sattel, ſtieß ſeinem Thier die Sporen in die Seite und kehrte ſo ſchnell von dannen, daß er in ſeiner ſchimpflichen Flucht, die ihm nie mehr abgewaſchen worden, manches ſeiner Waffenſtücke vergaß und zurückließ. Unterdeſſen war zu Rom in der großen Verſammlung große Freude bei Mann und Weib, Jung und Alt, und jedermann vergaß allen Kummer. Die gelehrteſten Barone drängten ſich um die Jungfrau, um das große Wunder anzuſtaunen, und weinten vor Freude und Entzücken. Der edle Kaiſer redete mit Thränen in den Augen zu ſeiner Tochter und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Meine Tochter, ſprach er, ich bin nun ganz geheilt und gerettet, aber noch bin ich völlig verwirrt über das, was ich euch habe ſagen hören, daß der Mann in unſerer Nähe ſei, der würdig wäre, mein Land zu beſitzen, er, der meinen Krieg zu Ende gebracht hat. Da ihr ſo viel davon geſprochen habt, ſagt es uns, wenn ihr es wißt, wo wir ihn finden können; denn durch ihn ſelbſt werden wir nie Kunde von

ihm erhalten, da er nicht kommt, um eure Hand in Empfang zu nehmen und die Herſchaft über Rom nach meinem Ableben zu führen.

Mein Vater, ſagte das Fräulein, ich kann euch wohl Kunde geben von dem edeln wackern Ritter, der zehen Jahre in dieſer Stadt geweſen iſt, ohne daß ihr ihn gekannt habt und ohne daß ihr ſeinen Namen wußtet und ihn bei demſelben nennen konntet. Jetzt aber will Gott es nicht mehr geheim halten, er will ihn durch mich erhöhen und auch mich aus Liebe zu ihm, dem ruhmwürdigen, unſträflichen Manne, der Rom dreimal gerettet hat; um ſeinetwillen hat Gott mir die Sprache geſchenkt und dieſes große Wunder vollbracht. Seht ihr den, der dort unten liegt unter dem Gewölbe der Kapelle? Er iſt es, den man einen Narren nennt, er iſt es, der immer mit den Hunden ſeine Speiſe empfängt. Ich ſage es euch, er iſt keineswegs ein Narr, ſondern ein weiſer, wackerer Ritter und von edlem Geſchlechte, und wiſſet, daß er aus erlauchtem Stamme iſt. Aber zur Buße verbirgt er ſich unter dieſer Geſtalt, wie ihr ihn bei der Mahlzeit ſehen könnt. Oftmals habt ihr mich geſchmäht und getadelt mit euren Worten, weil ich euch durch Zeichen bedeutete, daß er würdig ſei, große Ehre zu genießen, und daß er es ſei, von dem alles ſprach, den alle prieſen; aber ihr wolltet mir nicht glauben und hieltet alles für Lüge, Verwirrung und Narrheit, für thörichten Scherz oder albernen Trübſinn, und ließet mich entfernen von eurem Tiſche. Vater, nun will Gott, daß mein Wort beſtehe, das ich zu euch ſprach, von dem

Ritter, welchen ich geprieſen und der jetzt zerlumpt auf der Treppe liegt.

Doch was war nun aus dem Seneſchal geworden? Auf einmal riefen alle zuſammen, er ſei entflohen. Er war auf einmal verſtummt, und dieſer und jener wollte ihn geſehen haben, wie er ſich durch das Gedränge Bahn gemacht. Sobald aber der Kaiſer und die hohen Barone die Kunde vernahmen, daß ſie den verrätheriſchen Schurken nicht mehr in ihrem Bereich haben, der betrügeriſcher Weiſe zu ihnen zu kommen gewagt hatte, waren ſie ſehr betrübt, ihn nicht feſtzuhalten; um ſo mehr aber waren ſie erfreut über die andere Nachricht, die das Mägdlein ihnen brachte, über den, welchen ſie für einen Narren gehalten und der doch in Wahrheit der gute wackere Ritter war, der die Türken alleſamt gedemüthigt hatte. Sie waren ganz betroffen über das wunderbarliche Ereignis und weinten aus Erbarmen, welches ſie zu ihm fühlten, Jünglinge und Greiſe.

Was iſt, ſprachen ſie, jemals in irgend einem Reiche geſchehen, das ſo wunderbar ſich gefügt hätte, als dieſe ſeltſame Begebenheit? Dank ſei dir, Herr im Himmel! Wer dir nicht glaubt, der iſt nicht weiſe. Hielten wir doch noch vor Kurzem dieſen Mann für einen Thoren und einen Verrückten, der mit uns gekommen iſt, für uns ſo wacker und kühnlich zu ſtreiten, daß er ganz allein durch ſeines Leibes Stärke uns die Schlacht gewonnen und das heidniſche Geſindel ums Leben gebracht hat.

Ihr Herren, begann jetzt das Mägdlein von Neuem, ich

muß euch noch etwas anderes mittheilen, was ich ganz gewiß weiß und was ich beweiſen will. Ich halte den nicht für weiſe, der jetzt die Lanzenſpitze hat, die der Seneſchal herbrachte und um deren willen er euch in eurem Irrthum beſtärkte. Aber er hat ſchlecht für ſich geſorgt. Er ſagt, das Eiſen ſei das ſeinige geweſen und er habe mit demſelben den weißen Ritter bei dem Gehölze verwundet. Aber Gott verdamme ihn! denn er hat es euch in ſeinen Hals hinein gelogen. Falſch war ſein Zeugnis, betrügeriſch die Bürgſchaft. Ich aber weiß, wo das wahre Eiſen liegt, denn ich habe es jenen Mann daſelbſt niederlegen ſehen, dieweil er keinen Lohn dafür begehren wollte. Ich kann mich nicht länger enthalten, ſelbſt hinzugehen und es euch zu holen.

Die edle Jungfrau zögerte nicht und ließ ſich nicht ſchwach noch unwahr erfinden. Sie legte ihren Mantel ab und machte ſich ganz einfach gekleidet Bahn durch das Getümmel. Sie ging in den Garten zu der Quelle und fand unter dem Raſen nahe am Sande das Eiſen in der Erde verborgen, ohne daß ſie lange zu ſuchen brauchte. Damit eilte ſie denn zurück zu ihrem Vater, ganz hoch erfreut und mit leuchtendem Angeſicht. Sie gab ihm die Lanzenſpitze in die Hand vor dem Angeſicht der mächtigen Helden, damit er ſie beſchaue und aufbewahre. Er ließ nun den Ritter ſelbſt zu ſeinem Throne herankommen, dem das Eiſen gehört oder gehören ſollte. Er gab ihm daſſelbe und beſchwor ihn, ſich jetzt alles Lügens zu enthalten und zu ſagen, ob die Lanzenſpitze die ſeinige ſei;

Digitized by Google

und ſie war ſchön, hart und ſcharf. Sobald dieſer ſie ſah, war er ganz beſtürzt und fiel dem Kaiſer zu Füßen.

Herr, ſprach er, bei dem lebendigen Gott, ich brachte das Eiſen mit von Pavia, wo ich es kaufte und zurecht machen ließ. Es giebt kein beſſeres von hier bis Cäſarea. Es war wohl in meinem Beſitz ſieben Jahre außer dieſem Sommer, und mit dieſem habe ich den Mann verwundet, worüber alle Römer trauern und bekümmert ſind.

Seine Begleiter beſtätigten dieſes Zeugnis.

Ritter, ſprach der Kaiſer weiter, ſagt nun bei eures Vaters Seele und Seligkeit, warum habt ihr denn ſo eben gelogen wegen des Eiſens, das ihr in der Hand hattet?

Herr, ſprach er, das will ich euch ſagen und will euch kein Wort von der Wahrheit verhalten. Ich ſah den Seneſchal vor euch ſtehen, ich bemerkte, wie er euer ganzes Herz bereits in Beſitz genommen und wie ihr nicht erwarten konntet, daß ihm die höchſte Ehre und Belohnung zu Theil würde und er eure Tochter zum Weibe nähme. Ich ſah, daß es mit dieſer Ehe doch nicht mehr anders geworden wäre, wenn ich auch die Lanzenſpitze verleugnet hätte, und dazu wäre ich von allen gehaßt worden. Darum wenn ich euch verrathen habe, ſo vergebt mir diesmal, ihr ſollt ferner niemals wieder dazu Veranlaſſung haben!

Der Kaiſer ſprach ihn auch los, weil ſeine Tochter, die er ſo ſehr lieb hatte, ihn inſtändig darum bat; er gab die Verzeihung aufrichtig wegen des Wunders und wegen der Freude. Nun aber konnte er nicht mehr länger erwarten,

den zu ſehen, der verwundet an der Kapelle lag. Er berief ſeiner höchſten Barone zehn von den beſten, die er in der Verſamlung finden konnte.

Ihr Herren, ſprach er, macht euch auf von hier und ſeid bedacht darauf, daß ihr nirgend verweilet! Führet mir den Ritter herbei, der unter dem Gewölbe des Söllers liegt. Wir wollen ſehen, was er uns offenbaren wird.

Dieſe durften ihm nicht widerſprechen, ſie gingen weg, wo ſie den Ritter zu finden gedachten, unter das Gewölbe der Kapelle, wo dieſer über ſeine Wunden jammerte, die ihm ſein Anſehen ganz verunſtaltet hatten. Sie trafen ihn ſeufzend und klagend und baten ihn ſich zu erheben. Robert weigerte ſich deſſen nicht, machte ſich auf unter großen Schmerzen und that, warum ſie ihn baten. Der Arme wußte nichts von dem, was geſchehen war; er war aber ſo abgemagert und kraftlos, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ihn zu unterſtützen. Sie nahmen ihn mit Gewalt in ihre Arme und ſchleppten ihn vor die Halle heraus. Seine Wunde ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß der ritterliche Mann in ſeiner Bedrängnis heftig jammerte, und er gedachte den Tod darüber zu finden. Die Barone aber führten ihn hinweg und brachten ihn in die Verſamlung vor den Kaiſer von Rom und den oberſten Biſchof und die heiligen Männer und alle andern, ſo daſelbſt beiſammen waren; dieſe empfingen ihn mit großem Jubel, erhoben ſich vor ihm von ihren Sitzen; gleicher Weiſe that auch das Fräulein und neigte ſich vor allen andern gegen ihn. Darauf ſetzten ſie Robert troß ſeines Widerſtrebens auf einen Stuhl

aus gediegenem Golde, gerade gegenüber von dem Kaiſer. Er war jetzt in großer Angſt, er ſei gewiß erkannt worden, wovor er ſich ſo ſehr zu hüten und zu beſchützen ſuchte. Die Römer hatten mit ihm das größte Erbarmen und ehrten ihn auf alle Art und weinten heiße Thränen um ſeinen Schmerz und ſein Ungemach. Sobald aber der Lerm ſich etwas gelegt hatte, redete ihn der Kaiſer an.

Lieber Sohn, ſprach er, lieber Freund, wer ſeid ihr? Verhehlt es mir nicht! Wie heißt ihr? Wir wiſſen wohl, was ihr gethan habt. Warum aber verbergt ihr euch vor uns? Ihr ſeid jetzt leidend. Nehmt es nicht als eine Unbill, wenn wir euch nach euern Umſtänden fragen. Wir befehlen euch im Namen Gottes, es uns nicht länger zu verbergen, ſondern eure Angelegenheiten uns zu eröfnen.

Robert wollte ihm jedoch nicht antworten. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, Seufzer entrangen ſich ſeiner Bruſt; er war ganz beſtürzt, die Menge Volks ſo aufmerkſam auf ihn zu ſehen, denn er gedachte wohl, er ſei verrathen.

Ritter, ſprach das Fräulein, ich bin immerdar ſtumm geweſen bis zum heutigen Tage; aber euch zu liebe wahrhaftig hat mir Gott die Redefähigkeit geſchenkt heute um die neunte Stunde, denn er will, daß ihr Herr ſein ſollt über die Krone und das Reich. Ich beſchwöre euch bei dem himmliſchen König, daß ihr euer ganzes Weſen erzählt, wer ihr ſeid und wo ihr herkamet, als ihr bei uns zu weilen anfinget.

Aber auch ihr wollte Robert kein Wort erwidern, trotz

ihrer eindringlichen Rede. Indeß weinte er vor Rührung und dankte Gott in ſeinem Herzen, daß er ihr die Rede geſchenkt hatte, wie er ſo eben von ihr vernommen. Als das edle Mädchen bemerkte, daß ſie Robert durchaus nicht dahin bringen konnte, ein Wort zu ſprechen, fing ſie an bitterlich zu weinen. Sie bat nun den oberſten Biſchof und ſprach: Herr, bei dem allmächtigen Gott, der die Welt erſchaffen hat, beſchwöre ich euch, macht, daß er mit euch rede, da er mit uns nicht reden will, ſo lange er auch in unſerem Hauſe iſt.

Da redete ihn der Biſchof an und ſprach: Bruder, ſeid nicht böſe über das, was ich euch ſagen will! Ich beſchwöre euch bei dem König der Ehren, daß ihr, ſo gut ihr es im Gedächtnis habt, uns euer Leben erzählet, und ob ihr uns wirklich ſo große Huld erwieſen.

Robert ſagte kein Wort, ſondern ſchwieg, ſo wenig ihm auch gefiel, was er hörte. Als der heilige Vater dieſes ſah, daß er auch ihm zu liebe nicht antworten wollte, ſo gedachte er, er werde niemandes Bitte nachgeben, wenn nicht etwa der Aufforderung des heiligen Einſiedlers, der in dem groſen Walde wohnte. Er bat ihn daher ſehr freundlich und der Einſiedler redete gar artig ſeinen früheren Gaſt an.

Mein Freund, ſprach der fromme Eremit, ich bitte euch im Namen Gottes, daß ihr mir ſaget, wer ihr ſeid. Ich will es wiſſen, wenn euch an meiner Huld und meinem Segen etwas liegt.

Robert war dadurch nicht beängſtigt, als er dies hörte,

ſondern höchlich erfreut, denn er hatte bisher immer auf dieſen Befehl gewartet. Dieſem gegenüber brauchte er ſich nun nicht länger zu verſtellen.

Herr, ſprach er, ich will es euch ſagen und euch nichts verhalten, da ihr mir zu reden befehlt. Alles, worüber ihr mich fraget, will ich euch der reinen Wahrheit gemäß beantworten; euch darf ich meine Handlungsweiſe nicht verhehlen, euch muß ich berichten billigerweiſe nach der Wahrheit. Herr, ich bin geboren in der Normandie; der Herzog des Landes war mein Vater und die Herzogin meine Mutter und der Graf von Poitiers, lieber Herr, der war mein Großvater, ich kann's verſichern. Aber ich bin widernatürlich erzeuget; durch ein böſes Geſchick erbat mich meine Mutter vom Teufel, der in mir viel böſes und manch ſchlimmes Jugendwerk anzurichten begann. Dafür habe ich hier Buße gethan, wie ihr ſolche mir auferlegt habt. Hiermit habe ich euch mein ganzes Thun und Laſſen geſagt, und ich kann euch auch noch meinen Namen nennen; Robert hieß man mich bei der Taufe.

Nun waren auch in die Verſamlung deſſelbigen Tages vier Barone gekommen, welches vornehme Männer aus der Normandie waren. Sie hatten ſich lange Zeit in Rom aufgehalten, um Nachrichten von Robert einzuziehen, den ſie ſchon in vielen Landen geſucht hatten, und ſie hatten weder Krieg noch Ungemach geſcheut. Sobald ſie ihn daher ſprechen hörten, erfreuten ſie ſich innig, ſie drängten ſich alle vier zu ihm hin und ſtürzten vor aller Angeſicht ihm zu Füßen, die

Thränen floſſen in Strömen aus ihren Augen und weinend baten ſie ihn um ſeine Gnade.

Edler Herr, ſprachen die Barone, eure Mannen alle rufen nach euch um eure Gnade. Alle Welt ſtürmt auf ſie los. Kommt doch ihnen zu Hilfe! Herr, haltet euch nicht länger auf, weder um Freund noch um Freundin und ſpringt ihnen bei! denn ſchnöder Weiſe wollen die Leute eures Geſchlechts ſie unterdrücken; täglich fügen ſie den Mannen eures Landes großen Schaden zu und vertreiben ſie in offenem Krieg. Herr, der Herzog euer Vater iſt geſtorben und die Herzogin eure Mutter, auch euer Ahn der reiche Graf, der die Seinen ſo ſehr geliebt hatte. Ihre Würden ſind auf euch übergegangen; es iſt kein Mann im Lande, der zwei Erdbeeren werth wäre für die Herſchaft. Ihr müßt ſie einnehmen. Aber eure Verwandten betrügen euch; ſie gedenken euch hinauszuweiſen aus eurem Lande. Laßt euch euer Erbe nicht rauben, Herr! Damit habt ihr genug vernommen.

Als der Kaiſer die Worte Roberts und der Fremden gehört und erfahren, wer er war, freute er ſich über die Maßen, denn die Nachrichten, die ſie erzählten, erhoben ſein Gemüth wegen der Macht, des Geſchlechts und des Reichthums des edeln Ritters. Er ging auf ihn zu vor den Augen der ganzen Verſamlung und begann freundlich mit ihm zu reden.

Freund Robert, ſprach der Kaiſer, wenn der Herzog, euer Vater, geſtorben iſt, der in ſeinen Tagen ein ſo gewaltiger Mann war, ſo laßt euch das nicht grämen, denn

ich will euch ein guter Vater ſein. Ich will euch meine Tochter zum Weibe geben und mein ganzes Reich. Ich will, daß ihr ſtatt meiner Herr und Meiſter, Gebieter und Befehlshaber, Richter und Kaiſer ſein ſollet.

Kaiſer, ſprachen die Boten, wir hielten ihn nicht für weiſe, wenn er, um eure Tochter zu heirathen, die Vertheidigung ſeines Landes verabſäumte, das zerſtört und verwüſtet werden würde, wenn er nicht eilends zu Hilfe käme.

Darauf ſprach Robert: Ihr Herren, höret! Ich bitte euch um Gottes Liebe willen, daß ihr ruhig ſeid! Gehet zurück in euer Land, denn ich werde nie, ſo lange ich lebe, mehr in die Welt gehen, ſondern meine arme Seele behüten, damit nicht der böſe Feind ſie gewinne und ſie nicht horche mehr auf die Eitelkeit dieſer Zeit, womit ich die ewige Seligkeit verſcherzen könnte. Ihr habt genug gehört in früheren Jahren, was für ein Menſch ich war und wie beſchaffen mein Thun und Laſſen. Ich werde nicht wiederkehren auf den gefahrvollen Pfad des Böſen. Erſeht euch unter meiner Verwandtſchaft einen wackern und verſtändigen Mann, daß er meine Ehre und meine Rechte handhabe. Dieſen zu ſuchen iſt eure Pflicht, und ich befehle es euch zu thun ohne Widerrede. Ich ſelbſt werde diesmal nicht zurückkehren.

Da ſprach der Kaiſer: Lieber Freund, die Gabe, die ich euch verſprochen habe, nehmt ſie doch, ich bitte euch.

Robert aber verſetzte: Herr, um eure Wünſche zu befriedigen werde ich, ſo wahr Gott lebt der Jungfrau Sohn, nicht meine Seele, die ich durch große Noth und Mühe ge-

rettet habe, wieder dem Verderben nahe bringen. Ich laſſe euch alle euer Beſitzthum und eure ſchöne Tochter. Niemals, wenn es Gottes Wille iſt, ſoll ihr jungfräulicher Leib von mir entweiht werden, nicht geküßt, noch umarmt; mich reizt keine Wolluſt der Welt, vielmehr werde ich hingehen mit dem Einſiedler, der in dem großen Walde wohnt. Niemals will ich mich von ihm ſcheiden und will bei ihm dem großen Zeugen dienen, der für uns Marter und Pein erlitten und durch ſeinen Tod den Satan betrogen hat. Aber darum bitte ich euch um eurer Huld willen, daß ihr zum Lohne für meine Dienſte mich nach dem Walde bringen laßt zu der Einſiedelei, wo ich meines Leibes Nothdurft beſorgen kann. Ich will meine Wunde heilen laſſen, damit meine Schmerzen ein Ende nehmen. Zu dem Einſiedler habe ich ſo große Vorliebe gefaßt, daß ich nie von ihm laſſen kann und nie von ſeiner Seite weichen will. Da ihr nun alle wißt, wie es um mich ſteht, will ich weggehen und nicht länger warten, denn wer mir auch die ganze weite Welt ſchenkte, mit allen, die darauf wohnen, und mit allem, was an Reichthum und Schätzen ſich daſelbſt findet, ſo würde er mich doch nicht aufhalten noch bewegen, nur einen Tag in der Welt zu bleiben. Darum zeigt mir nur eure Huld darin, daß ihr mich von hinnen tragen laßt. Meine Wunde ſchmerzt mich heftig und mich verlangt nach der Einſamkeit im Walde.

Darauf verſetzte der Kaiſer: Da denn weder Land noch Geld und Gold euch hierzubleiben bewegen kann, ſo will ich euch hinbringen laſſen zu der Behauſung des frommen Ein-

ſiedlers, welcher hier in unſerer Mitte iſt. Aber keiner iſt unter den Anweſenden, der nicht unſern Schmerz theilt darüber, daß ihr von uns ſcheidet.

Mein Herr und Kaiſer, ſprach der Einſiedler, da Robert unſern Herrn Gott den himmliſchen König zu ſeinem Vater erwählt hat nnd mit mir in der Einſamkeit leben will, ſo laßt ihn denn mit mir kommen, denn ihr werdet ihn nicht zurückhalten! Da er ſich ganz Jeſu Chriſt ergeben hat, will er alle Gefahr vermeiden, dem böſen Feind, dem Teufel, wieder anheim zu fallen; er will, daß ſein Herz beſtändig bleibe im Dienſte Jeſus Chriſts, der die Welt erſchaffen und erlöſet hat.

Der Kaiſer ſprach: So ſei es! Da ihn keiner zurückhalten kann, ſo will ich ihn gerne hintragen laſſen.

Darauf befahl er den Zimmerleuten, eine Tragbahre zu verfertigen und zierlich zu arbeiten, und ließ ſodann Robert darauf ſetzen, der nun nicht länger bei ihm verweilte. Kinder, Frauen, Jungfrauen, Mägdlein und Fräulein, der Kaiſer und alle ſeine Mannen begleiteten eine gute Meile vor Rom hinaus die Tragbahre. Aller Ausſehen war ſehr betrübt, als ſie endlich von ihm Abſchied nahmen und ihn unſerm Herrn Gott befahlen. So nahm der Einſiedler, der um Gottes Willen allerlei Plage auf ſich legte, Robert mit in den Wald. Robert genas und erholte ſich von ſeiner Wunde und die Zeit kam, da der fromme Einſiedler abſchied, um Gott die Verdienſte vorzulegen, die er durch ſelbſtgewählte Pein erworben hatte. Er begrub den heiligen Mann in der

Kapelle und beklagte ihn aufrichtig. Robert lebte nachher noch lange und diente Gott in des Einſiedlers Behauſung mit frommem Herzen. Auch verrichtete Gott um ſeinetwillen mancherlei Wunder in dieſer Welt, ehe denn er ſein Leben beſchloß, und die, die zu ihm kamen, hielten ihn für den frommen Einſiedler. Am Ende ſtarb er auch in dem Walde in der Einſiedelei. Als die Römer dies erfuhren, kamen ſie in Feſtkleidern herbei in frommem feierlichem Aufzug. Sie brachten ihn heraus aus der Einſiedelei und nahmen den Leichnam mit gen Rom, wo ſie ihn bei St. Johann vom Lateran beſtatteten; wenn man in die Kirche tritt, rechts iſt ſein Grabmal, wo er von den Pfaffen eingeſegnet ward und noch zu finden iſt auf den heutigen Tag. Sodann hielten ſie in Rom eine große Verſamlung, wozu Leute aus vielen Landen herbeikamen, und ſchloßen Frieden über mehrere Kriege. Bei dieſer Verſamlung geſchah es, daß auch ein reicher Mann aus Pui nach Rom kam; derſelbe nahm heimlich aus Roberts Grabe, was er bekommen konnte, und größeres Gut wollte er nicht gewinnen. Mit dieſem kam er in ſeine Heimath zurück und erbaute bei Pui an einem Fluſſe eine reiche Abtei zu Ehren Roberts. Er ſetzte daſelbſt einen Abt, Mönche und Prieſter ein, Gott im Himmelsthron zu preiſen, und alle Welt kennt jetzt die ſchöne Abtei zum heiligen Robert.

Die lange Nacht.

Es war einmal ein Prieſter, der lebte nicht wie es für ſein heilig Amt ſich ziemte, ſondern horchte auf die Stimme der Üppigkeit und Wolluſt, weswegen er von ſeinen Standesgenoſſen heftig getadelt wurde. Er war nämlich verliebt in eines ehrſamen Bürgers Weib. Der Mann wußte gar nicht, was er bei der Sache anfangen ſollte, noch bei wem er ſich beſchweren könnte, und war deshalb ſehr betrübt und manchmal faſt von Sinnen, wie es Eiferſüchtigen gemeiniglich zu gehen pflegt, denn die Eiferſucht macht unzählige Narren in der Welt und Elend aller Art. In einer der langen Nächte vor Weihnachten nun gedachte der Bürger eines Abends ſeine Frau auf die Probe zu ſtellen und ſagte zu ihr: Morgen früh, mein liebes Weib, mache ich mich auf den Weg und will einen meiner Brüder beſuchen, der weit von hier in einem fremden Lande wohnt. Es thut mir nur leid um euretwillen, daß ich euch verlaſſen muß, denn ich werde nicht ſo bald wiederkommen.

Daran ſehe ich nun, entgegnete die Frau, daß ihr mich nicht im geringſten lieb habt, da ihr euch ſo weit von mir

entfernen könnt, und ich ſoll indeſſen mutterſeelenallein zu Hauſe bleiben.

Das Weib aber war ſehr verſchlagen und liſtig und war ihr ganz anders zu Muthe, als ſie ſprach.

Liebe Baſe, ſagte der Mann hierauf, fürchtet euch doch nicht, ich will in einem halben Jahr wieder hier ſein. Aber morgen will ich vor Tag weggehen, um ein gut Stück Wegs zurücklegen zu können.

So ſeid nur ſtille, Herr, und ſchlaft, denn ihr werdet bald genug den Tag anblaſen hören.

Ihr habt Recht, ſagte der Mann, war aber nicht ſo ungeſcheid, daß er nicht gemerkt hätte, wo das alles hinauswollte. Doch nahm er es geduldig hin, um mit der Zeit noch mehr zu erfahren. Als es nun an's Abſchiednehmen kam, umarmte und küßte ſie ihn vielmals, begleitete ihn auch bis vor die Thür; dort aber kehrte ſie um und er that, als ob er wegginge, ſchlug jedoch bald einen Seitenweg ein und kam auf demſelben glücklich in ſein Heimweſen zurück. Schon war Bourghes nach dem Pfaffen ausgegangen, mit welchem ſie längſt gut bekannt war, das Bad ſtand am Feuer, und der Kapaun lag gerupft im Topfe. Der Pfaffe ließ zwar etwas auf ſich warten, doch war nicht zu denken, daß er eine ſolche Einladung ausſchlagen ſollte. Der Ehemann, der ſich vorgenommen hatte, alles zu beobachten, war daher bereits in ſeinem Verſteck, als der Pfaffe ins Haus kam. Bourghes führte ihn in die Kammer.

Wo kommt ihr her, Nachbarin? ſprach er.

Lieber, ſüßer Herr, trauter Geſell, zieht euch aus und ſteiget in das Bad!

Von Herzen gerne, holde Frau!

Damit ſtieg er in das Bad und ließ es ſich recht wohl ſein. Bourghes war ihm, wie ſie ſchon zu thun gewohnt war, dabei dienſtlich, und die Frau eilte, ihm einen Kuchen zu backen und lief in den Hof nach Eiern, um den Kuchen damit zu vergolden. Bourghes eilte indeß in die Scheune, um Heu zu holen. Der Prieſter in ſeinem Bade verſank unterweilen in allerlei Gedanken und Träumereien, bis er ganz ſanft einſchlummerte, ohne alle Sorge und ohne Ahnung, was ihn erwartete, denn er wußte nicht, daß der Ehemann auf der Lauer ſtand und auf Rache ſann. Sobald dieſer bemerkte, daß er eingeſchlafen und ſonſt niemand zu Hauſe war, als ſie beide, holte er einen Strick, warf ihm denſelben um den Hals und zog daran mit beiden Händen ſo lange uud ſo heftig, bis daß der Pfaffe ganz erdroſſelt war. So hatte er ſich an ſeinem Feinde gerächt, aus dem ſeine Frau einen Freund gemacht hatte. Sobald es aber geſchehen war, nahm er ihm den Strick wieder vom Hals, damit es niemand bemerke. Darauf ging er an das vordere Thor und rief laut: Macht auf! macht auf!

Geſchwind, Bourghes, ſagte die Frau, deckt das Bad zu!

Und ſie war nicht wenig böſe, als ſie bemerkte, daß ihr Gatte zurückkam. Bourghes aber verſtand ihre Frau wohl, breitete ein Leintuch über die Wanne aus und ſagte zu dem Geiſtlichen: Rührt euch nicht, lieber Herr! denn wenn

man euch entdeckte, ſo würde ein ſchlechter Empfang eurer warten.

Der Prieſter erwiderte keine Silbe, ſondern ſchwieg, aus guten Gründen. Indeſſen kam die Frau voll Zorn und Ärger an das Hofthor und ließ ihren Herrn ein, der nicht wenig erfreut that über die Speiſen, die er im Hauſe bereit fand.

Schweſter, ſprach er, dieſe Nacht habe ich kein beſonderes Glück, des bin ich gewiß. Ich bleibe lieber daheim.

Ja, Herr, ich habe auch davon geträumt, ſobald ihr von mir Abſchied genommen hattet, und es war mir, als ob ich euch bald wieder zurück haben würde, darum habe ich etwas für euch gekocht.

Daran habt ihr geſcheid gethan und Gott ſchenke euch Freude und Ehre dafür!

Seht, da iſt das Eſſen ganz fertig!

Und das will ich mir recht ſchmecken laſſen, denn ich ſterbe faſt vor Hunger.

Setzt euch alſo auf dieſen Bündel Stroh, ich komme gleich wieder.

Sie brachte ihm den Kapaun, der auf dem Roſt gebraten war, ihr Mann machte ſich darüber her; dann nahm ſie auch den Kuchen vom Feuer und ſetzte ihm die Hälfte vor. Sie beeilte ihr Geſchäft, ſo ſehr ſie konnte, denn ſie war in großer Angſt. Von dem Wein genoß der Bürger nichts; er hatte dazu keine abſonderliche Luſt, und dachte nur, es wäre ihm lieber, ſein Weib los zu ſein. Nachdem er, ſo viel ihm

ſchmeckte, gegeſſen hatte, ging er zu Bett, ſeine Frau aber kam nicht an ſeine Seite, ſondern eilte nach dem Pfaffen, an den ſie immer mit Angſt und Bangigkeit dachte, denn ſie liebte ihn wirklich von Herzen und ſehnte ſich nach ſeiner Unterhaltung.

Wie iſt euch, lieber guter Herr? Man hat euch diesmal ſchlecht bedient. Wäre doch mein falſcher Mann, den ich nicht ausſtehen kann, lebendig geſchunden, daß er ſo bald nach Hauſe kam! Der leibhafte Satan hat ihn zurückgebracht. Ja wir haben euch ſchlecht gebettet, ich und Bourghes, meine Magd!

Darauf legte ſie ihre Hand an ſeine Bruſt und ſah, daß er nicht antwortete.

Herr Gott, was iſt denn das? Kein Wort? Mein lieber Herr, mein holder Freund, ſeid ihr wegen meines Außenbleibens ſo in Schwermuth verſunken, daß ihr keinen Laut hervorbringt? Aber wahrhaftig, mein Mann hat mich auch recht kurz gehalten, Gott vergelts ihm! Ich wagte nicht mehr nach euch zu ſehen. Nichts deſto weniger habe ich all meine Sachen ſo gerüſtet und bereit, daß ich euch dienen kann nach eurem Begehr, denn eure Liebe wohnet in mir. Warum ſprecht ihr denn nicht mit mir, lieber Herr, holder Freund? Warum antwortet ihr nicht?

So ſprach ſie noch eine Weile, aber der Prieſter gab keine Antwort; darum machte ſie ſich näher zu ihm, umhalste, kitzelte und ſtieß ihn, denn ſie war gewiß, ihn auf dieſe Art wie ſonſt zur Heiterkeit zu erwecken. Diesmal

jedoch ſchlug ihr Mittel fehl. Unterdeſſen kam auch Bourghes hinzu und ſagte zu ihrer Frau: Was wollt ihr mit ihm anfangen? Sagt, wollt ihr euch nicht in's Bad ſetzen zu dieſem zierlichen Kaplan? Laßt euren Mann ſchlafen, der hat ſich den Bauch weidlich angefüllt.

Ach Bourghes, er verachtet mich, ich bin ihm zu ſchlecht, er mag mir nicht einmal antworten. Faſt ſterb ich vor Kummer und vergehe vor Schmerz! Ich habe ihm doch meine Liebe geſchenkt und er will mich nicht einmal anſehen.

Der Bürger, welcher gethan hatte, als ob er ſchliefe, horchte und lauſchte und ſchaute durch die Thüre, und bemerkte, wie ſein Weib allmählich außer ſich kam, ſprach aber bei allem kein Wort. Auf alle mögliche Art redete die Frau den Prieſter, ihren Freund, an.

Was iſt denn das, Herr? Was iſt der Grund? Könnt ihr denn die Augen nicht aufmachen? Bourghes, ſo wahr mir Gott helfe, der Kaplan iſt entweder ſchwer betrübt, oder iſt er nicht recht bei Sinnen, daß er verſchmäht, mir zu antworten. Es iſt ja faſt, als ob er die Sprache ſich weggebadet hätte.

Liebe Frau, ſprach Bourghes, glaubet mir, er träumt nicht und ſchläft nicht; vielmehr, wenn ich je einen todten Menſchen geſehen habe, ſo muß ich ſagen, daß er todt iſt. Seht nur, wie ſein Geſicht blaß, entfärbt, entſtellt ausſieht! Die Augen in ſeinem Haupt ſind ganz verloſchen. Meint ihr nicht, er würde antworten, wenn er etwas ſähe oder hörte?

Die Frau merkte wohl, daß jene Recht hatte, und war darüber ſo beſtürzt, daß ihr der Athem ſtockte.

Ich Unglückliche, rief ſie, was wollen wir mit dem Leichnam anfangen!

Bourghes aber war verſtändig genug und ſagte: das Trauern hilft hier nichts, liebe Frau. Laßt euer Wehklagen gehen und laßt uns bedenken, was wir zu thun haben. Wißt ihr, was das Beſte wäre, um alles böſe Gerede zu vermeiden? Wir haben draußen Haber zu dreſchen; nehmen wir den Todten und legen ihn unter den Haufen hin, daß ihn euer Gatte nicht bemerkt. Dort können wir ihn laſſen, bis uns ein beſſerer Platz einfällt und können vor der Hand uns ruhig ſchlafen legen.

Ihr habt ganz Recht, Bourghes; das iſt das Beſte, erwiderte die Frau; ich bin ganz mit euch einverſtanden.

Sie führten es denn auch alsbald aus, bedeckten den Pfaffen ſorgfältig mit Haber und verfügten ſich ſofort zur Ruhe. Die Frau war indeß höchſt verdrießlich, legte ſich wie ein Klotz neben ihren Mann, und auch dieſer that, als ob er ſchliefe und ließ ſich mit keiner Silbe anmerken, daß er ihr ganzes Thun und Treiben beobachtet hatte. Er wußte wohl, daß der Pfaffe unter dem Haber verſteckt war, und darum ſagte er, ſobald ſein Weib eine Weile neben ihm lag: Liebes Weib, es liegt mir ſchwer auf dem Herzen, daß wir kein Geld haben und doch ſind wir unſern Nachbarn ſchuldig, und wäre hohe Zeit, daß wirs ihnen zurückgäben. Wir wollen deswegen morgen den Haber in unſerer Scheune dreſchen und

Ich ſage, daß ich den Haber, der noch in Garben iſt, nicht verkaufe; ich laſſe ihn liegen und wenn er mir Monate lang da läge, bei meinem Bart! Das will ich thun alles euch zu Gefallen. Unſern Speicher aber will ich leeren, wie es auch gehen mag.

Denkt aber auch daran, Herr, daß jetzt eben der Hof ziemlich leer iſt von Gras und Stroh; würden wir morgen dreſchen, ſo würden ſich es nur unſere Thiere zu Nutze machen und ſich toll und voll freſſen.

Ihr gebt euch aber auch gar zu viel Mühe, ſchöne Schweſter, mit Hin- und Herſinnen. Ich habe mir nun einmal in den Kopf geſetzt, euren Wünſchen nachzukommen, und ihr werdet mich jetzt nicht wieder davon abbringen.

In der That, Herr, ihr betragt euch gar widerwärtig gegen mich und ich weiß mir gar nicht zu erklären warum. Es ſetzt mir auch recht zu, und iſt mir, als wäre mir das Herz aus dem Leibe geriſſen. Wahrhaftig, lieber Herr, es iſt mir ſo weh, daß ich gerne mit dem Pfaffen ſpräche, um ihm mein Leiden zu klagen.

So ſteht eilends auf und geht wieder zu Bourghes! Sie ſoll euer Uebel unterſuchen und nachſehen, ob es der Mühe Werth iſt.

Wahrlich, Herr, ihr wißt wohl, was mir gut iſt. Gott vergelt es euch!

Ohne weiter viel Worte zu machen, ſtand ſie auf, ging alsbald wieder zu Bourghes und hielt Rath mit ihr über

alles, was ſie gehört hatte. Bourghes war über dieſe Botſchaft nicht ſehr erfreut, und hörte allem fleißig zu.

Frau, ſagte ſie endlich, da fällt mir etwas ein, was uns ganz aus dieſer Verlegenheit reißen könnte. Unſerem Hauſe gegenüber ſah ich dieſen Abend den Pfaffen zu einem Nachbar eintreten. Bringen wir ihn dorthin und lehnen ihn dieſem an die Hausthüre!

Ganz recht, liebe Freundin, ſagte die Frau.

So holten ſie ihn vom Speicher, zogen ihn am Arme fort, thaten ihm ſeine Kleider an, wie er ſie bei Lebzeiten zu tragen pflegte, und trugen ihn ſodann an die Thüre, an welcher ſie ihn, ohne ſich rechts oder links umzuſehen, anlehnten. Der Todte plumpte hart an, die Weiber aber liefen was ſie konnten nach Hauſe und krochen in ihre Betten. Der Nachbar fuhr über dem Gepolter an ſeiner Thüre vom Schlaf auf, meinte, es wolle jemand herein, und ſtieg brummend über ſolche Störung aus dem Bette, ging, ohne ſich lange mit Ankleiden zu verweilen, nach der Thüre und öfnete ſie. Wie erſchrak er aber, als der Pfaffe mit ſeiner ganzen Laſt über ihn herfiel! Er rief in ſeiner Angſt ſeinem Weibe und ſprach: Zünde ſchnell Licht an, liebe Schweſter! Ich bin faſt des Todes vor Schrecken, denn da fällt, ich weiß ſelbſt nicht was für ein Herr, ohne Umſtände über mich her. Weiß Gott, wo der mag umhergefahren ſein! Aber ſo viel ſcheint mir ausgemacht, es iſt ein Geiſtlicher oder ein Mönch aus irgend einem Kloſter, oder hat er, um ſeine Schalkhaftigkeit zu verhüllen, dieſen ſchwarzen Prieſtermantel irgendwo geborgt.

Die Frau kam mit brennendem Lichte herbei, und als man den Pfaffen auf dem Boden liegen ſah, ſagte der Mann: Wer hat euch beſtellt, Herr Kaplan? das ſollt ihr mir ſagen. Ihr ſeid mir ein feiner Kloſterbruder. Was ſucht ihr doch hier um dieſe Stunde? Ihr thätet beſſer, wenn ihr des Nachts zu Hauſe bliebet. Wie? was? Wollt ihr uns nicht antworten? Sagt ohne Umſtände, wer ihr ſeid! Glaubt ihr, wir ſeien ſo dumm, euch jetzt entwiſchen zu laſſen, da wir euch einmal feſt halten? Ihr ſeid wohl gar ein Dieb.

Herr, ſagte das Weib, mir ſcheint er ſchläft.

Eher halte ich ihn für todt, liebe Schweſter, denn auch wie er hinfiel, hörte ich ihn nicht eine Silbe reden. Hätte er gelebt, ſo müßte er ſich wenigſtens beklagt haben, daß ihm irgend ein Glied weh thue.

Die Frau aber trat jetzt näher hinzu, erkannte ihn am Geſicht und ſprach: Wir ſind übel angeführt, lieber Herr, das ſage ich euch in Wahrheit, denn das iſt unſer Prieſter, der bei uns einzukehren und zu ſpielen pflegte; ſo hat er nun auch heute an unſere Thüre gepocht, wie er ſonſt oft gethan, und hat ſich ungeſchickter Weiſe mit dem ganzen Leib daran gelehnt. Glaubet mir, wenn unſere Feinde das merken, ſo geben ſie uns die Schuld davon; man kann doch nie unangefochten leben. Machen wir, daß wir dieſer Sorge los werden, ſo lange es noch möglich iſt! Wie wäre es, wenn wir ihn vergrüben? Die Todten beſtattet man ja zur Erde. Aber geſchwind! geſchwind! Denn bei Gott, wenn wir bemerkt würden, es wäre ein gar ſchlimmer Handel; man würde ſa-

gen, ſo unwahr es auch wäre, wir haben ihn umgebracht ſeines Geldes wegen. Wie viel ſchlimme Nachreden muß man ſich nicht gefallen laſſen! Komm, wir haben ja einen friſch umgebrochenen Acker! Wir wollen ihn dahin bringen und verſcharren, ſo ſind wir aller Schmach und Schande los.

Die Ermahnungen des Weibes wurden beachtet und der Mann trug den Leichnam hinaus auf das Feld zu dem Acker hin, auf welchem er eingeſcharrt werden ſollte. Er kam an einem Graben vorüber und ſah in demſelben eine Stute weiden. Der Graben war nicht breit noch tief; neben dem Pferde lag ein Bauer ſchlafend am Rande des Grabens, er hatte den Halfter ſeines Thieres um den Arm geſchlungen, um ſicher zu ſein, daß es ihm nicht davon laufe. Der Mann, welcher den Pfaffen auf dem Rücken hatte, hielt bei dem Füllen ſtille, und da auch das Thier ganz ruhig war, ſetzte er den Leichnam hinauf, brachte die Füße geſchickt in die Steigbügel und kehrte ſo ſchnell er konnte in aller Stille um nach Hauſe. Sobald jedoch das Thier ſeine Laſt fühlte, fing es an, ſich zu bäumen; ſein Wärter aber erwachte ganz verwundert, da er ſich mit dem Halfter unſanft aufgerüttelt fühlte. Er ſchlug die Augen auf und erblickte jemand auf ſeinem Thiere ſitzend, der ihm ſtarr in's Geſicht ſah, als ob er ſich keineswegs vor ihm fürchtete. Der Bauer war deshalb der feſten Überzeugung, er wolle ihm ſein Füllen ſtehlen.

Was ſoll das heißen? rief er. Nichts, Kamerad! Ihr ſollt es mir nicht ſo ohne Weiteres wegreiten. Meint ihr, ich ſchlafe, und ihr dürft nur ſo mit meinem Pferde forttrotten?

Sucht anderswo euer Unterkommen? Hier findet ihr es nicht. Und ihr ſollt mir eure Frechheit zahlen, ehe ihr von hinnen kommt.

Indem er dieſes ſprach, ergrif er mit beiden Händen eine ſchwere Axt, holte aus und ſchlug den Reiter mit aller Macht an den Hals, ſo daß er zu Boden fiel und nicht einmal einen Schrei oder eine Klage laut werden laſſen konnte. Darüber war der Bauer ſehr betroffen, welcher zwar wohl dem Pfaffen einen tüchtigen Schlag verſetzen wollte; daß er ihn aber ſo ruhig hinnahm, war ihm nicht wenig verwunderlich. Er ſchlug indeß noch immer wacker auf ihn los, und als er des Prügelns müde war, trat er zu ihm heran, zog die Kaputze zurück und war ſehr betrübt, als er ihn endlich erkannte.

Ach Gott, rief er jetzt aus, was gäbe ich, wenn ich mein Unrecht wieder gut machen und meine Sünde abbüßen könnte, und was wollte ich ausſtehen? Warum habe ich doch den wackern Prieſter nicht eher erkannt? Wie konnten meine Augen ſo falſch ſehen! Wenn dieſer Handel bekannt wird, ſo bin ich beſchimpft vor aller Welt. Wer wird doch auch einen Mann gleich todtſchlagen, wenn er einem ſein Thier beſteigt. Gewiß, er hat das nur zum Scherz und ganz harmlos gethan. Ach wäre ich doch befreit aus dieſer Noth! In keinem Fall aber darf ich ihn hier liegen laſſen, denn der nächſte Vorübergehende würde die Miſſethat anzeigen!

Er ſetzte daher den Prieſter wieder in den Sattel, ſtieg ſelbſt hinter ihm auf und ritt nach einem Kirchhof zu. Das Pferd ging auch willig mit den zwei Reitern ſeinen Weg bis

an die Thüre des Gottesackers, in deſſen Mitte eine alte Kirche ſtand. In der Nähe des Chors waren gerade Räuber verſteckt, die ſich oft an die Schätze des Gotteshauſes wagten. Sie hatten eben ein großes Schwein irgendwo geſtohlen und in einem Sack herbeigebracht. Als ſie nun die beiden an der Thüre gewahr wurden, meinten ſie entdeckt und verrathen zu ſein und liefen davon über Hals und Kopf. Das Schwein aber ließen ſie zurück, während ſie ſich hinter die Kirche flüchteten. Sobald ſie weg waren, hob der Bauer den todten Pfaffen vom Pferde und freute ſich, den Sack zu ſehen; er unterſuchte ihn, zog das Schwein daraus hervor und ſchob eilends an ſeiner Statt den todten Prieſter hinein, indem er dachte, es ſei dies Begräbnis genug für ihn. Er band den Sack wieder zu, nahm das Schwein auf den Rücken und zog damit ruhig ab. Die Diebe waren nicht wenig erfreut, als ſie ſahen, daß man ſie nicht verfolgte, kamen vorſichtig wieder heran und ſuchten den Sack auf, denn es wäre ihnen ſehr leid geweſen um das Schwein. Einer von ihnen nahm auch gleich den Sack auf den Rücken und rühmte unabläſſig ſeinen Kameraden, wie ſchwer und kräftig ihre Beute ſei. So kamen ſie beide in großer Eile vor ein Wirthshaus, deſſen Beſitzer ſie immer einen Theil von ihrem Gewinne gaben. Sobald ſie die Thüre erreicht hatten, ward ihnen aufgethan.

Ihr Herren, ſprach der Wirth, was bringt ihr Gutes?

Wenig Abſonderliches, erwiderte der eine; nichts als ein gewaltiges Schwein. Nun richtet es zu, guter Kamerad, damit wir bald etwas zu eſſen bekommen. Wir ſind Leute,

die gut zahlen; ihr werdet an uns euern Schaden nicht haben.

Seid unbeſorgt, ihr Herren, ihr findet bei mir ſcharfen Käſe und friſchen, klaren und reinen Wein; von dem Schweine aber will ich euch, ehe der Tag anbricht, den beſten Schinken vorſetzen.

Recht, recht, lieber Wirth! Nur eilt euch, denn wir haben Hunger und wünſchten, das Fleiſch ſtünde ſchon vor uns.

Der Wirth ließ ſich ein Meſſer geben, ging zu dem Sack hin, band ihn auf und ſteckte den Arm hinein, um das Thier herauszuziehen. Da er aber den Leichnam in die Hand bekam und einen Fuß hervorlangte, rief er: Gott und Vater, hab' ich doch mein Lebtage kein Schwein mit Hoſen geſehen! Der Herr ſei uns gnädig! Wo habt ihr dieſes Stück erbeutet? Sagt mir nur die reine Wahrheit! Ich ſehe wohl, ihr habt euren Spott mit mir! Haltet ihr mich für einen dummen Jungen, dem man ſo mitſpielen darf? Aber ich will euch ein Bad wärmen, daß ihr es in allen Rippen ſpüren ſollt.

Wie? was? ſagte einer von den Dieben, was wollt ihr denn von uns, lieber Wirth? Wenn ihr es ſo verlangt, mögt ihr alles zuſammen für euch behalten; ich und mein Geſelle, wir treten euch gerne unſern Part ab. Aber das verſichere ich euch, daß unſere ganze Beute in dieſem Sacke ſteckt. Einen andern Gewinn haben wir nicht gemacht.

Ihr haltet mich für einen Narren, Hurenſohn, ihr ſauberer Ehrenmann! Wollt ihr mir weiß machen, ein todter Menſch ſei ein Schwein? Das war ein ſchlechter Spaß, ei-

nen Leichnam mir in's Haus ſchleppen. Aber es ſoll euch übel bekommen, denn wenn ihr mein Haus nicht ſogleich wieder von dieſem saubern Gaſt befreit, ſo werde ich euch morgen angeben. Meint ihr, ich ſei beſoffen, daß ihr mir eine Blaſe für eine Laterne verkaufen könnt? Diesmal habt ihr euch verrechnet.

So ſagt uns doch, lieber Wirth, was habt ihr gefunden? Iſt es Scherz oder Ernſt?

Bei meinem Hauſe, ich ſcherze nicht. Merkt ihr, was das iſt?

Um ſeinen Worten Kraft zu geben, zog er jetzt einfach den Todten aus dem Sack.

Herr Gott, ſprachen die Diebe, wie iſt uns das begegnet? Die Teufel haben wahrhaftig ihr Gaukelſpiel mit uns! Wir wiſſen nicht, wie wir zu dem Leichnam kommen, denn wir haben ein Schwein in den Sack geſteckt, das wir geſtohlen haben. Woher aber dieſer Menſch kommt, wiſſen wir nicht.

Da käme ich gut an, entgegnete der Wirth, wenn ich euch Glauben ſchenkte. Aber morgen gebe ich euch an, wenn ich bis dahin noch eine Zunge habe, und lege euch euer Handwerk nieder.

Das mögt ihr thun, lieber Wirth! Aber wir ſind verrathen, und wenn ihr uns böſe ſeid, ſo thut ihr uns großes Unrecht. Ihr mögt uns auch fragen, ſo lange ihr wollt, ſo können wir euch nicht ſagen, weß der Leichnam iſt. Wir haben ihn aber noch nicht einmal recht angeſehen, ſo ſehr hat uns die Sache geärgert. Leuchtet doch ein wenig herzu!

Sobald ſie mit dem Lichte näher kamen und ihm genau in's Geſicht ſahen, ſagte der Wirth: Nun meiner Treu, das iſt noch ſchöner! Das iſt niemand anders als unſer Prieſter; ich kenne ihn an dieſer Schramme über dem Auge. Gebt Acht, wir kommen alle in den Bann der Kirche, wenn ihr mir ihn nicht bald aus dem Hauſe ſchafft. Und wißt ihr was? Hängt ihn gerade in denſelben Schlot auf, in welchem ihr das Schwein geſtohlen habt. Denn weiß Gott, wenn man euch erwiſcht, ſo werdet ihr gehängt.

Ja, ja, ſo wollen wir es machen, antworteten ſie, packten ſogleich den Todten und liefen damit ſo ſchnell ſie konnten nach dem Hauſe hin, wo ſie das Schwein geſtohlen hatten. Als ſie aber an das Haus kamen, fanden ſie es zu ihrem großen Leidweſen verſchloſſen. Da öfneten ſie ſogleich eine Mauer am Hauſe und machten ein Loch von der Größe, daß eine ſpaniſche Meerbarbe hindurch kann, wie das Sprichwort ſagt. Durch dieſes Loch ſchoben ſie den Leichnam hinein, ſchlüpften ſelber in das Haus und hängten ihn ohne Umſtände an denſelben Haken auf, wo ſie das Schwein abgenommen hatten. Dann kamen ſie heraus und tröſteten den Wirth, der außen wartete, mit der Nachricht, daß der Kaplan luſtig baumle. In der Stadt, wo dieſes alles vorging, befand ſich in derſelbigen Nacht ein Biſchof. Die Mönche waren über ſeine Ankunft nicht ſehr erfreut, denn ſie wußten wohl, daß er mit ſeinem Haushalt großen Aufwand veranlaſſen würde und ſie alle ihre Vorräthe preisgeben müßten. Es wurde daher viel feiner Wein getrunken, und als der Tiſch aufgeho-

den war, begab ſich der Biſchof zu Bette. Das war ſeine vornehmſte Sorge für dieſen Abend. Der Biſchof hatte einen Kämmerer, der den Rücken eines geſalzenen Härings einem friſchen Hecht vorzog, und zwar darum, weil es ihm den Durſt heftig aufregte. Er holte in dem Keller der Mönche zwei gewaltige Krüge, nahm vier ſeiner Kameraden mit ſich, die auch ſchon wacker getrunken hatten, aber noch nicht hinüber waren, weil ſie den Becher zu führen verſtanden, und ſo gingen ſie zu fünf hinweg nach der Herberge, in welcher ihre Pferde ſtanden. Es war daſſelbe Haus, in welchem die Diebe den Prieſter ſtatt des Schweins in den Rauch gehängt hatten. Sie fanden den Wirth zwar im Bett, er machte ihnen jedoch kein ſaures Geſicht, als ſie ihn heraustrieben, und empfing ſie freundlich. Da ſprach der fünfe einer zu dem Wirth: Geſchwind die Würfel und einen Spieltiſch! Da haben wir unſern Kämmerer, der uns etwas zum Beſten geben will.

Das freut mich, antwortete der Wirth. Und kämet ihr zu vierzig oder mehr, ſo wollte ich jeden nach Wunſch bedienen, ſo weit es in meinen Kräften ſteht.

Ich will auch nicht unterlaſſen, verſetzte der Kämmerer, es euch zu lohnen, ſo wie ich kann. Aber wißt ihr, was jetzt uns allen Noth thut? Kocht uns gleich gutes Pöckelfleiſch, damit wir dieſen Wein dazu trinken, und ſeht, daß es bald geſchieht, wie einem rechten Wirthe ziemt.

Ich kann euch auch Roſtbraten, Käſe und friſche Eier reichen, ihr Herren. Das iſt ſogleich bereit, ſagte der Wirth.

Vortrefflich, vortrefflich, guter Wirth! riefen alle. Das iſt ein ekler Gauch, der noch beſſeres verlangt! Ich ſag' euch, die beſten Fiſche, geſalzen und friſch, ſind mir nicht halb ſo lieb, ja es giebt auf der Welt nichts beſſeres, als ſolch ein Roſtbraten von einem fetten Schwein.

Das ſollt ihr diesmal in Fülle genießen, ihr Herren! Ich will euch zu liebe gern ein ganzes Schwein anſchneiden, das ich hier im Rauch hängen habe.

Der Wirth ſtieg ſogleich hinauf, wo der Pfaffe hing, war aber nicht wenig erſtaunt, als er das Chorhemd und die ſchwarze Kutte in die Hand kriegte und rief: Gott und Herr, das iſt ja eine Pfaffenkutte, was ich in der Hand halte. Iſt das Hexerei oder was ſonſt? Etwas ähnliches iſt Tag meines Lebens nicht an dieſem Haken gehangen; ein Schwein iſt es wahrlich nicht; wer Teufel hätte es ſo angezogen? Das Ding hat Arme und Beine, und Hoſen daran. Herr Gott, ich komme ſchier von Sinnen über dieſen Fund. Wo iſt wohl der Kaplan her, der hier hängend Herberge geſucht hat? Solches Wunder iſt nicht gehört worden im ganzen Lande. Es iſt ein Menſch, mit Füßen, Armen, einem Leib! Aber er giebt keinen Laut von ſich und wenn man ihn zu hundert packte.

Er ſtieg deswegen herab und ſprach, ohne ſich etwas merken zu laſſen, zu ſeinen Gäſten: Ihr Herren, hört mich, ich bin betrogen! Mein Weib hat da, weiß der Himmel, letzten Samſtag das Schwein verkauft. Es thut mir in der That recht leid. Aber ich bin auf ein ganzes Jahr hinein

verſehen mit Hammelfleiſch und Ochſenfleiſch. Ich will euch davon Roſtbraten bereiten; doch kann ich nicht dafür ſtehen, daß es euch das Schweinefleiſch erſetze.

Wir ſind damit auch zufrieden, ſagten ſie, ließen es ſich auftiſchen, aßen nach Herzensluſt und darnach Käſe und Eier und Früchte zur Genüge, und gingen darauf zur Ruhe in ihre Betten, die ſie auf das beſte bereitet fanden. Sobald der Wirth ſie eingeſchlafen ſah, ſtieg er mit einem Lichte wieder hinauf, um zu unterſuchen, was für eine wunderliche Geſtalt in ſeinem Rauchfang hänge, und erkannte auf den erſten Blick den Prieſter!

Weh der Stunde, rief er, da ihr geboren ſeid, Herr Pfarrer! Ihr müßt wohl nicht recht klug ſein, daß ihr auf ſolche Art zu mir kommt.

Er ſchnitt ſogleich den Strick entzwei, mit welchem er um den Hals feſtgebunden war, und der Leib fiel hinab auf den harten Boden, da ihn niemand aufhielt. Er hob ihn auf und lief damit ſo ſchnell er konnte nach dem Ort, wo man die Todten begräbt, ganz in der Nähe des Kloſters, in welchem der Biſchof ſchlief. Als er dahin kam, fand er zufällig das Thor offen, und augenblicklich fiel ihm ein, er wolle einen kleinen Schalksſtreich begehen. Er ſah die Thüre des Priors angelehnt, eine Lampe brannte in dem Gemach und zum Unglück für den letztern wachte niemand dabei; denn der Wirth legte den todten Pfaffen in der Zelle des Priors nieder, drückte die Thür zu und ging heiter und frohen Muthes von dannen, denn er hatte ſich einer gedoppelten Bürde ent-

ledigt. Als der Prior zurückkam, öfnete er ſeine Zelle, um irgend ein Tuch zu holen, aber das Blut ſtockte ihm in den Adern, als er den Prieſter daſelbſt fand, und ſeine Herzhaftigkeit beſtand keine glänzende Probe, indem er vor Schrecken der Länge nach zu Boden ſtürzte. Doch machte er ſich bald ſelbſt Vorwürfe und ſprach nach einer Weile zu ſich ſelbſt: Ich bin doch ein rechter Feigling, daß ich in Ohnmacht falle über einen Menſchen, der ſich nicht rührt.

Er machte die Thüre noch einmal auf, erkannte jetzt am Geſicht den gottloſen Prieſter und ſprach zu ihm alſo: Wie? Pflichtvergeſſener Prieſter! Ich wüßte euch lieber in Vinceſtre oder im Grunde des rothen Meeres, als hier, wohin der Teufel euch geführt hat; dem Pförtner ſoll es übel ergehen, der euch hat hier eintreten laſſen! Wie, könnt ihr eure Lippen nicht öfnen? Wenn ihr mir von hier loskommt, ſo will ich euch eine tüchtige Büßung mit auf den Weg geben. Ihr ſollt mir Rechenſchaft ablegen! Ihr kommt hierher, um unſere Wohnung auszukundſchaften. Wo nicht, ſo gebt einen andern Grund an! Findet ihr keinen andern Schlupfwinkel, als meine Zelle? Wer ſich ſo verſteckt, von dem darf man nichts Gutes ahnen. Ich weis keinen Grund anders mir zu denken, warum ihr hergekommen ſeid, aber ich behalte euch nun hier, bis ihr mir Rede ſtehet. Oder ſeid ihr etwa mondſüchtig und wandelt im Schlafe? Stellt euch nicht, als wäret ihr zu blöde, um zu antworten; ich bin wohl ſchon dabei geweſen, wo ihr eurer Zunge weidlich den Lauf ließet. Warum könnt ihr mir denn jetzt nicht antworten?

Mit dieſen Worten packte er ihn beim Arm und rief: Nun iſt meine Geduld zu Ende!

Aber er fühlte, daß die Hand ſtarr und kalt war, und wie er keinen Athem mehr in ihm bemerkte, ſprach er: Bei Gott, nun wird aus Übel Ärger. Die Bläſſe ſeines Geſichts verräth mir, daß dieſer Teufel todt iſt. Nun wird man am Ende gar ſagen, ich habe ihn umgebracht. Gott, hätte ich ihn nur wieder weg von hier! Hier behalten kann ich ihn einmal nicht und koſte es mich was es wolle. Denn bliebe er hier, ſo wäre Schmach und Schande mein Theil; man würde mich wie einen Todtſchläger behandeln, und doch weis ich gar nicht, wer ihm ſo mitgeſpielt hat. Aber mein Verſtand ſteht mir ganz ſtill und ich weis gar nicht, wie ich mich des Menſchen entledigen ſoll. Laßt doch ſehen, ob ich denn gar keine Liſt erſinnen kann!

Da nahm er mit beiden Händen einen großen buchenen Schlegel, der an einem Nagel an der Wand hing. Mit demſelben ging er alsbald in ſeinem Ärger nach dem Zimmer, wo der Biſchof ſchlief; er ſchnarchte noch tüchtig, denn der Wein vom letzten Abend her machte ihm gar viel zu ſchaffen. Der Prior geduldete ſich deshalb und wartete, bis der Biſchof erwachte, und begann darauf folgende Rede: Der Herr, der allen Creaturen das Daſein gegeben, verleiht euch durch ſeine Barmherzigkeit und Gnade ein günſtiges Geſchick. Es iſt hier eine große Menge garſtiger Hunde, Herr Biſchof, die man des Nachts im Hofe umherlaufen läßt. Aber ich gebe euch hier dieſen gewaltigen Schlegel, mit dem ihr eu-

ren Unwillen auslaſſen und einige davon umbringen könnt. Ja viele kommen in die Betten zu den Leuten und das ſind doch ſchlimme Schlafgeſellen.

Ja wohl, antwortete der Biſchof; ſolche liebe ich nicht, denn ſie machen einem leicht eine Ungelegenheit.

Ganz richtig, Herr Biſchof, und darum bringe ich euch dieſen ſchweren Schlegel, damit ſie euch nicht im Schlafe ſtören oder ihr euch doch vertheidigen könnt.

Um nun ſein Spiel zu Ende zu führen, nahm der Prior den todten Prieſter auf den Rücken und brachte ihn geraden Weges an das Bett des Biſchofs, der ſchon wieder eingeſchlafen war. Hier legte er nun quer über das Bett den Leichnam ziemlich unſanft nieder, der auch zweimal ſo ſchwer hinfiel, als wäre er am Leben geweſen. Der Prior ſtellte ſich nun gleich in eine Ecke, um zu belauſchen, was der Biſchof anfangen werde, wenn er erwache. Dies dauerte nicht lange. Er fuhr auf und ſchrie: Heiliger Gott, was liegt doch ſo ſchwer auf mir? Wahrhaftig, der Prior hatte Recht; ich muß nur zu dem Schlegel greifen, denn der Schurke rührt weder Hand noch Fuß. Fort! Hebe dich hinweg von hier! Der lebendige Satan ſoll dich holen. Es ſoll dir ſchlimm ergehen, wenn du nicht entweichſt, denn du biſt doch ein allzu läſtiger Gaſt. Wenn ich den Tag erlebe, ſo haſt du mich zum längſten geplagt! Aber wahrhaftig es iſt ein Unſinn, dir ſo lange Gnade zu geben, da du einen ehrlichen Mann nicht ſchlafen laſſen willſt.

Indem er ſo ſprach, ſtieß er mehrfach mit den Füßen

um ſich und war verwundert, daß der Hund ſich weder bewegte, noch einen Laut von ſich gab. Er ſtand daher auf, nahm den Schlegel, der ihm geſchickt zur Hand lag, und hieb mit demſelben auf den unholden Gaſt ein, der aber zu ſeinem Erſtaunen auch jetzt nichts von ſich vernehmen ließ. Er trat deshalb näher hinzu, betaſtete das vermeintliche Thier und rief: Ach Gott, was mag das ſein? Das Ding iſt nicht glatt und behaart wie ein Hund, es ſieht eher aus wie ein Mann oder ein Weib. Wie ſchlimm, daß ich kein Licht habe! Wer hat es mir doch ausgelöſcht!

Er rief laut, weckte ſeine Leute und befahl ihnen, ſogleich das Licht anzuzünden. Der Prior, der ihn gerne der That eingeſtändig haben wollte, ging mit ſchnellen Schritten nach ſeinem Gemach und holte Licht, und tröſtete den armen Biſchof über das Vorgefallene ſo gut er konnte. Indeſſen verſammelte ſich der Abt und das ganze Kloſter um den Biſchof und waren alle ganz beſtürzt über das, was ſie mit Augen ſahen. Man unterſuchte den Leichnam und die einen ſagten, ſie haben ihn niemals geſehen, die andern jedoch behaupteten, er gleiche in Geſtalt und im Geſichte dem, der er wirklich war. Dann ſagte einer: Er iſt ja todt, ſeine Augen ſind ganz erloſchen!

Meiner Treu, rief jetzt der Prior, das wäre eine ſchlimme Geſchichte und das muß man gewiß wiſſen, unterſuchte ihn ſofort näher und fand, daß Puls und Athem ſtille ſtand.

Die Mönche waren darüber ſehr beſtürzt und hätten gern den Biſchof mit Vorwürfen überhäuft, wenn ſie ihm gegen-

über es zu thun gewagt hätten. Aber es war ja ihr Herr und Oberhirte, der ihnen es ſonſt hätte gedenken und ihr Kloſter zu Grunde richten können; weshalb man es denn für das beſte hielt, die Sache geheim zu halten. Am Morgen hielt der Biſchof ſelbſt die Meſſe und der arme Prieſter ward feierlichſt zur Erde beſtattet. Auf dieſe Art waren alle von ihrer Noth befreit, das Weib von ihrer Liebe geheilt, der Bauer hatte einen guten Schinken auf den Winter gewonnen, und der arme Pfaffe, nun dem möge Gott ſeine Sünden vergeben!

Parthenoper von Blois.

Als Troja von dem treuloſen Anchiſes den Griechen überliefert, in einen Schutthaufen verwandelt und alle ſeine Einwohner erwürgt waren, entrannen von der hochberühmten und zahlreichen Familie des Priamus nur zwei Sprößlinge der Schärfe des Schwertes: Marcomeris, der noch in der Wiege lag und ſein älterer, aber unglücklicherer Bruder Helenus, der den Tod, dem er im Vaterlande entgangen war, auswärts fand. Marcomeris wurde durch eine Art Mitleid gerettet. Der Verräther Anchiſes brachte ihn auf ein Schiff, das er zu ſeiner Flucht zurüſtete und bereits mit ſeinen Reichthümern beladen hatte. Er landete in Italien und erzog ihn mit ſeinem eigenen Sohn. Lange glaubte man, Marcomeris ſei ebenfalls ſein Kind; aber, als er ein gewiſſes Alter erreicht hatte und man an ihm die Eigenſchaften der zwei berühmteſten unter ſeinen Brüdern, die Stärke Hektors und die Schönheit des Paris bemerkte, dann zweifelte man an ſeiner Abſtammung. Man konnte nicht glauben, daß ein ſolcher Held dem Feigling, der ſein Vaterland und ſeinen König verkauft hatte, das Leben verdanken ſollte. Er ſelbſt konnte die

Schmach ſeines vermeintlichen Vaters nicht lange ertragen, er verließ ihn auf immer, ſtieg über die Alpen und ging nach Frankreich. Dieſes Land hieß damals Gallien, war von Steppen und Wäldern bedeckt und faſt ganz den wilden Thieren überlaſſen, kaum daß man hie und da einige zerſtreute Familien erblickte. Kein König, kein Herzog oder Graf, um ſie zu beherſchen, kein Wegaufſeher oder Friedensrichter, um ſie zur Gerechtigkeit zu zwingen; jeder war in ſeinem eigenen Hauſe König und Herzog. So lebten die Gallier, als der Sohn des Priamus unternahm, ſie zu einer Geſellſchaft zu vereinigen. In dieſer Abſicht verſammelte er die Angeſehenſten unter ihnen, hielt eine Rede an ſie, ſetzte ihnen auseinander, daß man ſich das Leben noch weit beſſer machen könne, lehrte ſie, Flecken, Schlöſſer und ſtarke Städte zu bauen; mit einem Wort — er machte ſie zu einem Volke. Dieſes Volk war gegen ihn erkenntlich; zur Vergeltung der Wohlthat, die es von ſeinem Geſetzgeber erhalten, unterwarf es ſich ihm, erwählte ihn zu ſeinem Herrn und Meiſter und gab ihm dort das Recht, über ſie zu richten und zu herſchen. Er behielt dieſe Macht, ſo lange er lebte. Nach ſeinem Tode erbte ſie ſein Sohn und dann in regelrechter Reihenfolge ſeine andern Abkömmlinge bis auf Pharamund, den erſten von allen, deſſen Name auf uns gekommen iſt; endlich Clovis. Dieſer letzte jagte eines Tags mit ſeinem Neffen Parthenoper im Ardennenwalde. Ein Sohn des Grafen von Angers und von Blois ſtand dieſer noch im Frühling ſeiner Tage, verſprach aber, einſtens der tapferſte Ritter von der Erde

zu werden, wie er bereits der ſchönſte Mann war; blonde Haare, helle lachende Augen, einen einladenden Mund, roſenfarbige Wangen, kurz er beſaß alles, was die Natur ihren Lieblingen giebt. Die Augen konnten nicht müde werden ihn anzublicken und man empfand ein immer neues Vergnügen, wenn man ihn ſah. So viele Schönheit war ihm nicht unnütz. Er beſaß übrigens außer ſeiner Schönheit noch weit ſchätzenswerthere Eigenſchaften. Freundlich gegen jedermann, offen und freigebig wurde er von allen geliebt, und ſelbſt der König ſchäzte ihn mehr als ſeinen eigenen Sohn. Die Jäger waren einem Eber auf der Fährte, den ſie den ganzen Tag umſonſt verfolgt hatten. Endlich gegen Abend holte ihn Parthenopex ein, ſtieß ihm ſeinen Spies in den Leib und ſtreckte ihn todt zur Erde; ſodann ſtieß er in ſein Horn, um Jäger und Hunde herbei zu locken. Bald waren alle um ihn verſammelt. Schon pries Clovis den Muth ſeines Neffen, ſchon verlangten die Hunde, um das Thier gedrängt, mit lautem Geſchrei ihr Jägerrecht, als auf einmal ein zweiter Eber erſchien und entfloh. Bei dieſem Anblick vergaßen ſie ihre Beute und eilten davon. Umſonſt wollte man ſie zurückrufen; eine neue Begierde, der ſie nicht widerſtehen konnten, riß ſie fort; Parthenopex ſelbſt konnte ſich dieſer unſichtbaren und geheimen Macht nicht erwehren, er ſchwang ſich wieder auf ſein Roß und vertiefte ſich aufs Neue mit ihm in den Wald. Bereits fing die Dunkelheit an, düſter zu werden, und bald geſtattete ſie ihm nicht mehr, weiter vorzudringen. In dem Augenblicke, da er verſchwunden war,

hatten ſich auf Clovis Befehl alle Jäger zerſtreut, um ihm nachzueilen. Auf allen Seiten widerhallte der Wald von ihren Jagdhörnern; aber dieſelbe Macht, die ihn nicht finden ließ, hinderte ihn auch, ſie zu hören. In der Unmöglichkeit, weiter zu gehen, ſtieg er ab und ſetzte ſich unter eine Eiche. Der Jüngling hatte noch nie ein ähnliches Abenteur beſtanden. Er wußte noch nicht, was dulden und entbehren heißt, und auf einmal ſollte er ſich in dem Fall befinden, eine ganze Nacht mitten unter den wilden Thieren, übermannt von Mattigkeit und halb todt vor Hunger zuzubringen. Dieſer traurige Gedanke entlockte ihm Thränen; gleichwohl wafnete er ſich mit Muth und wartete geduldig, bis die Sonne wieder aufſtieg. Sobald der Tag graute, ſchwang er ſich auf ſein Roß, empfahl ſich dem Schutze Gottes und ſuchte einen Weg, der ihn aus dem Walde führen ſollte; umſonſt, eine unſichtbare Hand führte ihn immer mehr irre. Endlich, nachdem er den ganzen Tag ohne einen Schimmer von Hofnung weiter gezogen war, langte er Abends auf einem kleinen Hügel an, deſſen Fuß von den Wogen des Meeres beſpült wurde. Bei dieſem Anblick ging ihm das Herz auf vor Freude und mit um ſo mehr Recht, als er am Ufer ein wunderſchönes Schiff gewahrte, von welchem eine Brücke an das Land geworfen war. Parthenopex beſtieg es in der feſten Zuverſicht, wenn er ſich den Matroſen nennen würde, könnte er ſie leicht bewegen, ihn an den Hof des Königs ſeines Oheims zurückzuführen. Wenigſtens dachte er zu erfahren, in welche Gegenden er ſich verirrt habe. Aber wie groß war ſein Er-

ſtaunen, als er keine lebendige Seele auf dem Schiffe antraf und ſich auf einmal in der offenen See ſah, indem ein gewaltiger Wind alle Segel anſchwellte. Kein Land, kein Wald mehr: ſo weit ſein Blick dringen konnte, gewahrte er nichts als Himmel und Waſſer. Ach! jetzt erſt glaubte er ſich wahrhaft unglücklich, und er wünſchte ſich tauſendmal, noch im Walde und unter ſeiner Eiche zu ſein.

Die Gefahren auf dem Lande, ſprach er bei ſich ſelbſt, laſſen immer noch einen Ausweg, wenigſtens eine Hofnung übrig, aber bei denen des Meers kann man nichts erwarten als den Tod.

Gleichwohl empfand Parthenoper unter all dieſen betrübenden Gedanken gegen ſeinen Willen eine Art Begeiſterung. An welchem Orte des Schiffes ſeine Augen ruhen mochten, ſo wurden ſie geblendet. Segel und Tauwerke, alles war von Seide. Die Theile des innern Zierraths entſprachen alleſamt dieſer Pracht; er glaubte ſich in eine wundervolle Feenwelt verſetzt. Das Innere des Schiffes war von einem übernatürlichen ſtrahlenden Glanze beleuchtet, der ſich fernhin über die Oberfläche des Waſſers ergoß und dem Auge ein zauberiſches Schauſpiel vorführte, das durch die Dunkelheit der Nacht noch entzückender gemacht wurde. In dieſem Zuſtand durchſchnitt das Schiff die Wellen, wie wenn es von dem geſchickteſten Steuermann geleitet wäre. Endlich hielt es von ſelbſt am Fuße eines Schloſſes an, deſſen wunderbar hohe Mauern von rothem und weißem Marmor und in Geſtalt eines Schachbretts zierlich in Felder eingetheilt waren. Der Hafen war

groß und tief, er hätte wohl tauſend Schiffe faſſen können. Rechts und links dehnte ſich ein großer Sandplatz aus, ohne Haus noch Hütte. So ſehr Parthenoper Urſache hatte über ſein Abenteur unruhig zu werden, ſo ſprachen ihm doch dieſe Wunder alle einigen Muth ein. Er ſtieg aus, führte ſein Pferd am Zaume und ging ſo auf das Schloß zu. Dieſer Ort der Wonne führte den Namen Chefdoire. Er hatte eine ganze Meile im Umfang und enthielt in ſeinen Mauern Wälder, Mühlen, Fiſchteiche, Gärten, Baumſtücke und noch mehrere andere kleinere Schlöſſer, die Wohnungen der Grafen und Barone, die von dieſem Hauptſitze aus belehnt wurden. Der Eingang beſtand aus einem Thurm, ſo weiß wie Elfenbein, hundert vierzig Klafter hoch, gegen zweihundert breit und durch tiefe Gräben vor jedem Angriff und Überrumpelung geſichert. Eine gepflaſterte Straße führte vom Thurm nach dem Pallaſt. Das Dach war von gemahlten Ziegeln und von Blei; die Mauern beſtanden aus grünem, blauem und ſchwarzem Marmor, und unter dem Schirmdach des Thores zeigte ſich eine Moſaik in Gold, die Sonne, den Mond, die Elemente und verſchiedene Heldenthaten aus den alten Geſchichten vorſtellend. Je mehr Parthenoper dieſe Wunder ſich anhäufen ſah, um ſo größer wurde ſeine Unruhe. Er betrachtete dies alles als ein Blendwerk eines Zauberers, der ihn durch die Lockung eines augenblicklichen Wonnerauſches in eine Falle führen wollte, worin er untergehen müßte. Nichts deſto weniger trat er in den Pallaſt, als ſich ſeine beiden Flügel auf einmal vor ihm öfneten; er durchzog verſchiedene Gemächer,

bis er in eines kam, worin ein prachtvolles Mahl zubereitet daſtand. Meſſer, Salzbüchſen, Löffel, Schaalen, Becher und goldene und ſilberne Gefäße waren auf dem Tiſche zu ſehen, aber nichts ſonſt, was ein Feſtmahl ankündigte: kein muſikaliſches Inſtrument, kein Sitz, kein Gaſt, nicht einmal ein Diener, um aufzutragen. Im übrigen waren die Gerichte ſehr einladend. Sie reizten den Geruch und die Augen des Jünglings ſo ſehr, und überdieß war ſein Hunger ſo groß, daß er beſchloß, davon zu koſten. In dieſer Abſicht ſuchte er etwas, um die Hände zu waſchen. Kaum hatte er dies gewünſcht, ſo ſtellte ſich ein goldenes Becken vor ihn; eine unſichtbare Hand ſchenkte ihm Waſſer ein, eine andere bot ihm ein Handtuch; er ließ ſich bedienen und ſetzte ſich ſodann an den Ehrenplatz: denn trotz der Gefahr, in der er ſchwebte, hatte er nicht vergeſſen, daß er aus königlichem Blute ſtammte, und wenn ſein Tod beſchloſſen war, ſo wollte er wenigſtens mit der ihm gebührenden Ehre ſterben. Sobald er ſich geſetzt hatte, ſtellte ſich eine Schüſſel vor ihn, ſodann eine zweite, dann eine dritte und ſo eine unzählige Menge hinter einander; dreihundert Ritter hätten ſich daran ſatt eſſen können. Eben ſo war es mit den Weinen; das Beſte, was die Erde in dieſer Art erzeugt, wurde ihm in goldenem Gefäße vorgeſetzt. Der, welchen er wählte, wurde ihm in eine goldene Schaale von Saphir gegoſſen, deren Deckel aus einem funkelnden Rubin beſtand. Nach dem Mahle goßen die unſichtbaren Geiſter, die den Auftrag hatten, ihn zu bedienen, abermals wohlriechende Waſſer ein, damit er die Hände waſchen konnte;

endlich brachten ſie ihm Met und Lautertrank. Zuletzt, als er genug getrunken hatte, gingen ſechs brennende Fackeln vor ihm her und führten ihn in ein prächtiges Gemach, deſſen Fußboden von Porphyr war; dort fand er ein Bett, das des Gemaches würdig war: die Decke beſtand aus koſtbarem Pelzwerk von Alexandrien, weißer als Schnee, und war mit einer ſchönen Stickerei eingefaßt. Die Fußdecke war ein Gewirk von Phönixfedern. Neben dem Bett ſah Parthenopex einen Lehnſtuhl, deſſen Füße von Gold waren. Er ſetzte ſich, um ſich zu entkleiden, und wollte vor allem ſeine Sporen losmachen; ehe er aber ſeine Hand ſenkte, waren ſie ihm bereits abgenommen, desgleichen ſeine übrigen Kleidungsſtücke. Endlich legte man ihn zu Bett, aber kaum befand er ſich darin, ſo löſchten ſich die Lichter auf einmal alle aus und auf die ſtrahlende Helle folgte plötzlich ſchreckliche Finſterniß. Jetzt glaubte der Jüngling wirklich Urſache zur Angſt zu haben, denn er zweifelte nicht, daß die hölliſchen Geiſter, die bis auf dieſen Augenblick nur ihr Spiel mit ihm getrieben hätten, endlich kommen und ihre Bosheit grauſam an ihm üben würden. Seine Furcht ſchien um ſo beſſer begründet, als er einige Augenblicke nachher ſehr deutlich Tritte im Zimmer hörte; wirklich lüpfte jemand die Decke und rückte an ſeine Seite. Es war die Feenkönigin und Beherſcherin dieſes Zauberortes; das Bett, worin Parthenopex lag, war das ihrige, und ſie wollte ſich eben darein legen, als ſich aber die Jungfrau ausſtreckte und ſpürte, daß bereits ein anderer da lag, ſo zitterte ſie und fragte in ängſtlichem Tone, wer der Verwegene ſei,

der ohne ihre Erlaubnis ſich erkühnt habe, ihr Reich zu betreten. Parthenopex erkannte am Klange der Stimme leicht, daß es eine weibliche war, auch ſchien ihm dieſe ſchüchterne Stimme ſo rührend und ſanft, daß er den Mund, aus dem ſie kam, hätte küſſen mögen, wenn er nicht gefürchtet hätte, zu misfallen. Er erzählte ihr mit wenigen Worten, durch welche ſeltſame Reihe von Abenteuern er ſich in ihrem Bette befinde, und beſchwor ſie, Mitleid mit ſeiner Lage zu haben, zumal in einem Augenblick und an einem Orte, wo er keine Zufluchtſtätte finden würde, wenn ſie ihn verſtieße.

Sie rieth ihm zuerſt, ſich gutwillig zu entfernen und ſich nicht unausbleiblicher Schmach auszuſetzen, wenn er ſie nöthigte, Gewalt zu brauchen; hierauf, als der junge Graf auf's Neue bat, drohte ſie ihm, die Ritter zu rufen, die unter ihrem Befehle ſtehen. Auf dieſe Worte erwiderte er mit einem herzergreifenden Tone: Herrin, wenn ich darauf beſtand, bei euch zu bleiben, ſo wollte ich keineswegs die Ehrfurcht verletzen, die ich euch ſchulde; ich ſchmeichelte mir nur, daß das Loos eines Unglücklichen, der ſeit zwei Tagen nicht gegeſſen noch geſchlafen hat, euch vielleicht rühren könnte: da aber euer Herz ſich meinen Bitten verſchließt und ihr meinen Tod wollt, ſo bedürft ihr dazu keiner Ritter. Gebt ihn mir ſelbſt, ich überliefere mich eurem Zorn und verzeihe euch.

So ſprechend brach der ſchöne Jüngling in Thränen aus und Schluchzen erſtickte ſeine Stimme. Dieſes Schluchzen drang der Jungfrau an's Herz; ſie bereute es, einen ſo ehrerbietigen und liebenswürdigen jungen Mann ſo grauſam be-

trübt zu haben; wenig fehlte, ſo hätte ſie ihn um Verzeihung gebeten; ihre Seele war ſo ergriffen, daß ſie mit ihm weinte. So iſt das Herz der Frauen! Unter dem ganzen Himmel giebt es nichts Beſſeres zu lieben als dieſe, wenn Gott ihnen den Willen dazu eingeflößt hat. Die gerührte Jungfrau gab Parthenoper keine Antwort mehr und erlaubte ihm ſomit, bei ihr zu bleiben; nur kehrte ſie ihm den Rücken zu, um ihn nicht zum Misbrauch ihrer Güte zu verleiten, und legte ſich ſo weit als möglich auf den Rand des Bettes. Er ſeinerſeits blieb, um ſie nicht noch mehr zu reizen, regungslos auf dem andern Rande, wohin er ſich gleich Anfangs zurückgezogen hatte; aber einige Zeit nachher, als er ſie ſchlafend glaubte, rückte er ihr ſachte näher und wagte es ſogar, die Hand auf ihren ſüßen Leib zu legen. Sie begnügte ſich, ſie zurückzuſtoßen, indem ſie mit ſanftem Tone hinzuſetzte (ſo ſehr fürchtete ihr gerührtes Herz, ihn aufs Neue zu betrüben), es ſei nicht artig von ihm, daß er ſie durch ſein Benehmen vertreiben wolle, nachdem ſie ihm erlaubt habe, zu bleiben.

Schüchtern, wie man in ſeinem Alter iſt, erröthete er über den Vorwurf, aber aus Beſorgnis, das Fräulein möchte ihm entfliehen, ſchlang er die Arme um ſie und zog ſie zu ſich.

Laßt mich doch, laßt mich, ſagte ſie, und ſuchte aus dem Bett zu ſteigen. Vergeblich waren ihre ſchwachen Bemühungen, er drückte ſie an ſein Herz, indem er ſie mit ſeinen Beinen und Armen umſchlang. Man kann ſich ſeine Freude denken, als er unter ſeiner Hand einen Leib fühlte, ſanfter als Hermelin, und Reize, dergleichen der Himmel nie geſchaffen hat.

Bald verlor die junge Fee die Kraft, ſich zu vertheidigen, oder wenn ſie ſich beklagte, ſo that ſie es ſo leiſe, daß er ſie nicht hören konnte, denn ihr Herz klopfte dermaßen, daß ſie kaum ein Wort hervorbringen konnte. Beide waren unter dem Zauber einer erſten Liebe, der ſchöne Jüngling wurde kühner: er gab Blumen und nahm Blumen.

Nun, ſeid ihr jetzt befriedigt? rief ſie ſeufzend; ſeht, zu welchem Grade von Schwachheit ihr mich verleitet habt, mich, die ich euch das Leben hätte nehmen ſollen, wenn ich meine Pflicht erfüllt hätte! Es iſt um mich geſchehen; jetzt, da eure Wünſche erfüllt ſind, werdet ihr mich verlaſſen!

Nein, edles Fräulein, antwortete er, nein; ich ſchwöre es bei meiner Ehre, ſo lange ich lebe, werde ich Liebe und Dankbarkeit für euch empfinden.

Ach! erwiderte ſie, ſo ſprechen alle Männer und alle Männer ſind Betrüger! Doch will ich mir ſchmeicheln, daß dieſes Unglück mir nicht begegne und du mich meine allzu große Liebe nicht bereuen laſſen wirſt. Übrigens, mein ſüßer Freund, darfſt du keinen Grund zur Verachtung darin finden, wenn ich mich dir allzu leicht zu ergeben ſchien. Höre meine Gründe und wiſſe, daß meine Abſicht war, dich mein ganzes Leben lang zu lieben und mein ganzes Leben lang dir anzugehören. Mein Name iſt Melior, meine Macht magſt du ermeſſen, wenn ich dir ſage, daß ich Ritter ſonder Zahl, Herzoge, Grafen, ja ſelbſt Könige und hohe Herſcher unter meinen Lehenträgern habe. Da ich in ihren Augen noch zu jung bin, um ſie zu beherſchen, ſo wollten ſie mir einen Gatten

geben und haben ſich in dieſer Abſicht verſammelt; da man mir aber einige Reize beilegt, ſo wollten ſie wenigſtens, daß dieſer Gatte meiner würdig ſei und die höchſte Tapferkeit mit der größten Schönheit vereinigen ſollte: denn bei den großen Staaten, deren Beherſcherin ich bin, ziemt es mir nicht, meine Gunſtbezeugungen an einen Liebhaber zu verkaufen, der mir weiter nichts als ein neues Reich beibringen kann. Nach dieſen Planen haben ſie alſo beſchloſſen, in alle Königreiche der Welt, beſonders aber nach Frankreich zu ſchicken, um den Jüngling auszuforſchen, der durch Vereinigung der gedoppelten Eigenſchaft, die ſie forderten, meine Hand am meiſten zu verdienen ſcheine. Nach einem Jahre kamen die Abgeordneten zurück und brachten jeder ein Verzeichnis der ſchönen und tapfern Männer, die ſie in den verſchiedenen Ländern, welche ſie durchzogen, gefunden hatten. Am vergnügteſten über ihre Entdeckung aber waren die, welche von euch ſprachen; ſie nannten euren Namen nur mit Begeiſterung und waren unerſchöpflich in Lobpreiſung eurer Reize, eurer Sinnesart und eurer Tapferkeit. Kurz ihr Bericht reizte meine Neugierde dermaßen, daß ich in Liebe entbrannte und euch kennen lernen wollte. Ich ſchiffte mich nach Frankreich ein und verweilte daſelbſt vierzehn Tage. Dort alſo, mein ſchöner Freund, ſah ich euch zum erſtenmal. Ich war Zeugin der Zärtlichkeit, welche der König und der ganze Hof gegen euch hegte; bald aber ſchlug ein Herz, das euch mehr liebte, als ſie alle mit einander, und ich faßte den Entſchluß, euch auf immer an mich zu feſſeln; ich gab durch Feenzauber dem

König Clovis den Gedanken zu der Jagd ein, auf der ihr verirrt ſeid, ich habe den Eber aufgeregt, den ihr ſo vergeblich verfolgt habt, und das Zauberſchiff an die Küſte geſchickt, auf dem ihr hierher gekommen ſeid. Das Übrige wißt ihr und ich erröthe darob; vernehmt aber, daß meine Abſicht nicht war, euch die Rechte eines Gemahls abzutreten, bevor ich euch den Namen gegeben hätte. Ich hatte mir vorgenommen, euch den erſten Thurm meines Pallaſtes als Wohnung anzuweiſen, bis ich euch zu meinem Herrn und Gebieter erwählen und euch die Reichthümer und Staaten, die ich beſitze, anbieten könnte; ja ich hatte in dieſer Abſicht bereits einige der Geiſter, denen ich gebiete, ernannt, um euch zu bedienen; aber man hat euch, ich weiß nicht wie, bis in das Zimmer bringen laſſen, das ich bewohne. Als ich in mein Bett ſtieg, war ich ſehr überraſcht, euch da zu finden: vergeblich wollte ich euch durch ſtrengen Ton entfernen; eben dieſer Ton hat mich zu Grunde gerichtet, er hat eure Thränen fließen gemacht, und eure Thränen haben mir die Beſinnung geraubt. Ach, wer vermöchte den Thränen deſſen zu widerſtehen, den er liebt!

Parthenopex antwortete auf dieſe zärtliche Anrede nur durch neue Verſicherungen ſeiner Ergebenheit und Dankbarkeit. Je ſchneller und unerwarteter, ſagte er, die Beweiſe von Liebe gekommen ſeien, die er erhalten habe, um ſo mehr müſſen ſie ſeine Anhänglichkeit feſſeln. Er ſchwor, für ſeine Geliebte die ganze Erde zu vergeſſen, da er nunmehr ihres Herzens gewiß ſei. Nur eines, ſagte er, fehle noch zu ſei-

nem Glück; nachdem er die göttlichen Reize der ſchönen Melior genoſſen, bat er um Erlaubnis, ſie auch bei Licht bewundern zu dürfen.

Mein lieber und ſüßer Freund, antwortete die Fee, ich ſchätze mich glücklich, wenn das, was ich euch geſtattete, zu eurem Vergnügen beigetragen hat, und ich werde es jede Nacht, ſo oft ihr verlangt, für meine Pflicht halten, hierher zu kommen, um euch dieſelbe Gunſt zu bezeigen. Was aber eure Bitte betrifft, ſo beſchwöre ich euch, davon abzuſtehen, ich darf mich nicht vor drittAhalb Jahren vor euch ſehen laſſen. Dieß iſt die Friſt, die ich meinen Baronen zur Wahl meines Gatten feſtgeſtellt habe, weil ihr erſt bis dahin Ritter werden könnt, und weil ſie ſich weigern würden, einen Knappen als ihren Herrn anzuerkennen. Inzwiſchen lernet hier als Herr zu gebieten; dieſes Schloß, die Stadt, die dazu gehört, alles, lieber Freund, ja Melior ſelbſt, wird euch unterthänig ſein. Wenn ihr den Fiſchfang oder die Jagd liebet, meine Wälder und Flüſſe ſtehen euch zu Gebot. Kurz, ihr mögt euch zu euerm Vergnügen erſinnen, was ihr wollt, im ſelben Augenblicke, in dem ihr es wünſchet, wird es vor euch ſtehen. Ihr müßt euch aber entſchließen, einzig und allein nur mit eurer Geliebten zu ſprechen. Von Stund an iſt es euch verboten, irgend andere Perſonen außer ihr zu ſehen. Ich will durchaus nicht, daß man euch kennt. Wenn ich noch nicht kraft des Geſetzes eure Gattin ſein kann, ſo will ich es wenigſtens kraft der Liebe ſein: wir wollen uns lieben. Was fragen wir dann nach der ganzen Welt? O mein geliebter

Parthenopex, welcher Ruhm, welche Wonne für mich, wenn der ſo erſehnte Augenblick endlich kommen wird! Wer von meinen Mannen wird es wagen, euch ſeinen Gehorſam zu verweigern, wenn ich ihnen verkünden werde, daß ihr der Gemahl ſeid, den mein Herz gewählt hat? Ja, gerade dieſe feſte Zuverſicht, daß ſie meine Wahl billigen werden, flößt mir ſo große Liebe zu euch ein; deswegen gebe ich ſo vertrauensvoll meine Macht, meine Ehre, ja die ganze Melior ſelbſt in eure Hände. Wenn ihr mich liebt, ſo wird es euch, das ſehe ich wohl ein, ſchwer werden, meinen Anblick ſo lange Zeit entbehren zu müſſen. Vielleicht werdet ihr troß meiner Bitten einen Verſuch machen, dieſen euren Wunſch zu erfüllen. O mein ſüßer Freund, banne dieſen unheilvollen Gedanken von dir, ich beſchwöre dich bei allem Heiligen, was es auf der Welt giebt. Es iſt mir nicht erlaubt, dir im Augenblick mehr darüber zu ſagen, aber deine entehrte Geliebte würde gezwungen, ihr ganzes Leben zu verweinen, und du wirſt gewiß nicht, um eine eitle Neugierde zu befriedigen, derjenigen, die alles für dich gethan hat, mit dem Tode lohnen wollen.

Welche Gründe ihr auch zu dieſem Verbote haben möget, ich achte ſie und unterwerfe mich, antwortete Parthenopex; da ich eurer Liebe gewiß bin, was fehlt noch mehr zu meinem Glück!

Nach einigen anderen ähnlichen Verſicherungen ſchlief er ein. Melior, die ſich auf dem Gipfel ihrer Wünſche ſah, benützte dieſe Zeit, um die Reize, mit denen er geſchmückt

war, mit Muße zu betrachten, und ihn mit Küſſen zu bedecken. Im Grunde ihres Herzens hätte ſie jedoch gewünſcht, daß er wachte, um ſich ſeiner Liebkoſungen noch einmal erfreuen zu dürfen; aber trotz der Liebe, von der ſie erglühte, hatte ſie doch Mitleid mit dem Zuſtand der Mattigkeit, worin er ſich ſeit zwei Tagen befand, und begnügte ſich, ihn die ganze Nacht hindurch auf die Augen, den Mund und alle Theile ſeines Körpers zu küſſen. Nur das Aufſteigen der Morgenröthe vermochte ſie, ſich von ihm zu trennen. Nun entfernte ſie ſich, um nicht von ihm geſehen zu werden, aber ſie entfernte ſich ſeufzend. Bald weckten die Strahlen des Tags Parthenoper. Als ſich ſeine Augen dem Tage erſchloſſen, waren ſie geblendet von den neuen Wundern, die er in ſeinem Zimmer erblickte; nie, ſelbſt in Clovis Pallaſte nicht, hatte er etwas geſehen, was dieſem nahe gekommen wäre. Aber er ſuchte ſeine Geliebte und ſah ſie nicht. Rechts und links lagen eine Menge prachtvoller Kleider, die ſie ſtatt der ſeinigen herbeigeſchafft hatte. Die unſichtbaren Geiſter, die ihn in der letzten Nacht bedient hatten, reichten ihm ſelbige. Desgleichen brachten ſie ihm, wie am Abend, ein goldenes Gefäß, um ſich zu waſchen; bei Tiſch bedienten ſie ihn mit derſelben Verſchwendung, und als er geſpeiſt hatte und einen Augenblick die friſche Luft genießen wollte, traf er am Thore ein prachtvolles geſatteltes Pferd, das für ihn bereit ſtand. Als er vom Spazierritt zurückkam, hatte er die Neugierde, den Thurm zu beſteigen, um die Schönheit des Landes, das er beherſchen ſollte, zu beſchauen; der Thurm war

viereckig und jede ſeiner Seiten bot einen verſchiedenen Anblick dar; gegen Mittag auf Weinberge, gegen Abend auf einen unermeßlichen Strich Ackerfeld, gegen Mitternacht auf eine zwanzig Meilen lange und acht Meilen breite Trift; ein hoher und alter Wald begrenzte auf dieſer Seite den Geſichtskreis, und durch eine dreiunddreißig Klafter breite Mündung ergoß ſich ein Strom, der, nachdem er in ſeinem Laufe tauſend Schlöſſer und Städte geſehen, über die Trift dahinzog, an die Füße des Thurmes ſchlug und ſich in den Hafen ſtürzte, um daſelbſt die Schiffe mit ſeinen Fluthen zu beſpühlen: gegen Morgen erblickte man nichts als ein großes weites Meer. Von daher kamen nach dem Schloſſe Chefdoire die reichen Stoffe und Rauchwerke Alexandriens, die Sperber, die Geier, die trefflichen Jagdpferde, die Wurfgeſchütze, die Seidenzeuge und die köſtlichen Gewürze, durch die wir von unſern Krankheiten geheilt werden, kurz alles, was die Erde Wohlthuendes und Angenehmes hervorbringt. Bei dieſem herlichen Anblick war Parthenoper wie bezaubert. Seine Augen konnten ſich nicht ſatt ſehen und er verließ den Thurm erſt, als die Nacht ihn überfallen hatte. Als er in den Pallaſt trat, fand er einen Thronhimmel für ihn bereit und vor dem Feuer einen prächtig geſchmückten Teppich mit einem Tragſeſſel, um darauf zu ſitzen, wenn er ſich wärmen wollte. Das Abendeſſen und Schlafengehen war ganz wie das erſtemal. Sobald er im Bette war, löſchten ſich die Lichter von ſelbſt aus und in demſelben Augenblick fand er ſeine Geliebte an der Seite. Wir ſchweigen davon, was zwiſchen ihnen vor-

ging. Als ihre Hitze ein wenig gekühlt war, fragte Melior den Jüngling, wie er ſich den Tag über vergnügt habe und er ergoß ſich in Lobpreiſung der Schönheit des Landes, das er vom Thurme herabgeſehen hatte.

Nur für euch, ſagte die Fee, habe ich es ſo ſchön gemacht, für euch habe ich dieſes Schloß erbaut und dieſe Weinberge, dieſe Wälder, dieſe Wieſen wachſen laſſen. Vom erſten Augenblicke an, da ich euch ſah und den Entſchluß faßte, euch zu gefallen und von euch geliebt zu werden, ſuchte ich auf allen meinen Beſitzungen einen Ort aus, welcher verdiente, eure Wohnung zu werden. Dieſer hier ſchien mir der würdigſte, ich habe ihn verſchönert und ihr werdet mich bereit finden, alle eure Wünſche zu befriedigen oder ihnen zuvorzukommen. Wenn meine Bemühungen mir gelingen, ſo iſt der einzige Lohn, den ich dafür fordere, daß ihr ohne Ungeduld den zu unſerem Glück feſtgeſetzten Tag erwartet, vor allem aber, daß ihr keine Liſt anwendet, um mich zu ſehen. Ich muß darauf noch beſtehen, verzeiht es mir, geliebter Freund, aber es handelt ſich um eure und meine Ehre.

Ein einziges Wort kann euren Beſorgniſſen darüber ein Ende machen, antwortete Parthenoper; wenn ich auch niederträchtig genug wäre, meine Freundin und Wohlthäterin zu betrüben, ſo glaubt wenigſtens, daß ich nicht ſo unſinnig bin, ohne Grund meinem Glücke zu entſagen.

Auf dieſe Worte ward Melior etwas ruhiger und fragte den Jüngling, zu welchen Vergnügungen er den nächſtfolgenden Tag beſtimmt habe.

Wenn ihr am Ufer hin jagen wollt, ſagte ſie, ſo werdet ihr im nächſten Zimmer Sperber, Habichte und Geierfalken finden. Wenn ihr den Wald oder die Ebene vorzieht, ſo werde ich auf euren Tiſch ein wunderbares Horn legen. Ihr ſtoßt darein, wenn ihr ausgeht, und alsbald werden Windhunde, Schweißhunde und Hunde aller Art vor euch erſcheinen, bereit, euren Befehlen zu gehorchen.

Sobald der Tag graute, nahm Parthenoper das Horn. Kaum hatte er darein geſtoßen, als er im Augenblick, wie Melior ihm vorausgeſagt hatte, mehrere Kuppeln Hunde, ſämmtlich mit goldenen Halsbändern, aber ganz ſchwarz, vor ſich erſcheinen ſah. Sie führten ihn von ſelbſt auf einen nahen Hügel. Hier fieng ein Schweißhund zu jagen an und trieb einen Eber von ungeheurer Größe auf. Parthenoper ließ die Hunde los und ſprach ihnen Muth zu; ſein Geſchrei und ihr Gebell ertönten weit hin in der Ebene. Vergebens ſuchte das Thier in den Wald zurückzukehren, ſie ſchnitten ihm den Weg ab: zwei von ihnen warfen es auf den Boden und hielten es auf dieſe Art feſt, bis der ſchöne Jäger kam, der es niederſtieß und ihnen ganz überließ. Als der Prinz wieder in den Pallaſt treten wollte, verließen ihn alle Hunde bis auf zwei, die bei ihm blieben und auf tauſenderlei Arten ihre Freude zu erkennen gaben. Melior hatte ſie dazu beſtimmt, ihm die Langeweile zu vertreiben, wenn er allein ſein würde. Sie leiſteten ihm von dieſem Augenblick an treulich Geſellſchaft und verließen ihn nicht mehr, ſo lange er in Chefdoire blieb. Kein Wunder, wenn er ſich ſehr glücklich

ſchätzte. Den Tag über beeiferte ſich alles, ihn zu ergötzen, und des Nachts kam eine vollendete Schönheit, um ihn Freuden zu bereiten. Oft erzählte ſie ihm in den Zwiſchenräumen zwiſchen ihren minniglichen Unterhaltungen und dem Schlafe anmuthige Geſchichten der alten Zeit, um ſein Herz zu erheben; in dieſem Punkte war Meliors Gedächtnis unerſchöpflich und auf der ganzen Welt hätte ſich niemand gefunden, der nicht von ihr hätte lernen können. Bald ſprach ſie mit ihm über ernſthafte Gegenſtände, bald ſchäckerte ſie und gab luſtige Geſchichten preiß; aber alles ſagte ſie mit einem ſo einſchmeichelnden und zärtlichen Tone, daß Parthenoper vor Entzücken ganz außer ſich war. Dieſe ſüße Stimme drang ihm ins Herz und nichts gefiel ihm beſſer an ihr, ſo großen Eindruck auch ihre Reize auf ihn machten. Auf dieſe Art verbrachte der glückliche Liebhaber ein ganzes Jahr in ungeſtörter Wonne, der keine Sorge etwas anhaben konnte. Dieſes anhaltende Glück hatte ihn ſein Vaterland, ſeine Freunde und Verwandte vergeſſen gemacht. Endlich aber ſchämte er ſich ſeiner langen Abweſenheit und eines Nachts, als Melior bei ihm war, bat er ſie um Erlaubnis, ſich auf einige Monate von ihr zu verabſchieden.

Geht, ſagte die Fee zu ihm, Frankreich bedarf in dieſem Augenblick eurer Tapferkeit; es geht dort alles drunter und drüber. Clovis iſt todt, euer Vater lebt nicht mehr und Blois, euer Erbe, iſt belagert. Erwerbt euch durch ruhmvolle Thaten die Achtung der Franzoſen; noch mehr aber laßt euch angelegen ſein, durch eure Tugenden ihre Liebe zu ge-

winnen. Seid aufrichtig, höflich, eurem Worte getreu und vor allem ſeid freigebig. Laßt keinen achtungswerthen Ritter im ganzen Heere ſein, der ſich nicht eurer Wohlthaten erfreute. Im Übrigen theilt immerhin Geſchenke aus; wie groß auch eure Freigebigkeit ſein mag, ich werde ſtets Sorge tragen, euch reichlich zu verſehen und mich belohnt genug glauben, wenn ihr nur die verſprochene Treue haltet, wenn ihr keine andere als mich liebt oder heirathet. Wenn eure Feinde zum Frieden gezwungen ſein werden, ſo eilt zu der, die euch liebt, zurück; aber ich beſchwöre euch, macht keinen Verſuch ſie zu ſehen, und glaubt, daß diejenigen, die euch dieſen Rath geben werden, nicht eure wahren Freunde ſind.

Dieſe weiſen Lehren werden in mein Herz eingegraben bleiben, antwortete Parthenoper; keine von ihnen ſoll vergeſſen werden, und ich will euch eben ſo treu gehorchen, als ich euch treu liebe.

So ſprechend umarmten ſich die beiden Liebenden, um einander Lebewohl zu ſagen und ihre zärtlichen Liebkoſungen ſchienen ihnen noch ſüßer als alle, die ſie ſich bis dahin gemacht hatten. Am andern Morgen traf der junge Graf im Hafen das Schiff, das ihn vor einem Jahre hierhergebracht hatte. Er beſtieg es mit dem Pferd und den zwei Hunden, die ihm die Fee geſchenkt hatte. Um ihm die Langeweile unterwegs zu erſparen, ſchläferte ſie ihn ein, und während dieſer Zeit entwickelten die unſichtbaren Matroſen, denen ſie ihn anvertraut hatte, großen Eifer und Thätigkeit, ſo daß ſie bald an der Mündung der Loire anlangten. Sie fuhren Fluß

aufwärts bis nach Mons und ſetzten dort den Jüngling ans Land, der auf einmal erwachte und ſehr überraſcht war, ſich auf dem Ufer zu befinden, ohne andere Geſellſchaft als ſeine zwei Hunde und ſein geſatteltes Pferd. Er ſah das Schiff von ſelbſt zurückkehren und dieſer Anblick erinnerte ihn an Melior, von der er lange Zeit getrennt ſein ſollte. Doch ſchmeichelte er ſich wenigſtens, Gott werde ihn bald in den Stand ſetzen, ſie wieder zu ſehen und eilig zu ihr zurückzufliegen. Indeß erkannte er in der Ferne die Thürme von Blois und ritt ſchnell auf die Stadt zu. In einiger Entfernung erblickte er zwölf ſtarke und ſehr beladene Saumpferde, die ſich ebenfalls dahin zu begeben ſchienen. Jedes von ihnen wurde von einem jungen in Seide gekleideten Knappen geführt und die Knappen hatten zum Herrn und Meiſter einen Ritter, deſſen hohe Geſtalt und mannhaftes Ausſehen einen im Schlachtgewühl furchtbaren Mann ankündigten, obſchon das Alter ſein Haar gebleicht hatte. Der Ritter redete den Grafen an und ſprach zu ihm: Empfangt, edler Herr, den Gruß derjenigen, die euch ihr Herz geſchenkt hat und habt die Güte, mit der Verſicherung ihrer unverbrüchlichen Treue, das Gold anzunehmen, womit ſie dieſe zwölf Pferde für euch beladen hat. Ihr könnt außerdem über alles verfügen, was ſie noch beſitzt, ſie bietet es euch an. Die einzige Gunſt, die ſie dagegen verlangt, iſt, daß ihr ſie nicht vergeſſen möget, und ich, Herr, als ihr Abgeſandter, wage es auch, euch darum dringend zu bitten.

Möge mich der Himmel mit all ſeinen Blitzen zerſchmet-

tern, wenn ich aufhören werde, ſie zu lieben, wie ſie verdient, antwortete Parthenoper.

Wenn ihr ſie noch mehr verpflichten wollt, fuhr der Greis fort, ſo brecht, ſo lange ihr noch Knappe ſeid, keine Lanze in einem Turnier: ſie will ſelbſt die Freude haben, euch das Schwert der Ritterſchaft umzugürten, aber bis zu dieſem Augenblick, den ſie mit ſolcher Ungeduld erwartet, verzichtet um Gottes willen darauf, ſie zu ſehen, und ſtürzt nicht ohne Grund die zärtlichſte aller Frauen in unausbleibliches Elend.

So ſprechend brach der Greis in Thränen aus, verſchwand aber im Augenblick ſamt den zwölf Knappen, und Parthenoper blieb allein, in die tiefſte Schwermuth verſunken. Da jedoch die Pferde von ſelbſt ihren Weg nach Blois nahmen, ſo war er genöthigt, ihnen zu folgen. Man denke ſich die Freude des Thorhüters, als er dieſe unerwartete Hilfe ankommen ſah; aber noch weit größer war ſein Vergnügen, als er ſeinen Herrn und Gebieter erkannte. Er empfing ihn mit Entzücken und eilte, der Gräfin die Ankunft ihres Sohnes zu verkünden. Seit er ſich auf der Jagd verirrt hatte und man ihn für todt hielt, hatte dieſe gute Mutter unaufhörlich geweint; auf die Nachricht von ſeiner Rückkehr flog ſie ihm wiederum weinend entgegen, aber ſie war ſo ergriffen, daß ſie nicht die Kraft hatte, mit ihm zu ſprechen, und ihn nur tauſendmal an ihr Herz drücken und umarmen konnte. Erſt als er ſie auf ihr Zimmer zurückgeführt hatte, erhielt ſie ihre Sprache wieder. Sie ſtellte mehrere Fragen an ihn wegen ſeiner Geſundheit, über die Orte, wo er gelebt, und

die Ereigniſſe, die ihm ſeit dem unglücklichen Tage in den Ardennen zugeſtoßen; ſodann erzählte ſie ihm, ohne ſeine Antwort abzuwarten, von ihrem eigenen Unglück, vom Tod des Grafen, ihres Gatten, von der Noth, in welche ſie durch mächtige Nachbarn verſetzt ſei, die ſich eines Theils ihrer Staaten bemächtigt hätten und Blois in dieſem Augenblick vermittelſt drei feſter Schlöſſer, die ſie in der Gegend erbaut, belagerten und aushungerten.

Ich komme euch zu befreien, antwortete Parthenoper; bringt indeſſen die Schätze in Sicherheit, womit dieſe zwölf Pferde beladen ſind, und bietet rings umher alle braven Ritter, die unſere Gegend ernährt, zu eurem Beiſtande auf.

Von den Waffenthaten des Helden wäre gar viel zu erzählen. Parthenoper verjagte mit Hilfe der Ritter, die er in ſeinen Sold nahm, die Feinde, die ſich ſeiner Staaten bemächtigt hatten. Hierauf zog er dem jungen König, ſeinem Vetter, dem Sohn und Nachfolger des Clovis, zu Hilfe. Ein Heer von hunderttauſend Normannen drohte Frankreich zu überziehen. Sie hatten ihr Lager in Giſors. Der König, der ſich hinter der Oiſe verſchanzt hatte, vermochte ihnen nur fünftauſend Mann entgegenzuſtellen, denn alle ſeine Lehensleute hatten ihn verlaſſen. Parthenoper mit den Truppen, die er ins Lager führte, und denen, welche ſein Name und ſeine Freigebigkeit an ſich lockte, trieb die Feinde zurück. Er ſelbſt beſiegte im Zweikampf ihren Anführer, der dem Könige huldigte und ſich dann zurückzog. Der König war nach der Unterwerfung ſeiner Feinde in den Pallaſt zurückgekehrt, und

Digitized by Google

aus Höflichkeit hatte ihn Parthenopex mit ſeiner Mutter begleitet; aber bald langweilte ſich der Held, weil er fern von ſeiner Geliebten war. Dieſer Gedanke verfolgte ihn überall und machte ihn traurig und nachdenklich. Oft ſah man ihn mit geſenktem Kopfe und ſtarren Augen in tiefe Träumerei verſunken; oft weigerte er ſich ſogar zu trinken und zu eſſen. Seine Mutter war darüber bekümmert, ſie nahm ihn bei Seite und ſprach alſo zu ihm: Lieber Sohn, du weißt, daß an allen Neigungen, die das Herz der Menſchen hier unten auf der Erde empfinden kann, keine einzige der Neigung einer Mutter gegen ihr Kind gleich kommt; ein Sohn mag hingehen, in welche Gegend der Welt er will, er wird wahrhaftig nirgends ein Herz finden, das an ſeinen Freuden und Leiden ſo innigen Antheil nimmt. Deshalb ſoll er ihr ſeine Leiden auch nicht verbergen, ſondern im Gegentheil freundſchaftlich anvertrauen, denn er weiß, daß ſie ihr ſicherlich ſo nahe gehen werden, als ihm ſelbſt. Seit einigen Tagen ſehe ich dich in Schwermuth verſunken, du gleichſt einem, der ſein ganzes Herz einer Freundin geſchenkt hat; wenn dies dein Leiden iſt, geliebter Sohn, wenn die Minne dich betrübt, ſo geſtehe es deiner Mutter; ſie beſchwört dich bei der Freundſchaft, die du ihr ſchuldig biſt: vielleicht kann ſie dich auch mit irgend einem nützlichen Rathe unterſtützen.

Liebe Mutter, antwortete der Graf, eure Zärtlichkeit gegen mich iſt mir ſo bekannt, daß ich es für Pflicht halte, ſie durch Bezeugung der meinigen zu erwidern. Ihr fragt mich, ob ich eine Freundin habe; nun ja, weil ihr es durch-

aus wiſſen wollt, ich habe freilich eine, und zwar eine eben ſo ſüße und liebenswürdige als mächtige und großmüthige Freundin. Aus ihrer Hand habe ich die Schätze empfangen, mit denen wir unſere Herſchaft wieder erworben und Frankreich befreit haben; ſie beſitzt mein ganzes Herz und meine ganze Seele; ſie iſt meine Freude, mein Leben, meine Beherſcherin und meine Gebieterin; ſo lange ich athme, werde ich nur ſie lieben.

Möge der Himmel ſie dir erhalten, mein Sohn! Dieſe Schätze beweiſen mir in der That, daß deine Liebe auf keinen würdigeren Gegenſtand hätte fallen können; aber ſage mir, iſt ſie auch eben ſo ſchön als reich?

Was ihre Schönheit betrifft, ſo kann ich euch leider nichts davon erzählen, weil ſie mir ſelbſt nicht bekannt iſt.

Wie? du haſt ſie nicht geſehen und weißt nicht, ob ſie ſchön iſt?

Nein, ich habe noch nicht das Glück gehabt, ſie zu ſehen; ſie iſt nur im Dunkel der Nacht zu mir gekommen und will ſich noch eine gewiſſe Zeit lang eben ſo vor mir verbergen: aber was auch Meliors Wille ſein mag, ich werde ihn ſtets verehren; ich will ihr in nichts misfallen und werde unterwürfig den Augenblick erwarten, wo es ihr belieben wird, ſich meinen Augen anders zu zeigen.

Du haſt Recht, lieber Sohn, und ich lobe dich darob; diene deiner Freundin, wie ſie es verlangt: da ſie reich, tugendhaft und achtungswürdig iſt, da ihre Liebe dich ehrt, ſo wende, um ſie zu erhalten, alle Mittel an, die du für taug-

lich erachteſt, und hüte dich wohl, jemals Handlungen zu begehen, wodurch du ſie verlieren könnteſt.

Die Gräfin fragte ihn hierauf, wann er zu ſeiner Geliebten zurückzukehren gedenke.

Morgen, antwortete er, nach dem Mittageſſen habe ich im Sinn, mich allein zu ihr zu begeben; ich werde niemanden, wer es auch ſein mag, mit mir nehmen, und bitte euch, meinen Beſchluß hierüber nicht zu bekämpfen.

Als die Gräfin von dieſer Abreiſe hörte, ward ſie beſtürzt; gleichwohl ſtellte ſie ſich, als billigte ſie den Plan und verließ ihren Sohn, indem ſie ihm recht viele Klugheit und Verſchwiegenheit wegen ſeines glücklichen Abenteuers empfahl und ihn zugleich von ihrer Seite des tiefſten Geheimniſſes verſicherte. Aber, ach! wie weit waren dieſe Worte von ihrem Herzen entfernt, als ſie ſo ſprach! Sie hielt ſich durch dieſe neue Entfernung für die unglücklichſte aller Mütter und ging ganz außer ſich zum Könige. Lange war es ihr unmöglich, ſich auszudrücken, ſo ſehr hatten Schmerz und Thränen ſie übermannt; endlich aber erzählte ſie alles, was ſie ſo eben gehört hatte.

Es bleibt mir nur ein einziges Mittel übrig, ſagte ſie, und ich bitte euch, Herr, wendet es an, wenn euch mein Leben nicht gleichgiltig iſt. Ihr habt eine ſchöne, tugendhafte und wohlerzogene Nichte; gebt ſie meinem Sohne zur Gemahlin! Dieſes neue Band wird ihn an uns feſſeln und ihn von dem Teufel abwendig machen, der ihn in Geſtalt einer Frau verführt hat. Seine Einwilligung zu dieſer Heirath zu

erlangen, nehme ich auf mich, kraft eines Zaubers, den ich zu bereiten verſtehe und den ich ihm in den Wein werfen werde, welchen wir ihm bei Tiſche vorſetzen wollen. Wir beide, Herr, ihr und ich, werden uns ſtellen, als ob wir das Getränke koſteten; eure Nichte ſoll ihn zum Trinken auffordern und ich hafte für die Veränderung: übrigens iſt es ſchon genug, wenn er nur einen einzigen Tropfen trinkt; der Zauber wird ſeine Wirkung hervorbringen.

Der König willigte in alles, nur um Parthenoper bei ſich zu behalten. Man unterrichtete die Nichte von der Rolle, die ſie zu ſpielen hatte, und dieſe Rolle mußte ihr um ſo mehr gefallen, als ſie dadurch die Gattin des ſchönſten aller Männer werden ſollte. Während des Abendeſſens wandte ſie ihre ganze Geſchicklichkeit an, um den Jüngling aufzuheitern. Sie gab ihm den bezauberten Wein zu trinken: aber, o Wunder! kaum hatte er ihn verſchluckt, als ſich ſeine Vernunft verfinſterte und verirrte, ſeine Reden waren die eines Unſinnigen, er blickte die Jungfrau zärtlich an und ſprach mit ihr von Liebe; ja er ging in ſeiner Narrheit ſo weit, daß er von ihr den Beweis ihrer Gegenliebe verlangte. Umſonſt antwortete dieſe, daß ſie noch nicht ſeine Gemahlin ſei; er ſchlug ihr vor, ſie zu heirathen; der König gab ſeine Einwilligung und die Gräfin nahm die Hände der beiden Verlobten und fügte ſie in einander; hierauf ging ſie mit dem König hinaus und ließ ſie beiſammen. Parthenoper hielt in der Trunkenheit, worein ihn der Trank verſetzt hatte, heftige Reden an ſeine muthmaßliche Verlobte. Sie ſelbſt war über ihre Eroberung

ſo entzückt, daß ſie ihn in ihre Arme ſchloß und ausrief: O mein ſchöner Freund, wie freue ich mich dieſes Zaubers! Ich werde euch alſo auf immer beſitzen und ihr ſeid fortan der Macht dieſer höllischen Melior entzogen!

Aber bei dem Namen Melior geſchah plötzlich ein neues Wunder; der Zauber hörte auf, die Täuſchung verſchwand und Parthenoper, der die Augen öfnete, ſchauderte bei dem Anblick der Jungfrau zurück, wie wenn er auf einmal einen Abgrund vor ſeinen Füßen ſich hätte öfnen ſehen. Zum Saale hinausſtürzen, ſich auf ſein Pferd ſchwingen, aus dem Pallaſte entfliehen und nach Blois zurückjagen, war für ihn das Werk eines Augenblicks. Unterwegs ſeufzte und weinte er über ſeinen Fehler und ſo langte er im Schloſſe an. Hier war ſein erſtes, daß er ſich auf ſein Zimmer verſchloß und ſich auf ein Bett warf, um die verabſcheuungswürdige Liſt zu verfluchen, wodurch man ihn zu dieſem Verrathe verleitet hatte. Die Gräfin erfuhr die Flucht ihres Sohnes bald. Sie eilte ihm ſogleich nach, um ihn nach dem Pallaſte zurück zu bringen, aber ſo ſtark ſie auch an ſeiner Thüre pochte, ſo inſtändig ſie ihn auch bat, er möchte öfnen und Mitleid mit ihr haben, er antwortete in ſeinem Zorn: Nein, es iſt auf immer aus zwiſchen uns beiden; ihr habt mein Unglück gemacht, ihr werdet mich nie wieder ſehen.

Umſonſt drang die Mutter auf's Neue in ihn, ihre Thränen und Bitten waren vergeblich und ſie mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Er aber ſah wohl, daß er, wenn er nur einen Tag länger in Blois bliebe, ſich den aufdringlichen

Zuſprüchen des Königs und des ganzen Hofes ausſetzen würde. Um dem zuvorzukommen, beſchloß er, zu Melior zurückzukehren.

Alles genau betrachtet, ſagte er bei ſich ſelbſt, bin ich ihr nicht ungehorſam geweſen; ich habe ſie nicht beſucht, aber ich bin ihr treu geblieben; wird ſie meine Reue verſchmähen können?

In dieſer ſüßen Hofnung beſtieg er am andern Morgen in aller Frühe ſein Roß und mit umbundenem Kopfe, wie wenn er unpaß wäre, ritt er allein zum Thor hinaus, unter dem Vorwand, friſche Luft zu ſchöpfen, und begab ſich nach dem Ufer der Loire. Der Ritter mit den zwölf Pferden erwartete ihn dort.

Kommt, ſagte er zu ihm, der Wind iſt günſtig und man verlangt ſchon lange nach euch.

Zugleich zeigte er ihm das ſegelfertige Schiff. Kaum hatte der Graf es betreten, als die Ruder ſich von ſelbſt in Bewegung ſetzten und er ſein Pferd ſamt dem Ritter verſchwinden ſah. In Chefdoire angelangt, traf er wie das erſtemal ein prachtvolles Mahl an, aber er ſehnte ſich ſehr nach dem Bette, um zu erfahren, ob er die Gewogenheit der Fee verloren habe oder nicht; als er ſich niedergelegt hatte, löſchten ſich die Lichter wie gewöhnlich aus und man kann ſich denken, in welcher Unruhe er jetzt war. Er wartete eine Zeitlang und lauſchte ſehr aufmerkſam; da er aber keine Tritte vernahm, glaubte er ſich verlaſſen und fing ſchon an zu ver-

Digitized by Google

zweifeln. Dennoch kam Melior endlich und fragte ihn um die Urſache ſeiner Thränen. Er erzählte alles treuherzig.

Euer Fehler iſt unbedeutend, antwortete die Fee, und erreizt meinen Zorn nicht nur nicht, ſondern zwingt mich im Gegentheil, euch noch mehr zu lieben, da er nur beweist, wie theuer ich euch bin. Wenn der König, wenn eure Mutter ſich gegen mich verfehlen, was liegt mir daran, mein ſüßer Freund? Du allein könnteſt mich beleidigen.

Mit dieſen Worten umarmte ſie ihn zärtlich und der Friede wurde alsbald mit den zärtlichſten Liebkoſungen beſiegelt. Parthenopex blieb noch ſechs Monate bei der Fee. Gleichwohl konnte er nicht umhin, an die Thränen zu denken, die ſeine Abweſenheit ſeiner Mutter verurſachte; denn troß des augenblicklichen Zorns, den er ihr gezeigt hatte, troß des Schwures, der ſeinen Lippen entfahren war, daß er ſie nie wieder ſehen wollte, liebte er ſie, wie es ſich für einen braven Sohn geziemt. Dennoch vergingen mehrere Tage, ohne daß er es wagte, Melior ſeinen Entſchluß kund zu thun. Endlich geſtand er ihn.

Freund, antwortete darauf die Fee ſeufzend, jeßt habe ich Urſache, eine Treuloſigkeit von euch zu befürchten. Eure Mutter wird euch verführen; ich bin darauf gefaßt, und weiß, was ſie vermag. Um euch an ſich zu feſſeln, wird ſie euch vorſchwaßen, ich ſei ein böſer Geiſt, der ſich in die Geſtalt ihres Geſchlechts vermummt habe; ſie wird Liſt und Liebkoſungen anwenden, um euch zu veranlaſſen, daß ihr mich ſehen ſollt, und ihr werdet euch dazu beſtimmen laſſen. Aber,

mein Freund, bedenket wohl, daß ich dieſe grauſame Behandlung nicht verdient habe. Wenn meine Liebe keine Reize mehr für euch hat, ſo verlaßt mich, ohne mich zu entehren, und macht mir das Leben nicht tauſendmal bitterer, als ſelbſt den Tod; denn wenn ich auch den Tod heraufbeſchwören werde, er wird mein Geſchrei nicht erhören. Dann wird keine Hofnung, kein Troſt mehr für mich ſein; jeder Augenblick wird meine Schmerzen erneuern, verdammt zu Seufzern und zu Thränen werde ich meine Tage und meine Nächte verweinen. Immer zu leiden und zu verzweifeln, immer um Gnade zu flehen und ſie nicht zu erlangen, das wird die Strafe derjenigen ſein, die euch zu ſehr geliebt haben wird.

Nein, geliebte Freundin, antwortete Parthenopex, nein; ihr werdet nie Urſache haben, eure Liebe zu bereuen. Sollte auch die ganze Welt ſich verbinden, um mir die Niederträchtigkeit anzurathen, die ihr befürchtet, der ganzen Welt ſollte es nicht gelingen. Ich wiederhole es, müßte ich nicht der elendeſte aller Menſchen ſein, wenn ich zum Dank für ſo viele Wohlthaten euch die Ehre rauben wollte! Wenn dieſes Unglück geſchehen ſollte, ſo glaubt, daß ich die Vernunft verloren habe, oder glaubt vielmehr, daß es keine wahre Liebe mehr auf Erden giebt.

Unter ſolchen Geſprächen brachten ſie die Nacht zu; ihr Herz war ſo betrübt, daß ſie beide bis zur Dämmrung wachten, ohne an Vergnügungen zu denken. Indeß waren die Winde ungünſtig und Parthenopex mußte ſeine Abreiſe verſchieben. Melior verwandte die Nächte, die ſie noch bei ihm

zubrachte, ganz allein dazu, daß ſie ihn beſchwor, die feſtgeſetzte Friſt abzuwarten, um ſie zu ſehen. Er ſeinerſeits verſprach und ſchwor, zu gehorchen. Endlich geſtatteten ihm die Winde, abzuſegeln, und er kam in Blois an. Sobald ſeine Rückkehr ruchbar wurde, erſchienen alle Großen des Reichs, die Grafen, die Barone, ja der König ſelbſt, um ihn zu beſuchen. Er entließ ſie alle bezaubert durch ſeine Höflichkeit und mit reichen Geſchenken. Wenn man ſich wunderte, ihn ohne Gefolg und Reiſegeräthſchaften ankommen zu ſehen, ſo erſtaunte man noch weit mehr über die Prachtliebe, womit er Gold, Perlen und Edelſteine austheilte. Da man weder die Quelle kannte, der dieſe Reichthümer entſtrömten, noch die Art, wie er reiste, ſo machte ſich jeder tauſend Vermuthungen darüber, immer eine abgeſchmackter als die andere. Die Gräfin hatte während der Abweſenheit ihres Sohnes Tag und Nacht auf Mittel geſonnen, ihn der Macht der Fee zu entreißen. Sie fragte darüber den Biſchof von Paris um Rath, der nun den jungen Grafen bei Seite nahm, ſein Gewiſſen wegen dieſes ſtrafbaren Umgangs erſchreckte und ihn ermahnte, durchaus ſeine Geliebte zu ſehen, um ſich zu verſichern, ob ſie nicht ein vermummter böſer Geiſt ſei; die Mutter, die auch etwas von Zauberkunſt verſtand, ſagte, ſie beſitze ein Mittel, ihn das Fräulein ſehen zu laſſen, ohne daß ſie es weder erfahren noch hindern könne: nemlich eine durch Zauberkunſt gemachte Laterne, die ſo eingerichtet ſei, daß nichts ſie zu löſchen vermöge. Parthenopex ging in die Falle, nahm das unglückſelige Geſchenk an und begab ſich

nach Chefvoire. Schon war die Nacht vorgeſchritten, als der Graf ankam. Er ging ſogleich in den Pallaſt, aber er verbarg ſeine Laterne und ſchritt gar leiſe dahin, gleich einem Dieb, der kommt, um ein Verbrechen zu begehen und entdeckt zu werden fürchtet. Wie gewöhnlich ſtand ein großes Mahl bereitet, aber er lief durch das Speiſezimmer, ohne ſich aufzuhalten und legte ſich voll Lüſternheit ins Bett, ſo ſehr brannte er vor Ungeduld, Melior zu ſehen. Die Wachskerzen löſchten ſich aus, ſie kam und legte ſich an ſeine Seite. Er hatte ſeine Laterne unter die Decke verſteckt: auf einmal aber zog er ſie hervor, hielt ſie der Fee vors Geſicht und erblickte ihre unverhüllten Reize. Nie hatte ſich etwas ſo vollkommenes ſeinen Augen gezeigt; aber er bemerkte, daß ſie ohne Bewußtſein war, und jetzt erſt ſah er ein, daß er einen Fehler gemacht hatte. Voll Wuth warf er ſeine Laterne weg, daß ſie in Stücke zerfuhr, und verfluchte den Tag, da er ſie erhalten. In dieſem Augenblick fühlte er, wie ſehr man ihn betrogen, da die Frau, die man ihm als einen häßlichen Teufel geſchildert hatte, das ſchönſte aller Geſchöpfe war.

Ach! rief er voll Schmerz aus, wenn ich mich nur wenigſtens über ſie zu beklagen hätte!

Gerne hätte er ſich zu ihren Füßen geworfen, um ihre Gnade zu erflehen, aber ſie ſah nichts, ſie hörte nichts. Eine ſchreckliche Bläße bedeckte ihr Geſicht. Ohne lange Seufzer, die ſie von Zeit zu Zeit ausſtieß, ohne einige Thränen, die ſich aus ihren Augen ſtahlen, hätte er ſie leicht für todt hal-

ten können. Endlich kam ſie wieder zu ſich und rief mit einem herzzerſchneidenden Tone, indem ſie in einen Strom von Thränen ausbrach: So bin ich denn entehrt! Ach, Parthenoper, Parthenoper, was hatte ich euch gethan, daß ihr mich ſo behandelt?

Bei dieſen Worten fiel ſie von Neuem in Ohnmacht. Endlich, als ſie wieder zum Bewußtſein kam, ſprach ſie folgendermaßen: So hat euch alſo nichts zurückhalten können, weder meine vielfachen flehentlichen Bitten, noch eure Schwüre. Das iſt der Lohn, den ihr ſo großer Liebe beſtimmtet. Nun gut, ihr könnt zufrieden ſein, ich bin jetzt auf mein ganzes Leben lang unglücklich. Ich habe übrigens kein Recht, mich zu beklagen; ſchon lange ſah ich mein Unglück voraus, alles kündigte es mir an; aber die Liebe hatte mich verblendet, und ich glaubte, euer Herz gleiche dem meinigen. Trotz meiner Bitten habt ihr es dahin gebracht, daß ihr mich ſahet. So vernehmt denn jetzt meine Geburt und eurer Neugierde ſoll nichts mehr zu wünſchen übrig bleiben. Mein Vater war Kaiſer von Konſtantinopel; ich habe durch ſeinen Tod dieſes ſchöne und große Reich geerbt, das meine Zärtlichkeit bald euch anbieten zu können hoffte, und das Land, auf dem ihr jetzt athmet, gehört ebenfalls zu meinen Staaten. Um mich des Ranges, zu dem ich beſtimmt war, würdig zu machen, fand mein Vater ſein Vergnügen darin, mit großer Sorgfalt meine Kindheit zu erziehen. Er gab mir Lehrer in allen Wiſſenſchaften. So lernte ich die ſieben Künſte, die Kraft der

Pflanzen, die Heilung der Krankheiten und die Wiſſenſchaft der Zauberei. Mit fünfzehn Jahren hatte ich meine Lehrer in der ſchwarzen Kunſt bereits übertroffen, und es gab keinen Menſchen in der Welt, der ſich in dieſem Punkt mit mir hätte meſſen können; aber ausgenommen in einigen Augenblicken, wo ich den Kaiſer ergötzen wollte, wandte ich die Geheimniſſe meiner Kunſt nur an, um euch hieher zu locken, euch vor meinen Unterthanen zu verbergen und euch glücklich zu machen. In dieſem Augenblick iſt ſie durch den Fehler, den ihr ſo eben begangen habt, zu nichte geworden. Ich habe keine Zaubermacht mehr und werde fortan, ſo lange ich lebe, kein einziges Wunder mehr verrichten können. Ihr ſelbſt werdet des Zeuge ſein und leider werdet ihr, wie ich, das Opfer werden. Mit dem Tag wird meine Schmach beginnen. Dann wird mein Hof, meine Schweſter und die Frauen meines Gefolges in dieſes Zimmer kommen; man wird mich mit euch in dieſem Bette ſehen; noch einmal, ich kann es nicht hindern und ich werde nicht einmal ſterben dürfen, um mich der Schmach und Verzweiflung zu entziehen.

Welches Eiſenherz wäre durch ſo ſanfte Vorwürfe nicht erweicht worden! Parthenopex war ganz zerknirſcht, aber er fühlte ſich ſo ſchuldig, daß er es nicht einmal wagte, um Verzeihung zu bitten.

O wie thöricht iſt die Frau, die den Verſprechungen eines Liebhabers traut! fuhr die Unglückliche fort. Sobald wir ihnen zu ihren Freuden nicht mehr nothwendig ſind, laſſen ſie uns im Stich und alle gleichen einander. Ihr habt dies Bei-

ſpiel der Verdorbenheit befolgt, mein lieber Parthenoper: ja, ihr liebt eine andere, der ihr mich verrathen habt. Aber ſeid wohl auf eurer Hut! Unter den Rittern, die mein Hof in dieſem Augenblicke verbirgt, ſind mehrere, die mir zu gefallen ſuchten: denkt euch, wie groß ihr Muth ſein wird, wenn ſie erfahren, daß ihr mein Bette getheilt, und was ihr von ihnen zu befürchten habt, wenn ich euch nicht vertheidige! Und, mein ſchöner Freund, weder ihr Zorn, noch ſelbſt meine Schmach, ſo groß ſie auch ſein mag, betrübt mich ſo ſehr, als das Unglück, euch verloren zu haben. Du warſt mein Vergnügen und meine Freude, mein Stolz, meine Hofnung und alles, was ich für mein ganzes Leben an Glück auf der Welt wünſchte; fortan wirſt du mir nichts mehr ſein, als Thränen, Schmerz, Kummer und ewige Trauer. Man kann ſich über den Verluſt von Reichthum tröſten, dieſer läßt ſich wieder erſetzen; aber wenn man die Ehre und den Geliebten auf einmal verloren hat, dann darf man nur noch leben, um zu weinen.

So ſprechend brach die unglückliche Kaiſerin in Thränen aus. Parthenoper ſeinerſeits raufte ſich die Haare und verwünſchte die Gräfin und den Biſchof.

Ich verdiene den Tod, ſprach er, ich habe euch verrathen, ich habe euch entehrt und mein Verbrechen iſt unverzeihlich; aber dieſer ſchwarze Plan wurde nicht von mir ſelbſt entworfen. Mein Herz, dem ihr ſo theuer ſeid, hätte ihn nie gefaßt. Es iſt wahr, ich hätte ihn mit Abſcheu verwerfen ſollen und ich muß mein Verbrechen geſtehen. Ich verlange

aber auch nicht, daß ihr mir verzeihen ſollt. Statt mich zu vertheidigen, überlaßt mich vielmehr der Strafe eurer Ritter, damit ſie mich umbringen; ich will es, ja ich will es, der Tod wird wenigſtens meinen Qualen ein Ende machen.

Während er ſo ſprach, begann der Tag zu grauen. Jetzt traten die Frauen und Jungfrauen, welche die Kaiſerin bedienten, nebſt den Königs- und Fürſtentöchtern, die ihre Geſellſchaft bildeten, in ihr Gemach. Ihr Erſtaunen war außerordentlich, als ſie einen Mann bei ihr ſahen, und troß ihrer Ehrerbietung tadelten ſie die Kaiſerin, daß ſie ohne Schaam einem Unbekannten preisgebe, wornach gekrönte Fürſten ſich ſo feurig ſehnen. Man kann ſich denken, in welch ſchrecklicher Lage Parthenoper bei dieſen Vorwürfen war; er wünſchte ſich in dieſem Augenblick in die tiefſten Tiefen der Hölle. Da es indeß immer heller wurde und die Frauen den begünſtigten Liebhaber beſſer ſehen konnten, ſo geriethen ſie in Verwunderung über ſeine Reize. Eine nach der andern trat heran, um den ſchönen Jüngling zu betrachten: ja ſelbſt die ſtolzeſten, diejenigen, die am meiſten Zorn gegen ihn gezeigt hatten, konnten ſich deß nicht erwehren. Ihre Augen ſtrahlten von milderem Feuer und keine einzige hatte, ſobald ſie ihn geſehen, Kraft genug, ihm einen Vorwurf zu machen. Inzwiſchen trat Urrake, die Schweſter der Kaiſerin, in's Zimmer. Man hatte ſie geweckt, um ihr das unſelige Abenteur ihrer Schweſter zu erzählen, und ſie war alsbald nur halbgekleidet herbeigelaufen. Als ſie erſchien, zogen ſich die Frauen alle zurück. Urrake war ſchön und ausnehmend wohl-

geſtaltet: man hätte ſie im ganzen Kaiſerreich bewundert, wenn Melior nicht geweſen wäre; beſonders aber beſaß ſie einen koſtbaren Vorzug, nämlich ein zärtliches Herz, und obſchon dieſes Herz noch nicht geliebt hatte, ſo hatte es doch Mitgefühl für die Schwachheiten der Liebe. Da ſie die Neigung ihrer Schweſter ſeit einiger Zeit von Melior ſelbſt wußte, ſo waren ihre erſten Worte, daß ſie um Gnade für Parthenopex bat.

Ihr habt ihn geliebt, ſagte ſie, und ſicherlich konntet ihr keinen eurer würdigeren Liebhaber wählen. Ich habe ſelbſt auf den Geſichtern derjenigen, die euch zu tadeln wagten, geleſen, daß ſie euer Glück beneiden. Er iſt ſtrafbar, das gebe ich zu; aber man hat ſeine Jugend und Unerfahrenheit irre geführt. Er bereut ſeinen Fehler nur zu ſehr, und jeder Fehler iſt verzeihlich.

Ach! antwortete Melior, wie leicht iſt es euch, von Liebe zu ſprechen, während ihr ſelbſt nichts davon empfindet, und ein verzweifeltes Herz zu tröſten, während ihr glücklich ſeid! Es iſt aus und vorbei, es giebt kein Heilmittel mehr für meine Leiden und ich kann ihm nicht mehr verzeihen.

Ich weiß, liebe Schweſter, verſetzte Urrake, welche Urſache ihr zum Kummer habt; aber wenn man jung, ſchön und im Beſitz eines großen Reiches iſt, kann man ſich da unglücklich nennen? Folget mir, vergeßt ein Unrecht, das noch gut gemacht werden kann, und die Gnade, die ihr ſchenkt, möge das Pfand einer neuen Liebe ſein.

Großer Gott, wie könnte ich denjenigen lieben, der mich

ohne Grund verrathen, denjenigen, der mich mit Schmach überhäuft hat und um deſſen willen ich nicht mehr wage, meine Augen über die Erde zu erheben! Nein, ich kann es nicht. Ich hatte bereits ſeinen erſten Fehler entſchuldigt und das war unklug; wenn ich auch dieſen entſchuldigen wollte, ſo würde ich bald noch anderes zu verzeihen haben, oder vielmehr ich müßte in ewiger Angſt und ewigem Kummer leben. Möge er ſeine Tage im Frieden hinbringen, ich wünſche es, aber jedes Band zwiſchen uns iſt auf immer zerriſſen.

Ja, meine liebe Melior, noch einmal, ihr habt Gründe, euch zu beklagen, und um ſo gewichtigere Gründe, da eure Gefälligkeiten gegen ihn öffentlich geworden ſind; aber gerade dieſe Öffentlichkeit kann euch zur Entſchuldigung dienen. Schon lange dringen eure Barone in euch, daß ihr euch einen Gemahl wählen ſollt; erklärt ihnen nun, daß dieſer Gemahl Parthenoper iſt. Er hat die beiden Eigenſchaften, die ſie verlangen, Tapferkeit und Schönheit. Wie könnten ſie ſich weigern, den Helden Frankreichs als ihren Herrn anzuerkennen!

Nein, erklärte Melior, nein, ich werde niemals denjenigen zu meinem Herrn machen, der mich entehrt hat. Meine liebe Urrake, o! ich wiederhole es, ihr kennet die Liebe und ihre Schmerzen noch nicht. Die Verdrießlichkeiten, die ein Geliebter verurſacht, ſind ſchrecklich: es giebt keine Qualen, die ihnen gleichkommen. Vermehrt die meinigen nicht durch eure Reden, ich beſchwöre euch darum, und zum letztenmal, ſprecht mir nie mehr von ihm.

Urrake betrübte ſich ſehr über dieſe Antwort, denn ſie war Parthenopex von Herzen zugethan; ſie wagte es jedoch nicht, noch mehr zu ſeinen Gunſten zu ſprechen, und fügte blos hinzu: Es iſt wahr, ich wußte nicht, was Liebe iſt, aber da ſie ſo viel Unglück verurſacht, da ihr Zorn ſo furchtbar iſt, ſo will ich ſie auch nicht kennen lernen.

Während dieſer Zeit weinte Parthenopex und härmte ſich ab, ohne auch nur zu hören, was man für oder gegen ihn ſagte, ſo ſehr war er niedergeſchlagen; endlich ſtand er auf. Jetzt kamen die Frauen zurück, um ihm ſeine Kleider zu bringen, und alle in die Wette ſtritten ſich um das Glück, ihn zu bedienen; aber es waren nicht mehr jene prachtvollen Kleider, die ihm ſeine Freundin zu ſeinem Schmucke gegeben hatte, ſondern die nämlichen Kleider, die er trug, als ſie ihn im Ardennenwalde irre führte: ſeine einfachen Sporen ohne Gold noch Silber, ſeine Hoſen, welche die Zeit zu kurz gemacht hatte, ſein Gürtel aus irländiſchem Leder, mit den Jagdgeräthſchaften verſehen; mit einem Wort, ſein ganzer Jagdanzug. Als er angezogen war, gab ihm Urrake ſein elfenbeinernes Horn, das er um den Hals hängte, und legte ihm ſelbſt ſeinen grüntuchenen Mantel mit grünem Futter um die Schultern; er knüpfte ihn feſt und ging dann hinaus, ohne ein einziges Wort zu ſprechen. Die Frauen verfolgten ihn mit den Augen, ſo lange ſie konnten; ja ohne die Anweſenheit der Kaiſerin und die tiefe Traurigkeit, in die ſie verſunken ſchien, hätten ſie vielleicht Verſuche gemacht, ihn zurückzuhalten; alle aber bedauerten ſeine Abreiſe und alle

weinten. Selbſt die zwei Hunde, die Melior ihm zur Geſellſchaft gegeben hatte, ſchienen Mitgefühl für ſein Unglück zu haben; aber ſie liebkosten ihn nicht mehr und hörten auf, ihm zu folgen. Die gute Urrake war die einzige, die den von allen Verlaſſenen nicht verließ; ſie wollte ihn aus Freundſchaft zum Pallaſte hinaus geleiten und das war klug von ihr, denn ohne ſie wäre er verloren geweſen. Alle die Grafen, Herren und Ritter, die Melior zugethan waren, ſei es nun aus bloßem Dienſteifer oder aus Hofnung, ihre Hand zu erhalten, lauerten ihm auf dem Wege auf, um ſich zu rächen. Die Ehrfurcht, die ſie Urraken ſchuldeten, hielt ſie in Schranken; gleichwohl zogen ſie mit Schmähreden gegen ihn los; ja mehrere ließen ſich ſogar ſolche gegen ihre Gebieterin entfahren. Als Parthenoper den Pallaſt verließ, traf er ſein altes Pferd mit ſeinem alten Geſchirr und ſeinem Jagdſattel. Ein ſegelfertiges Schiff wartete ſein am Hafen, Urrake hieß ihn es beſteigen, aber in dem Augenblick, wo ſie ihm Lebewohl ſagen wollte, wurde ſie von dem Zuſtand der Verzweiflung, in dem er abreiste, gerührt. Sie konnte ſich nicht entſchließen, ihn ſo ſich ſelbſt zu überlaſſen, und beſchloß daher, ſich mit ihm einzuſchiffen, um ihn bis nach Blois zu geleiten. In der That ſchien mir nie ein Mann von ſo bitterem Schmerz verzehrt. Seine Traurigkeit blieb ſich während der vierzehn Tage, welche die Reiſe dauerte, gleich. In Nantes angelangt, ſchiffte er die Loire aufwärts; endlich, als er nahe bei Blois war, ſetzte ihn die Prinzeſſin mit ſeinem Pferde auf das Ufer aus; ſie ermahnte ihn, ſich zu trö-

ſten, und kehrte dann zu ihrer Schweſter zurück. Jetzt erſt fühlte er die ganze Bitterkeit ſeines Schickſals; dieſes Ufer war daſſelbe, auf dem ihn in den glücklichſten Zeiten, in denen er von Melior geliebt wurde, das Zauberſchiff zweimal abgeſetzt und abgeholt hatte. Wie ſchrecklich dagegen war jetzt ſeine Lage! Bei dieſem Gedanken wollte ſich ihm das Herz zerſpalten, ein allgemeines Schaudern befiel ihn und er ſank bewußtlos auf den Sand. Zwanzigmal hinter einander kam er wieder zum Bewußtſein, um es aufs Neue wieder zu verlieren; endlich rief er: Warum bin ich geboren, da ich zu dieſem ſchauderhaften Schickſal beſtimmt war! Warum bin ich nicht wenigſtens geſtorben, ehe ich die Schönheit kennen lernte, die ich verrathen habe! Ach! ſie hatte mir ihr Herz und ihr Leben geſchenkt, und ich Unglücklicher, ich habe ſie mit Schmach bedeckt.

Indem er ſich dieſen traurigen Betrachtungen überließ, blieb Parthenoper den ganzen Tag über unbeweglich am Ufer ſitzen. Endlich, als die Nacht ihn vertrieb, beſtieg er ſein Pferd und ritt im Trab zur Stadt hinein. Der Pförtner, der ihn erkannte, beeilte ſich, ihm zu öfnen; als er ihn aber in alten Kleidern, blaß, traurig und weinend ſah, ſo weinte der gute Diener ebenfalls. Der Graf war ſo ganz außer ſich, daß er, ohne zu bedenken, was er that, in ſeinen Saal hinein ritt. Seine Ritter halfen ihm abſteigen: aber umſonſt begrüßten ſie ihn, umſonſt ſuchten ſie ihn durch ihre Reden aufzuheitern; er antwortete ihnen nichts und verſchloß ſich alsbald in einem andern Zimmer. Die Gräfin, ſeine Mut-

ter, kam ſogleich herbeigelaufen, klopfte an die Thüre und rief ihn bei ſeinem Namen.

Ihr habt mich betrogen, antwortete er; durch eure treuloſen Räthe und euer fluchwürdiges Geſchenk habe ich mich verleiten laſſen, die Gebieterin meines Herzens zu verrathen. Lebt wohl auf immer, ſucht euch einen andern Sohn, denn fortan bin ich nicht mehr der eure!

Bei dieſen Worten zerſchlug ſich die alte Frau ihre Bruſt, ſie bat ihren Sohn um Verzeihung und betheuerte, ſie habe gewiß nicht ſein Unglück gewollt, ſondern im Gegentheil ihm einen Dienſt zu erweiſen geſucht.

Der König wird ſogleich hierher kommen, ſetzte ſie hinzu, er wird mit dir von ſeiner Nichte ſprechen, wirſt du es wohl noch länger wagen, die Gemahlin, die dir dein Herr gegeben hat, auszuſchlagen! Und iſt es nicht weit beſſer, im Schooß ſeiner Familie geehrt und hochgeſchätzt zu leben, als ſich in einem fremden Lande bei einer unbekannten Frau in Dunkelheit zu begraben? Wenn du übrigens nichts als eine Freundin willſt, für die eine, die du verloren haſt, kannſt du leicht tauſend andere finden. Wo wäre in Frankreich die Frau, die ſich nicht ſchmeicheln würde, von Parthenoper geliebt zu werden? Lieber Sohn, habe Mitleid mit uns; deine Ritter erwarten dich, komm und verbreite Fröhlichkeit unter dieſen braven Leuten, die dich lieben, und die dein Kummer untröſtlich macht. Betrübe nicht die Franzoſen, die entzückt herbeieilen, um ihren Retter wieder zu ſehen. Wenn irgend jemand ſtrafbar iſt, ſo bin ichs: wende deinen Zorn

gegen mich allein, aber ſtrafe nicht deine Freunde und Diener für ein Verbrechen, das ſie nicht begangen haben.

Dieſe Worte machten einigen Eindruck auf Parthenoper; bei der Stimme ſeiner Mutter wurde ſein Inneres einen Augenblick gerührt, beſonders gieng ihm nahe, was ſie über ſeine Ritter ſagte, denn die Anhänglichkeit dieſer treuen Waffengenoſſen hatte ihm geſchmeichelt, und er machte ſich Vorwürfe, daß er ſie ſo ſchnell erwidert habe. Aber ſein Schmerz war ſo ſtark, daß er alles andere überwog; er öfnete nicht und brachte die ganze Nacht unter Thränen zu. Seine Ritter waren indeß beinahe eben ſo traurig, wie er; keiner von ihnen wollte ſich zur Ruhe begeben. Sie kamen jeden Augenblick einer nach dem andern, um an ſeiner Thüre zu lauſchen, ob er noch ſchluchze, und entfernten ſich dann tiefbetrübt. Bald verbreitete ſich die Nachricht von ſeiner Ankunft und ſeinem Kummer. Der König ſchickte ihm, um ihn zu tröſten, diejenigen von ſeinen Biſchöfen, Erzbiſchöfen oder Geiſtlichen, die am beſten ſchöne Worte machen konnten. Sie hielten lange Reden an ihn, auf die er keine Silbe antwortete, und mußten weinend wieder abziehen. Endlich kamen ſeine Anverwandten und Freunde ſelbſt, brachten aber eben ſo wenig zu Stande. Entſchloßen zu ſterben, aß er nur noch viermal in der Woche und zwar nichts als Gerſten- oder Haberbrod, ſein Getränk beſtand aus Waſſer; er ließ ſich Nägel und Haare wachſen, wuſch ſein Geſicht nicht mehr, legte ſeine Kleider nicht ab und führte ſo ein ganzes Jahr lang das Leben eines Büßenden. Er war nicht mehr jener

blühende ſchöne Jüngling, an dem ſich die Augen nicht ſatt ſehen konnten, ſondern blaß und mager, ſo daß man ihn kaum mehr erkannte. Bereits hatte er nicht mehr Kraft genug, allein das Bett zu verlaſſen; wenn er gehen wollte, ſo mußte man ihn ſtützen. Was übrigens ſeine Kräfte am meiſten ſchwächte, war weniger dieſes ſtrenge Faſten, zu dem er ſich verdammt hatte, als die verzehrenden Gedanken, denen er ſich mit ſchmerzlichem Vergnügen hingab. Tag und Nacht ſeufzte er, Tag und Nacht ſchwebte der Name Melior auf ſeinen Lippen. Endlich wurde er es müde, den Tod zu langſam für ſeine Wünſche herannahen zu ſehen, und er beſchloß, ihn zu beſchleunigen; aber der Tod, den er ſich zu geben gedachte, war ein ſchrecklicher. Er faßte den Entſchluß, ſich in den Ardennenwald zu verfügen und dort den wilden Thieren preis zu geben, um von ihnen gefreſſen zu werden.

Auf dieſe Art, ſagte er, muß derjenige ſterben, der ſeine Geliebte betrogen hat.

Die Ausführung des Planes, den Parthenopex gefaßt hatte, war nicht leicht, denn man hatte ihm alle ſeine Waffen weggenommen und beobachtete ihn ſehr ſorgfältig. Er konnte ſie nur durch eine Art Liſt wieder erlangen und griff die Sache folgendermaßen an. Er hatte in ſeinen Dienſten einen jungen Knappen, Namens Guillemot, den Sohn eines ſarazeniſchen Königs, den ſein Vater nach Frankreich geſchickt hatte, um die Sprache dieſes Landes zu erlernen und die Sitten ſeiner Einwohner ſich anzueignen. Guillemot liebte ſeinen Herrn Parthenopex zärtlich. Der Graf liebte ihn gleich=

falls ſehr: ja er war der einzige, deſſen Dienſte er bisher angenommen, und der einzige, den er beauftragt hatte, ihm alle zwei Tage das Waſſer und das rauhe Brod zu bringen, wovon er ſich nährte. Eines Abends, als der Knappe mit dieſer elenden Koſt hereintrat, ſprach Parthenoper zu ihm: Mein lieber Guillemot, ich muß geſtehen, daß mein Betragen bisher gar zu unverſtändig war; ich ſehe mein Unrecht ein und will endlich die Stimme der Vernunft hören. Ich wende mich an dich, du kannſt mir helfen.

Man kann ſich denken, wie groß das Entzücken des treuen Knappen war, als er dieſe Worte hörte. Freudenthränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Er warf ſich ſeinem guten Herrn zu Füßen und ſchwor, ihm in allem zu dienen, und müßte er auch ſein Leben opfern.

Geh, ſattle mein Pferd, verſetzte Parthenoper, und führe es mir her, wenn alles zu Bette iſt. Wir wollen zuſammen ausreiten und ich gedenke mich im Freien zu zerſtreuen. Vor allem aber nimm dich wohl in acht, daß man dich nicht ſieht.

Guillemot gehorchte, ohne im mindeſten zu argwöhnen, daß er betrogen wurde. Er führte zwei Pferde her, ſchnallte dem Grafen die Sporen um, half ihm auf ſein Pferd ſteigen und ritt voll Freude mit ihm zur Stadt hinaus. Am Ufer der Loire angelangt, ſchlug er ihm vor, ſich zu baden, um die glückliche Veränderung, die er verſprochen hatte, mit ſeinem Äußeren zu beginnen.

Mein Freund, antwortete Parthenoper mit matter Stimme, weder dieſer Grund, noch der Wunſch ſpazieren zu rei-

ten, hat mich beſtimmt, Blois zu verlaſſen, ſondern ich bin müde, ſo lange zu dulden und will endlich unter den Zähnen der Ungeheuer in den Ardennen meine Schmerzen endigen.

Als Guillemot dieſe Worte hörte, überkam ihn ein ſolcher Schmerz, daß ihm die Stimme verſagte, um zu antworten. Endlich bat er ſchluchzend um Erlaubnis, ſeinem Herrn bis in den Wald zu folgen, um dort mit ihm zu ſterben.

Nein, antwortete der Graf, ich muß ſterben, weil ich meine Geliebte verrathen habe. Du aber, der du keinen Grund haſt, das Tageslicht zu haſſen, lebe, mein Freund: kehre in deine Heimath zurück, um das Glück deines Vaters zu machen, und möge der Himmel euch beiden lange Jahre ohne Kummer ſchenken!

Lieber Herr, antwortete der junge Sarazene, ſprecht mir nicht von Vaterland, noch von Glück. Ich habe euch mein Leben gewidmet, als ich in euren Dienſt trat; ich verlaſſe euch nicht mehr und nur der Tod ſoll mich von euch trennen.

So ſprechend drohte er, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, wenn die erbetene Erlaubnis ihm verweigert würde. Parthenoper konnte einer ſo zärtlichen Anhänglichkeit nicht widerſtehen. Überdies erlaubte ihm ſeine Schwäche nicht, weder allein auf- noch abzuſteigen und ein Knappe wurde ihm nothwendig. Er geſtattete daher Guillemot, ihm zu folgen, nahm ſich aber feſt vor, ſich von ihm zu trennen, ſobald er in der Nähe des Waldes angelangt wäre. Guillemot war ſehr erfreut, trocknete ſeine Thränen und folgte nach. So ritten

ſie beide fort, bis es Tag wurde. Dann hielten ſie an, um nicht erkannt zu werden, und ſo lange ſie auf franzöſiſchem Gebiete waren, zogen ſie nur bei Nacht weiter. Erſt als ſie die Grenzen überſchritten hatten, ließen ſie dieſe Vorſicht aus den Augen; aber nun trennte ſich auch Parthenoper von Guillemot. Zuvor aber trat er mit ihm in eine Kirche und ließ ihn daſelbſt taufen. Der Graf ſelbſt war ſein Pathe und er erhielt den Namen Anſelet. So gab ihm Parthenoper gleichſam zum Abſchiede die Wohlthat des Chriſtenthums und führte darauf ſeinen Entſchluß aus, ſich von ihm zu trennen. Er benützte hiezu die Zeit, wo dieſer ſchlief, und ritt allein weiter. Zwar ſah er voraus, daß er durch dieſe Flucht das Herz des guten Jünglings ſchmerzlich betrüben würde, aber auf die andere Art hätte er ihn ins Verderben geſtürzt, und ſicherlich war es noch beſſer, ihn auf einige Augenblicke in Trauer zu verſetzen, als einem gewißen Tode entgegen zu führen. Mit Tagesanbruch wachte Anſelet auf und kleidete ſich ſogleich an, um ſeinen Herrn zu bedienen. Aber wie groß war ſein Schmerz, als er ihn nicht mehr ſah. Er rief ihm mehreremale, er ſuchte ihn überall und rief endlich aus: Ach, Herr! ihr habt mich betrogen, aber obſchon ihr von mir geflohen ſeid, ſo werde ich euch doch bis zum Tode begleiten.

Zugleich ſattelte er ſein Pferd und ritt aufs Gerathewohl hinter dem Grafen drein. Auf dieſe Art zog er den ganzen Tag weiter, fragte alle, denen er begegnete, nach Parthenoper, ſuchte ihn in der Ferne mit den Augen, rief ihm aus

Leibeskräften und änderte zwanzigmal hinter einander ſeinen Weg, um ihn aufzufinden. Die Nacht überfiel ihn während dieſer vergeblichen Nachforſchungen. Jetzt war er genöthigt, anzuhalten, und er härmte ſich ſehr ab. Indeß war der Graf ſchon ſeit mehreren Stunden in den Ardennen angelangt. Er hatte ſein Pferd ſchon an die gefährlichſte Stelle des Waldes getrieben. Hier befanden ſich in der That Löwen, Leoparden, ſchreckliche Schlangen und wilde Thiere aller Art. Er hörte ſie zu ſeinen Seiten ziſchen und brüllen, und ſchmeichelte ſich, daß ſie über ihn herſtürzen würden; aber kraft der Beſtändigkeit des Misgeſchicks, das die Unglücklichen immer verfolgt, verſchonten ſie ihn: denn ſo groß iſt oft die Widerwärtigkeit hienieden: wer leben will, der ſtirbt, und der Unglückliche, der zu ſterben begehrt, lebt wider ſeinen Willen. Parthenoper meinte im Anfange, die Thiere fürchten ſich, heran zu nahen, weil ſie von ſeinem Pferde erſchreckt ſeien. In dieſem Glauben ſtieg er ab, überließ es ſich ſelbſt und ſetzte ſich einige Schritte von da auf einen ſpitzigen Felſen. Im Augenblick erſchien ein ungeheurer Löwe, aber er ſtürzte ſich auf das Pferd los und biß es grauſam. Das verwundete Thier entledigte ſich aber ſeiner und entfloh athemlos durch den Wald bis ans Ufer des Meeres. Hier begann es, gleich als wollte es um Hilfe rufen, ſo ſtark und ſo lange zu wiehern, daß das Geſtade fernhin ertönte. In dieſem Augenblick kam ein Schiff vorbei, worauf eine Königstochter fuhr, die nach ihrem Schloſſe reiste. Die Jungfrau hörte das Wiehern und machte ihren Lootſen Maruk darauf aufmerkſam.

Edles Fräulein, antwortete dieſer, ich habe es wie ihr gehört, aber es kommt aus der Öde des Ardennenwaldes. Ohne Zweifel gehört dieſes Pferd einem Unglücklichen, der an dieſer Küſte Schiffbruch gelitten und ſich im Walde verloren haben wird. Vermuthlich wird er daſelbſt umkommen. Übrigens, wenn ihr es erlaubtet, ſo wollen wir, meine Kameraden und ich, ans Land ſteigen, um ihn zu ſuchen. Vielleicht würde es uns gelingen, ihn zu finden, denn der Mond ſcheint hell und der Himmel iſt ſehr klar, und in dieſem Fall hätten wir das Glück, eine Seele gerettet zu haben.

Möge der Himmel ihn erhalten, ich wünſche es von ganzem Herzen, verſetzte das Fräulein; aber um ſein Leben zu retten, wollen wir wahrhaftig das unſrige nicht in Gefahr ſetzen.

Das werden wir auch nicht, edles Fräulein. Ich weis ein Zaubermittel, das dieſe wilden Thiere in den Ardennen alle mit einander bezaubern kann, und kraft deſſen wir ohne Gefahr in den Wald dringen werden.

Maruk war ein weiſer und geſchickter Greis, der während ſeines Lebens viel geſehen und viel gelernt hatte. Seine Erfahrung war ſo bekannt und er gab ſein Verſprechen mit ſolcher Zuverſichtlichkeit, daß die edle Jungfrau ſelbſt ans Land zu ſteigen beſchloß, um an der guten Handlung, die er vorgeſchlagen hatte, Theil zu nehmen. Man ſetzte alſo einen Nachen aus und landete. Nachdem Maruk ſeine Zauberformel geſprochen, drang er in den Wald. Bei ſeiner

Erſcheinung flohen die Schlangen, die Drachen und die Tiger voll Entſetzen, oder drückten ſie ſich auf die Erde, gleich als wollten ſie ſeine Blicke vermeiden. Bald bemerkte er Blut; es war daſſelbe, welches das Pferd durch ſeine Wunde verloren hatte. Er verfolgte die Spur und gelangte an den Ort, wo Parthenoper ſaß. Als dieſer ſich durch dieſe Schaar entdeckt ſah, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus. Bei dem Geräuſch, das er machte, drehte die Jungfrau den Kopf und bemerkte einen Mann, deſſen Äußeres die größte Verzweiflung ankündigte. Seine Kleider waren zerriſſen, ſeine Haare wild verworren, ſeine Lippen trocken, ſeine Augen roth, ſeine Wangen endlich blaß und von Thränen gefurcht. Gerührt von Mitleid bei dieſem Anblick näherte ſie ſich ihm, um ihn begrüßen. Er hörte im Anfang nichts, ſo ſehr war er in ſeinen Schmerz verſunken. Als ſie aber mit lauterem Tone den Wunſch wiederholte, ihn glücklicher zu ſehen, antwortete er: Möge der Himmel euch glücklich machen, edle Frau, ich verzichte darauf.

Sofort bat ſie ihn, zu ſagen, durch welches ſeltſame Abenteuer er ſich in dieſem Walde verlaſſen und in dem unglücklichen Zuſtande, den er andeute, befinde. Er erſuchte ſie dagegen, ihn nicht weiter durch unnütze Fragen zu beläſtigen und ſich zu entfernen, um ihn ſterben zu laſſen. Der Ton, womit er dieſes ausſprach, rührte das Fräulein bis zu Thränen. Sie ſtieg von ihrem Maulthier ab und beſchwor den Unglücklichen von Neuem, ihr zu ſagen, ob ſie ſeinen Kummer nicht auf irgend eine Art lindern könne.

Meine Leiden ſind zu groß, antwortete er, ſie geſtatten kein Heilmittel. Übrigens will ich ſie auch nicht heilen, ſondern komme hierher, um ſie zu endigen, und bitte euch noch einmal, eures Weges zu ziehen und euch dem Glück, das ich erwarte, nicht zu widerſetzen.

Nein, Herr, ſo ſehr ihr auch bitten möget, ſo wird mich doch nichts von hier entfernen, außer wenn ihr die Gefälligkeit haben werdet, mir euern Namen und eure Heimath zu ſagen.

Ich weiß, edle Frau, welche Ehrfurcht ich dem Range, den eure Kleider ankündigen, und vor allem eurem Geſchlechte ſchuldig bin. Aber ihr erniedrigt euch, den verächtlichſten und ruchloſeſten der Menſchen zu bitten. Ich bin ein Elender, der die ſchwärzeſte aller Verräthereien begangen hat. Dies iſt mein Name, da ihr ihn wiſſen wollt, ich habe keinen andern und darf keinen andern mehr haben.

Und ich, Herr, will euch den meinigen ſagen, und wäre es auch nur, um euch zu zeigen, daß ich von eurer Seite vielleicht einige Rückſichten verdiene. Ich bin die Tochter eines Kaiſers, meine Schweſter iſt Kaiſerin und ich bin im Begriff, Königin zu werden. Seht, das iſt diejenige, gegen die ihr einige Gefälligkeit zu zeigen verſchmähtet, obſchon ſie ſich eures Unglücks erbarmt hat; mit einem Wort, ich heiße Urrake.

Bei dem Namen Urrake erröthete Parthenopex vor Schaam und ſchlug die Augen nieder; aber dieſer Name, der ihm ſein Verbrechen und ſeine Liebe zurückrief, ergriff ihn mit ſo

ſchmerzlicher Gewalt, daß er das Bewußtſein verlor. Urrake ſchloß ihn in ihre Arme, um ihn wieder zu ſich zu bringen; und jetzt erſt erkannte ſie ihn wieder. Ihre Augen konnten die ſeltſame Veränderung, welche die Traurigkeit an ihm hervorgebracht hatte, nicht genugſam betrachten, und was aus dieſem Jüngling, vormals dem ſchönſten auf der ganzen Erde, geworden war. Sie beſchloß, ihn aus dem Walde zu führen und mit ſich auf ihr Schiff zu nehmen, aber um ſeine Einwilligung hiezu zu erhalten, mußte ſie ihn täuſchen. Sie ſtellte ſich daher, als hätte ſie ihm eine frohe Botſchaft zu verkünden und ſprach zu ihm: Herr, ich danke Gott, daß er euch hier in meinen Weg geführt hat und mir eine unnöthige Reiſe nach Frankreich erſpart iſt, wo ich euch auf Befehl meiner Schweſter aufſuchen wollte. Nachdem ſie euch einige Zeit in bitterem Kummer gelaſſen, hat ſie endlich eure Rechtſchaffenheit anerkannt und eurer Liebe Gerechtigkeit angethan; wenn ihr ſie beleidigt habt, ſo hat ein Jahr der Thränen euren Fehler wohl getilgt. Kommt, Herr, empfangt eine Verzeihung, die ich euch ſelbſt mit Vergnügen überbringen wollte. Melior ſchenkt euch ihr Herz wieder, ſie will eure Gemahlin werden; trocknet alſo eure Thränen, da das Glück euch aufs Neue lächeln wird. Kommt mit mir, wir wollen einige Zeit zuſammen auf meinem Schloſſe Salence zubringen; ſobald ihr dann die Friſche und Blüthe der Geſundheit wieder erlangt habt, die euch vormals ſchmückten, ſo wollen wir mit einander zu derjenigen fliehen, die euch liebt.

Dieſe ſüßen Worte gaben Parthenoper das Leben wieder.

Urrake, rief er, theuerſte Urrake, täuſchet ihr mich nicht? Iſt es auch wahr, daß meine Frau mir verzeiht und daß ſie ſich der Leiden erbarmt, die mein Verbrechen nur zu ſehr verdient hatte? Wie? ich ſollte in ihrem Herzen noch Liebe finden, und Melior, die ich ſo ſchändlich verrathen habe, könnte ſich entſchließen, mich aufs Neue ihren Freund zu nennen?

Ja, mein lieber Parthenoper, und ich flöße euch keine falſche Hofnung ein; übrigens müßt ihr diejenige kennen, von der ich ſpreche, und ihr wißt, daß ihr Herz zu zärtlich iſt, als daß ſie lange leben könnte, ohne euch zu lieben.

Ach ja! das iſt meine Melior: auf der ganzen Erde iſt keine Frau, die ihr gliche, und wohl erkenne ich ſie an dieſen Zügen. Urrake, von dieſem Augenblick mache ich mich zu eurem Knecht; führt mich, wohin euch beliebt, ich folge euch ohne Sträuben und werde nie vergeſſen, welche Wohlthat ihr mir erzeigt habt. Ach, als ich nach meiner Schandthat von ihr verjagt wurde, da waret ihr freundlich genug, mich zu entſchuldigen; ihr wandtet alles an, wozu euch der Name Schweſter berechtigte, um mir ihre Güte wieder zuzuwenden. Dieſer neue Dienſt iſt der zweite, den ich euch verdanke.

Parthenoper verließ wirklich ſeine Einſamkeit und ging mit Urrake und Parſewis, ihrer Muhme, auf ihr Schloß Salence, wo er lange Zeit bei den Frauen lebte. Vom Morgen bis zum Mittag waren die beiden Frauen nur beſchäftigt, ihn von ſeinem Kummer abzulenken und ihn durch ihre Geſpräche, durch verſchiedene Spiele ihrer Erfindung und durch immer neue Vergnügungen aufzuheitern. Zu-

weilen gaben ſie ihm, um ſeine Hofnung zu nähren und ſeine Heiterkeit dadurch zu vermehren, falſche Briefe von Melior, die voll Liebe waren. Dies war zwar eine Lüge, aber wer möchte ſie darum tadeln? Dieſe Lüge machte ihn glücklich! Wirklich erhielt er in kurzer Zeit ſeine Reize und urſprüngliche Schönheit wieder, und zwar zum Unglück ſeiner Tröſterinnen. Alle beide entbrannten in Liebe gegen ihn, und ach! großer Gott, wo iſt die Frau, die ſich nicht in ihn verliebt hätte! Wie oft beneidete nicht Urrake jeden Tag das Glück Meliors! Gleichwohl ſchätzte ſie immer in ihm den Geliebten ihrer Schweſter und beſchränkte ſich auf eine zärtliche Freundſchaft, die faſt eben ſo lebhaft war, wie die Liebe. Was Parſewis anbelangt, ſo verbrachte ſie ihre Tage mit Seufzen und mit Klagen. Ihr einziges Vergnügen war, dieſen ſo vollendeten Mann zu betrachten, dieſen herrlichen Wuchs, dieſe zauberiſchen Augen, dieſes vollkommene Geſicht; und nie konnte ſie ihn anſehen, ohne daß ihr Leiden ſich dadurch vermehrt hätte. Dennoch trug ſie Sorge, ihren Schmerz unter einer erkünſtelten Freude zu verbergen. Überraſcht durch die lange Abweſenheit ihrer Schweſter ſchrieb die Kaiſerin ihr einen Brief voll Freundlichkeit, worin ſie ſich beklagte, daß ſie von ihr ſo verlaſſen worden ſei. Urrake wagte es nach ſo zärtlichen Vorwürfen nicht, länger in Salence zu bleiben, ſo gern ſie auch dort war; ſie reiſte ab zur großen Zufriedenheit der Parſewis, die ſich nun mit Perthenoper allein befinden ſollte. Dieſer aber betrübte ſich über die Abreiſe ſeiner treuen Freundin und bat ſie, bald zurück zu kom-

Digitized by Google

men. Ach! ſie war noch weit betrübter als er, daß ſie ihn verlaſſen mußte; aber ſie ging, um für ſein Beſtes zu wirken. In Chesdoire angelangt wurde ſie mit allen erdenklichen Liebkoſungen empfangen. Melior, die es drängte, ihr Herz gegen ſie auszuſchütten, führte ſie in ihren Obstgarten und ſetzte ſich daſelbſt ins Gras unter dem Schatten eines Apfelbaumes. Der Baum ſtand in der Blüthe, denn es war Frühling; in einer andern Gemüthsverfaſſung hätte der Anblick dieſer anmuthig geſtreiften Blüthen und der Wohlgeruch, den ſie verbreiteten, ihr vielleicht gefallen. Jetzt aber konnte ſie im Anfang nur weinen, denn ſie wagte und vermochte es nicht, ein einziges Wort vorzubringen; endlich jedoch rief ſie ſeufzend: Ach! wie unglücklich bin ich, daß ich geliebt habe!

Dann ſetzte ſie nach einem Augenblicke Stillſchweigens hinzu: Doch, laßt uns von etwas anderem ſprechen.

Niemals, antwortete Urrake, habe ich ein ſo ſeltſames Betragen geſehen, wie das eurige; ſeit euer Geliebter abgereist iſt, habt ihr ihn unaufhörlich beweint; jeden Tag unterhieltet ihr euch von ihm und heute verbietet ihr mir, über ihn zu ſprechen. Aber, entweder täuſche ich mich, oder euer Herz liebt ihn immer noch. Warum euch vor mir verſtellen? Ach, meine Schweſter, iſt dies der Lohn für die Freundſchaft, die ich euch ſchon ſo lange gewidmet habe?

Ihr und Freundſchaft? rief Melior; nein, ihr habt keine mehr für mich: wenn ihr mich geliebt hättet, ſo hättet ihr mich nicht ſo verlaſſen.

Nun gut, erwiderte Urrake, ich will es nur geſtehen,

daß ich beleidigt war, und ich hatte auch Urſache, es zu ſein. Wie! mehrere Monate lang bringe ich in euch um Verzeihung für euern Liebhaber, ich wende Thränen und Bitten an, ſie zu erlangen, und erhalte nichts als abſchlägige Antworten und abſtoßende Reden! Ich gebe es zu, dieſes Betragen hat mich erzürnt, und ich beſchloß, mich von einer Schweſter zu entfernen, die ſo wenig Rückſichten für mich hatte. Dies iſt iſt der Grund meiner Abweſenheit, da ihr ihn zu erfahren verlangt; wißt aber auch, daß ich bitter dafür beſtraft wurde, denn während dieſer Zeit habe ich diejenige Nachricht vernommen, die mich am meiſten betrüben konnte: dieſer Jüngling, deſſen Unvorſichtigkeit ihr ſo hartnäckig gezüchtigt, iſt ob eurer Härte in Verzweiflung gerathen, ſeine Vernunft hat ſich verirrt und man wartet ihm auf den Tod. Es ſteht euch jetzt frei, einen andern Freund auszuwählen und ihn eben ſo zu behandeln. Aber bringt auch dieſen zur Verzweiflung, tödtet ihn wie den erſten; ich werde euer Betragen mit Gleichgiltigkeit anſehen und euch nicht mehr bitten!

Dieſer falſche Bericht von der Gefahr, worin Parthenoper's Leben ſchwebe, war ſehr zweckgemäß im Munde Urrake's. Auch machte er einen ſo lebhaften Eindruck auf die junge Kaiſerin, daß ſie beinahe in Ohnmacht fiel; umſonſt wollte ſie die Bewegung ihres Innern verbergen, ihre Bläſſe verrieth ſie; endlich antwortete ſie alſo: Ich glaube wohl, daß er ſich ſeines Verbrechens ſchämen und es lange bereuen mußte ... Im Übrigen könnte man ihm dieſe Vernunft, die er verloren hat, noch zurückgeben. Unter den Geheimniſſen, die ich in

früheren Zeiten erlernt habe, gibt es ſolche, die ihn unfehlbar heilen würden, und ich ſelbſt würde mir ein Vergnügen daraus machen, ſie mitzutheilen, wenn ich ihn noch liebte; aber er hat mich verlaſſen, er hat ſich von mir entfernt: ihr jedoch, liebe Schweſter, die ihr Freundſchaft für ihn habt, ihr mögt dieſe gute Handlung thun! ich werde euch die Mittel lehren, die ihr hiezu anwenden müſſet, ich bin bereit, zu euren Gunſten meine eigene Kränkung zu vergeſſen.

Es iſt eure Sache, das Übel wieder gut zu machen, da ihr es verurſacht habt, antwortete Urrake. Parthenoper war glücklich, als es euch beliebte, ihn zu lieben und zu euch zu locken. Er erfreute ſich in ſeinem Vaterlande all der Vortheile, die eine hohe Geburt und eine anſehnliche Macht mit ſich führen. Um ihn für ſo viele Verluſte zu entſchädigen, habt ihr ihn hier beinahe zwei ganze Jahre lang allein, ohne Geſellſchaft, abgeſchieden von der ganzen Welt, leben laſſen; und darnach klagt ihr ihn der Verrätherei an, weil er, durch argliſtige Rathſchläge verführt, einen Verſuch gemacht hat, euch zu ſehen. Er könnte vielmehr euch Vorwürfe machen, er, der ſeit dem Tage jener unſeligen Unvorſichtigkeit keinen Augenblick mehr die Ruhe gekannt und ſich durch Wachen, Faſten und Thränen abgemagert hat, während ihr vielleicht nicht einmal eine ganze Stunde von eurem Schlaf eingebüßt habt. Wer von euch beiden hat Unrecht? Wahrlich nie konnte ſich eine Frau eines Liebhabers rühmen, der dem eurigen an Schönheit, Muth und Höflichkeit gleichkäme, und dennoch habt ihr ihn verlaſſen: ja ſogar jetzt, da er in Folge eurer

Unbeugſamkeit im Begriff iſt, zu ſterben, verlangt ihr, daß ich ihn heilen ſoll: nein, das werde ich gewiß nicht thun. Gebt ihm ſeine Geſundheit zurück, wenn euer Mitleid ſich ſo weit erſtreckt; aber mag auch geſchehen, was da will, ich werde ihn immer beklagen, daß er euch geliebt hat.

Alſo ſprach die ſchlaue Urrake, und ihre Reden vermochten Melior wirklich zu überzeugen, daß ſie ihren Geliebten getödtet habe.

Schweſter, liebe Schweſter, antwortete die traurige Kaiſerin, mein Herz iſt nicht ſo gefühllos, wie ihr glaubet; aber wißt, daß ich in dieſem Augenblick mehr als eine Urſache zu Thränen habe. Kaum hattet ihr Chefdoire verlaſſen, als meine Barone ſich aufs Neue verſammelten und mich zwingen wollten, endlich einen Gemahl zu wählen. Drei furchtbare Bewerber ſind aufgetreten: der Kaiſer von Deutſchland, der von Spanien und der junge König von Frankreich. Ihre Nebenbuhlereien haben ſogar ſo große Unruhen in der Verſamlung erregt, daß ein alter Ritter, Namens Hernold, berühmt durch ſeine Klugheit ſowohl als durch ſeine ſchönen Waffenthaten, ſich auf einmal erhob und den Vorſchlag machte, man ſolle die Wahl mir ſelbſt überlaſſen, da ſie hauptſächlich mich angehe. Nur verlangte er, daß der Gemahl, dem ich meine Hand ſchenken würde, untadelhaft ſein ſolle in Beziehung auf Weisheit und Tapferkeit.

Auf nächſte Pfingſten, fügte er hinzu, möge die edle Frau einen Jahrmarkt ausſchreiben. Zugleich wollen wir auf dieſe Zeit in der ganzen Chriſtenheit ein Turnier ankündigen,

wozu die braven Ritter aller Länder eingeladen ſein ſollen. Man ernenne feierlich die ſechs oder ſieben, die ſich dabei am meiſten auszeichnen werden, oder wenn dieſe Zahl nicht hinreicht, ſo ernenne man ihrer zehen, und ſtelle es der edlen Frau frei, denjenigen unter ihnen auszuwählen, der ihr am meiſten gefallen wird.

Dieſer Rath des alten Hernold, fuhr Melior fort, wurde einſtimmig angenommen; man hat bereits das Turnier verkündigt, und eben das macht meine Thränen fließen: denn mit einem Wort, wenn ich es dir geſtehen ſoll, ich fühle, daß es mir unmöglich iſt, einen andern zu lieben, als denjenigen, der mir gefallen hat, und daß er unter allen Männern, die da leben, der einzige iſt, den ich mir zum Gemahl wünſchte.

Euer Herz iſt ein unerklärbares Ding, verſetzte Urrake boshaft; nachdem ihr Parthenoper leidenſchaftlich geliebt hattet, habt ihr ihn auf einmal gehaßt; und jetzt, nachdem ihr ihn gehaßt und vertrieben habt, liebt ihr ihn von Neuem!

Statt aller Antwort weinte Melior. Nur bat ſie ihre Schweſter, ſie möchte ihren Kummer nicht noch durch Vorwürfe vermehren, die ſie nicht verdiene, und fragte, was ſie in den verdrießlichen Umſtänden, in denen ſie ſich befinde, thun ſolle. Urrake, die immer noch dieſelbe Gleichgiltigkeit und dieſelbe Strenge erkünſtelte, antwortete: Wozu bedürft ihr eines Raths? Alles lacht euch entgegen. Das Turnier wird euch Liebhaber die Hülle und Fülle vorführen: man ſorgt für die Wahl und ihr habt dann blos noch zu lieben.

Laßt eure Spöttereien, Gefühlloſe! Zu einer Lage, wie die meinige, iſt es Grauſamkeit von euch, mich noch mehr zu betrüben, und es iſt immer eine Grauſamkeit, eine unglücklich Liebende zu kränken.

Ei! ich bitte doch, wie ſoll ich diejenige Liebende nennen, die aus bloßer muthwilliger Laune einen verliebten und treuen Ritter in den Tod ſtürzt? Iſt dieſe wohl grauſam oder ſanft?

Möge Gott Liebe in eurem Herzen erwecken! Dann, meine Schweſter, werdet ihr Mitgefühl lernen.

Ich bins zufrieden, auch ich werde lieben, ſo bald Gott befehlen wird, daß meine Stunde kommt, aber gewiß wird man mich nie meinen Freund verlaſſen oder in Verzweiflung ſtürzen ſehen. Was euch betrifft, meine Schweſter, ſo geſtehe ich, daß eure Lage mir rettungslos erſcheint und ich ſehe kein anderes Mittel für euch, als den Sieger im Turnier zum Gemahl anzunehmen, da ihr euch geweigert habt, Parthenoper für ſolchen zu erklären, als ich euch den Rath gab und es noch Zeit war.

Urrake hatte ihre Abſichten, ſo zu ſprechen. Wirklich verließ ſie Melior ſogleich und kehrte nach Salence zurück, um Parthenoper von dem, was ſie in Erfahrung gebracht, in Kenntnis zu ſetzen.

Euer Schickſal liegt jetzt in eurer eigenen Hand, ſagte ſie zu ihm. Melior wird der Preis des Turniers werden; ich frage euch nicht, ob ihr hingehen werdet, um dieſen Preis zu kämpfen, aber ich erkläre euch, daß Melior es erwartet.

Man kann ſich leicht denken, wie groß die Freude des Helden bei dieſer Nachricht war. Die Jungfrau gab ihm Pferd und Waffen und reiſte mit ihm und Parſewis ſogleich nach Cheſdoire ab. Als ſie im Hafen waren, gingen die beiden Frauen nach dem Pallaſte: er aber blieb auf dem Schiffe und wartete, bis der zur Eröfnung des Lanzenbrechens feſtgeſetzte Tag erſchien. Sobald Urrake ſich mit der Kaiſerin allein befinden konnte, fragte ſie dieſelbe über das Turnier aus.

Ach, es wird ſich demnächſt eröfnen zu meinem Unglück, antwortete Melior. Aber wer auch der Sieger ſein mag, ich erkläre zum Voraus, daß er mir verhaßt iſt, und daß ich nöthigenfalls den Tod meinem Gemahl vorziehen werde, welchen zu lieben mir immer unmöglich ſein wird. Ach liebe Schweſter, wie Unrecht hatte ich, euren Rath zu verwerfen, und wie grauſam muß ich für meinen Stolz büßen! Es ſtand bei mir, den zärtlichſten und ſchönſten aller Liebenden zum Gemahl zu haben. Ich war unempfindlich für ſeine Thränen, ich habe ſeinen Tod verurſacht und nun bin ich durch eigene Schuld unglücklicher als er ſelbſt.

Während dieſer und ähnlicher Reden ſeufzte und ſchluchzte Melior aus dem tiefſten Herzen, daß Urrake gerührt wurde und ſchon im Begriff ſtand, ſich zu entdecken und die Wahrheit zu geſtehen. Gleichwohl hielt ſie noch an ſich, ja, um ihren Freund Parthenoper wegen der Qualen zu rächen, die ihre Schweſter ihn hatte erdulden laſſen, fragte ſie dieſe im Tone der Verwunderung, wer denn der glückliche Liebhaber ſei, nach dem ſie ſich ſo feurig zurückſehne.

Ihr ſeht mich in Verzweiflung, antwortete die Kaiſerin, und ihr ſpottet meiner noch; es iſt um mich geſchehen, ich muß ſterben, ich habe keinen Troſt mehr zu erwarten.

Trotz dieſer kleinen Rache wollte Urrake dennoch ihre Schweſter nicht zur Verzweiflung bringen. Sie ſprach ihr in unbeſtimmten Ausdrücken zu, ſich zu tröſten, von der Zukunft auch einiges zu hoffen und ihr mit Geduld entgegen zu ſehen. Vergebens ſagte Melior zu ihr, daß es keine Hofnung mehr für ſie gebe, da derjenige, den ſie liebe, nicht mehr ſei. Das Fräulein ſtellte ſich, als ob ſie es nicht hörte, und fragte ſie über das Turnier, über die Richter, die den Vorſitz dabei führen ſollten, und über die Ritter, die ſie vorher mit ihrer eigenen Hand bewafnen würde. Die Kaiſerin nahm ihre Kräfte zuſammen und nannte dann, nachdem ſie einen Augenblick geſchwiegen, die Kaiſer, Könige, Herzoge und die großen Herren und Ritter ſowohl in Europa als in Aſien, die bei dieſem furchtbaren Wettſtreit kämpfen ſollten. Zuletzt nannte ſie auch den König von Frankreich und andere franzöſiſche Herren, die mit ihm gekommen waren. Unter dieſen letztern befand ſich ein Ritter, der ein Namensbruder und Verwandter von Parthenopex war. Als Melior dieſen nennen ſollte, fehlte es ihr an Kraft dazu. Mehreremale ſprach ihre zitternde Stimme Parthe, Parthe, ohne vollenden zu können; endlich entſchlüpfte das unglückſelige Wort ganz über ihre Lippen, aber Schluchzen erſtickte es, und ſie mußte ſich das Geſicht mit den Händen bedecken, um ihren Schmerz zu verhehlen. Bald jedoch that ſie ſich ſelbſt Gewalt an und

erhielt die Sprache wieder. Sie nannte die Knappen, die ſie zuvor mit dem Ritterſchlag zu beehren gedachte, und die Könige, die bei ihr im Thurme ſitzen ſollten, um die Streiter zu prüfen und über ſie zu richten. Als nun Urrake alles erfahren hatte, was ſie wiſſen wollte, kehrte ſie Abends mit Parſewis auf ihr Schiff zurück, um ihrem Freunde die nöthigen Anweiſungen zu geben. Sie hieß ihn ſeine Waffen nehmen, führte ihn ſodann heimlich nach dem Pallaſt und verſchloß ihn in einem Zimmer, das nicht bewacht wurde. Mit Tagesanbruch traten die jungen Knappen, die aus den Händen der Kaiſerin den Ritterſchlag empfangen wollten, um im Turnier mitkämpfen zu können, in Maſſe in den Pallaſt. Alle hatten einen Helm auf dem Kopfe und den Degen am Halſe hängen, wie es damals Brauch war. Urrake holte ſogleich Parthenoper und ließ ihn ſich bewafnen, wie die andern. Er miſchte ſich unter den Haufen und trat mit ihnen vor die Kaiſerin. Sie erwartete dieſelben auf einem elfenbeinernen Throne ſitzend. Ihr Rock von türkiſchem Purpur war am Hals und an den Ärmeln mit Goldſtoffen und Perlen verbrämt. Die Knöpfe waren Rubine, desgleichen der Spangenhaken, den ſie unter dem Kinn trug. Ihre Arme waren mit goldenen Ringen und Bändern geſchmückt. Endlich auf den Schultern trug ſie einen Purpurmantel mit Gold verbrämt und mit Hermelin gefüttert. Unter dieſem prachtvollen Schmuck hätte ſchon eine gewöhnliche Schönheit blenden können. Meliors Reize wurden dadurch nicht erhöht; ja, ſie hätte in einem grauen wollenen Überrock eben ſo gut

für die ſchönſte aller Frauen gegolten. Kein Wunder, daß Parthenopex bei ihrem Anblick in Entzücken gerieth; es war dies dieſelbe Frau, die ihn beinahe zwei Jahre lang mit Gunſtbezeugungen und Freude überhäuft hatte. Er verſchlang ſie mit ſeinen Augen, er drang durch die Menge, um ihr zu nahen, und in ſeiner Verwirrung gerieth er zwanzigmal in Verſuchung, ſich ihr zu Füßen zu werfen, um ihre Verzeihung zu erflehen. Urrake, die ihn außer ſich ſah, ſuchte ihn umſonſt zur Vernunft zurück zu bringen; bald huſtete ſie, bald ſprach ſie leiſe mit ihm, aber er ſah, er hörte nichts, und verrieth ſeine Leidenſchaft durch ſo viel Zeichen, daß jedermann aufmerkſam wurde. Die Kaiſerin ſelbſt gewahrte es und ſah ſich genöthigt, die Augen niederzuſchlagen. Um weitere Ausbrüche ſeiner unſinnigen Aufregung zu verhüten, trat ſie auf den jungen Unbekannten zu, nahm den Degen, den er am Hals hängen hatte, gürtete ihn ihm zur Seite und machte ihn, ohne ihn zu kennen, zuerſt vor allen andern zum Ritter. Während dieſer Zeit ſeufzte er und Thränen rollten aus ſeinen Augen. Obgleich ſein Geſicht vom Helme bedeckt war, ſah ſie dennoch durch das Viſier hindurch die Thränen fließen; aber ſie ſtellte ſich, als merkte ſie nichts, und einen Augenblick darauf näherte ſie ſich wieder ihrer Schweſter und ſagte ganz leiſe zu ihr, der junge Mann, den ſie ſo eben bewafnet habe, ſei ihr durch ſeine bezaubernden Augen und ſeine heldenmüthige Geſtalt aufgefallen. So ſprechend warf ſie abermals die Augen auf ihn, um ihn aufs Neue zu bewundern. Dieſe ſchönen Augen, dieſer edle Anſtand erinner-

ten ſie an Parthenoper. Bei dieſem Gedanken zitterten ihre Kniee, ſie fühlte, daß ihre Kräfte ſchwanden. Großer Gott, was wäre es erſt geweſen, wenn man ihr geſagt hätte, daß derjenige, der ſie ſo anzog, derſelbe Parthenoper war, den ſie todt glaubte! Mit welchem Verlangen hätte ſie ihn nicht zu Hilfe gerufen, und mit welcher Inbrunſt wäre dieſer treue Liebhaber ihr nicht entgegengeflogen! Parthenoper war ſo entzückt, daß die Gebieterin ſeines Herzens ihn, wie ſie ihm vormals verſprochen, zum Ritter erhoben hatte, daß er ſogleich den Saal verließ und ſich auf ſein Zimmer verſchloß, um ſein ganzes Glück mit Muße zu genießen. Seine Einbildungskraft erhitzte ſich immer mehr, und er dachte an nichts als an Lanzenbrechen und Kämpfe. Wann wird ſich das Turnier eröfnen? Wann wird er Melior allen Tapfern der Erde abkämpfen können!

Ja ich werde ſie erhalten, ſagte er bei ſich ſelbſt: wer dürfte es wagen, mir zu widerſtehen! Habe ich nicht mein Verbrechen und meine Liebe zum Spotte?

Indeſſen hatte es Melior ſo gewaltige Anſtrengung gekoſtet, ihren Schmerz zu bezähmen und zu verhehlen, daß ſie nicht länger widerſtehen konnte. Sie fühlte ſich unwohl und verſchob die Feierlichkeit auf den nächſten Tag. Es war dies wirklich keine eitle Ausflucht von ihrer Seite. Obſchon ſie zufällig, ohne es zu wollen oder zu wiſſen, nur den einzigen Parthenoper mit der Ritterwürde beehrt hatte, ſo fehlte es ihr doch wirklich an Kräften. Urrake blieb den ganzen Tag bei ihr; am Abend aber holte das Fräulein mit Parſewis

den Grafen ab und kehrte mit ihm auf ihrem Schiffe nach Salence zurück, um da den Tag der Eröffnung des Turniers abzuwarten. Parſewis ſpielte bei dieſem allem eine nicht ſehr angenehme Rolle. Sie liebte Parthenoper leidenſchaftlich und ſah ihn ſo ganz für eine andere entbrannt, daß ſie ſich nicht einmal mit der Hofnung ſchmeicheln konnte, ihm vielleicht ſpäter zu gefallen. Umſonſt hatte ſie während der Zeit, da ſie in Salence allein mit einander waren, zu ſeinem Herzen zu ſprechen verſucht, dieſes Herz war für ſie taub. Gleichwohl liebte die Unſinnige, obſchon ohne alle Hofnung, immer noch, und ihr einziges Vergnügen war, bei ihm zu ſein. Urrake's Abſicht war, als ſie Parthenoper von Chefdoire entfernte, den Jüngling vor Unklugheiten zu bewahren, die ſeine maaßloſe Liebe nur zu ſehr fürchten ließ. Aber eben dieſe Vorſichtsmaaßregeln, wodurch ſie die Gefahr von ihm abzuwenden gedachte, beſchleunigten dieſelbe. Der Anblick ſeiner Geliebten hatte ihn ſo außer aller Faſſung gebracht, daß er an nichts mehr dachte, als an ſie; alles, was die beiden Frauen erſannen, um ihn zu zerſtreuen und zu ergötzen, war ihm zur Laſt. Endlich eines Tags, als die große Hitze beide eingeſchläfert hatte, konnte der unſinnige Jüngling ſeiner Ungeduld nicht länger widerſtehen und entwiſchte, während ſie ſchliefen. Er eilte an den Hafen, warf ſich in ein zweiruderiges Fahrzeug und ſegelte ins Meer. Kaum aber hatte er das Ufer aus den Augen verloren, als ein Sturm ſich erhob und ihn auf eine benachbarte Küſte warf. Der Beherſcher dieſer Küſte nannte ſich Armant. Es war dies ein wilder

und grauſamer Mann, dabei außerordentlich ſtark und ſehr geübt in den Waffen; ſein ganzes Vergnügen beſtand darin, unaufhörlich Lanzen zu brechen, weil er manchmal die Freude hatte, einen Ritter zu tödten. Wenn ſein Gegner nun überwunden war, ſo warf er ihn in ſeine Gefängniſſe und ließ ihn dort durch ſchlechte Behandlung verkümmern, ohne jemals eine Bürgſchaft oder Löſegeld annehmen zu wollen. Man führte Parthenopex zu ihm, er bat um ein Obdach, aber ſtatt aller Antwort winkte der Böſewicht, und der Unglückliche ward in einen Kerker geworfen. Als die Frauen erwachten und ſahen, daß er aus Salence verſchwunden war, ſo geriethen ſie in große Beſtürzung: ihr Schmerz wurde noch durch einen Brief vermehrt, der in demſelben Augenblick von Chesdoire ankam; die Kaiſerin lud ſie darin zu einer allgemeinen Hofverſamlung ein, die ſie bei der Eröfnung des Turniers zu halten genöthigt war. Was thun in dieſen Umſtänden? Wozu ſich entſchließen? Da jedoch die Vermuthung nahe lag, daß Parthenopex in ſeiner Ungeduld ihnen vorausgeeilt ſein werde, ſo beſchloßen ſie, ſich ebenfalls dahin zu verfügen, aber bald verſchwanden ihre Hofnungen und jetzt erſt mußten ſie ihn beweinen. Ach, er härmte ſich noch ganz anders ab, als ſie, denn in welch eine Lage ſah er ſich verſetzt! In wenigen Tagen ſollte ſich das Turnier eröfnen, deſſen Preis ſeine Geliebte war, und er lag während dieſer Zeit im Kerker. Der Unmenſch, der ihn hier feſthielt, ermangelte nicht, nach ſeiner Gewohnheit zum Lanzenbrechen abzureiſen. Seine Abſicht war nicht, um den Beſitz der ſchö-

nen Kaiſerin zu ſtreiten, denn er hatte bereits eine Gemahlin; aber er hoffte, im Kampfe irgend jemand tödten zu können, und ſeine Bosheit wünſchte ſich zum Voraus Glück dazu. Vor ſeiner Abreiſe beauftragte er ſeine Frau, Parthenoper zu bewachen. Dieſe, eben ſo ſanft und mitfühlend, als er grauſam, eignete ſich nicht gut zu einem ſolchen Geſchäfte; ihre erſte Sorge war, als ſie ihren Gemahl abgereist ſah, in das Gefängnis hinabzuſteigen und dem Gefangenen einige Worte des Troſtes und der Hofnung zu ſagen.

Es giebt keinen Troſt mehr für mich, antwortete der Graf, da ich dem Turnier nicht anwohnen kann.

Dabei brach er in Thränen aus. Der Schmerz eines ſo ſchönen Ritters rührte die Frau; ſie fragte ihn, ob er für den Fall, daß ſie Vertrauen genug auf ſeine Ehre ſetzte, ihm das Gefängnis zu öfnen, ſich fähig fühlen würde, nach dem Turnier von ſelbſt zurückzukommen und ſich auf ſein Wort einſperren zu laſſen.

Ich ſchwöre euch bei allen Heiligen im Himmel und auf Erden, antwortete der bebende Jüngling, wenn ihr mir dieſe Gnade gewähret, die mir lieber iſt als mein Leben, ſo werde ich mich auf den Tag und auf die Stunde, die ihr mir vorzuſchreiben belieben werdet, wieder in eurem Gefängniſſe einſtellen. Übrigens habe ich in dieſem Augenblick keine andere Bürgſchaft zu bieten, als einzig und allein mein Wort: aber ich beſitze bedeutende Herſchaften, ich mache ſie euch zum Geſchenk und verpflichte mich von Stund an, mein Leben lang euer Lehensmann zu werden.

So ſprechend warf ſich der Ritter der Frau zu Füßen; ſie beeilte ſich, ihn aufzuheben, umarmte ihn zärtlich und fügte dann hinzu: Nein, mein ſchöner Freund, ich verlange weder Geſchenke noch Eide von euch; eure Reden und eure Geſtalt haben mein Vertrauen gewonnen. Seid frei! euer Wort genügt mir. Alles, was ich von euch verlange, iſt, daß ihr vor dem Ende des Lanzenbrechens zurückkommt; ihr kennt Armant: es wäre um mich geſchehen, wenn er euch bei ſeiner Rückkehr nicht wieder in ſeinem Gefängniſſe träfe. Ach, vielleicht habe ich daſſelbe Loos zu fürchten, wenn das Schickſal euch im Turnier umkommen läßt. Theurer Freund, bedenkt die Gefahren, denen ich mich durch dieſe Gefälligkeit gegen euch ausſetze, und zwingt mich nicht, ſie zu bereuen.

Parthenopex konnte auf dieſe Reden nur mit Verſicherungen unveränderlicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit antworten. Die edle Frau gab ihm ein Pferd, Waffen, einen ſilbernen Schild, ein Schiff zur Abreiſe, und er machte ſich auf den Weg. Indeß konnte er nur in einiger Enfernung von Chefdoire landen und war genöthigt, einen Theil des Wegs zu Lande durch den Wald hindurch zu machen. Dieſer Wald koſtete ihn noch manchen Seufzer; jeder Schritt, den er darin that, erinnerte ihn an die vielfachen Vergnügungen, die er vormals in den glücklichen Tagen ſeiner Liebe hier genoſſen hatte; aber er hatte in dieſem Augenblick wenigſtens die Hoffnung, ſie aufs Neue verdienen zu können. Während er ſich mit dieſem Gedanken beſchäftigte, wurde er von einem ſpa-

niſchen Ritter eingeholt, der gleichfalls nach Chefdoire reiste. Er hieß Gaudin der blonde, und war von ſeinen Verwandten im Stich gelaſſen, weil er den chriſtlichen Glauben angenommen hatte; darum ſah er ſich genöthigt, vom Solde zu leben und ſich durch Herumziehen auf den Turnieren ſeinen Unterhalt zu verſchaffen. Sein Gefolge beſtand aus fünf Knechten, von denen jeder eine grünbemalte und mit einem taftenen Banner geſchmückte Lanze vor ihm her trug, und eben ſo vielen Schildknappen, die hinter ihm ritten und jeder einen rothen Schild trug, der ihnen am Halſe hing. Sobald Gaudin Parthenoper bemerkte, gab er ſeinen Leuten ein Zeichen, anzuhalten; er ritt auf ihn zu, um ihn zu begrüßen, und bat ihn, ihm zu ſagen, wohin er gehe. Nachdem Parthenoper ſeine Frage beantwortet hatte, ſagte ihm Gaudin ebenfalls ſeinen Namen, ſein Vaterland und den Grund ſeiner Reiſe.

Da wir auf daſſelbe Ziel losgehen, fügte er hinzu, ſo erlaubt mir, Herr, euch zu begleiten, und wenn ihr in Chefdoire niemand findet, ſo erbiete ich mich, die mir beſtimmte Wohnung mit euch zu theilen; ich verlange dagegen nichts, als daß ihr mein Waffengenoſſe ſeid.

Ich bins zufrieden, antwortete Parthenoper; befehlt nur, ich werde euch überall hin folgen.

Sie langten Abends in Chefdoire an und man wies ihnen als Wohnung ein großes prachtvolles Zelt zu, das längs der Wieſe aufgepflanzt war und worin ſich ſchöne Kammern für ſie, Ställe für ihre Pferde und Diener zu ihrer Beſor-

gung befanden. Das Turnier ſollte am andern Morgen eröfnet werden. Mit Tagesanbruch ſtanden die beiden Kämpfer auf, hörten die Meſſe an, nahmen ihre Waffen, ließen ihre Lanzen und Kampfzeichen durch ihre Diener auf den Wahlplatz tragen und verfügten ſich ſelbſt dahin. Der Kampf ſollte ſich auf beiden Seiten des Fluſſes ausbreiten und durch die Brücke in zwei Theile getheilt werden; die Kämpfenden mußten ſich daher gleichfalls in zwei Truppen theilen, und die einen dieſſeits, die andern jenſeits der Brücke ihren Poſten einnehmen. Bald kamen ſie in Maſſe an, gleich Wolken von kleinen Fliegen, die man Sommers auf dem Felde herumflattern ſieht, und jeder von ihnen ſtellte ſich nach Belieben zu demjenigen der beiden Haufen, der ihm am beſten gefiel. Parthenopex und ſein Waffengefährte blieben außerhalb auf der Seite der Wieſe; ſie wollten ſich aber nicht in den Haufen miſchen und ſtellten ſich in einiger Entfernung gegenüber von dem Thurme auf, auf dem die Kaiſerin mit Urrake, Parſewis und den ſechs Kampfrichtern ſaß. Bald lenkte der edle Anſtand dieſer beiden Kämpfer und die Gewandtheit, womit ſie ihre Waffen und Pferde handhabten, aller Augen auf ſie. Der Muth, den ihr Vorhaben ankündigte, ſetzte einen der Richterkönige in Erſtaunen; er äußerte ſeine Bewunderung gegen Melior und bat ſie, fragen zu laſſen, was der Name und das Vaterland dieſer Ritter ſei. Während er noch ſprach, ſtürzten beide Abtheilungen auf einmal auf einander los und griffen ſich an. Da aber die äußere an Anzahl weit ſchwächer war, ſo konnte ſie faſt kei-

nen Widerſtand leiſten; ſie mußte weichen und verlor viel Boden. Auf einmal ſpornten aber die zwei Tapferen ihre Pferde, ſprengten auf die Ringer los, warfen jeder einen von den Vorderſten zu Boden, trieben die nachfolgenden zurück, drängten ſie auf die Seite und hoben ſie aus dem Sattel; und durch dieſen leichten Sieg machten ſie den Überwundenen neuen Muth und verſchafften ihnen Zeit, ſich wieder zu ſammeln. Dies war nur der Anfang der tapferſten Waffenthaten, welche Parthenoper und ſein Genoſſe an dieſem und den folgenden Tagen verübte und wodurch er den größten Ruhm erntete. Am zweiten und dritten Tage drang der Held nach manchem Strauß bis an den Fuß des Thurmes; er wandte ſich zu Melior und ſprach: O ihr, die ich zu meinem Unglück zu ſehen ſuchte, würdigt mich, mein Pfand anzunehmen!

Zu gleicher Zeit reichte er ihr ſeine mit einem Banner geſchmückte Lanze hinauf. Die Schöne nahm ſie lächelnd und behielt ſie, ohne im mindeſten den Grund oder den Namen des höflichen Ritters zu vermuthen, der alſo ſprach. Aber dieſe unſchuldige Gunſtbezeugung wurde falſch ausgelegt; man glaubte, der, den ſie berührte, ſei ein begünſtigter Liebhaber, und im Augenblick griffen ihn alle, die um ihn waren, in Maſſe an. Die Kaiſerin wollte, als ſie die Lanze nahm, gewiß nur eine Handlung der Höflichkeit begehen, aber man rechnete es ihr als Verbrechen an. Freilich, wenn ſie gewußt hätte, daß dieſe Lanze Parthenoper angehörte, ſo hätte ſie dieſelbe mit großem Vergnügen in die Hand genommen; ja, wenn ſie in dieſem Augenblick mit ihm allein geweſen wäre,

ſo hätte ſie ihm ſonder Zweifel noch andere Beweiſe ihres Wohlwollens gegeben. Melior hatte nicht errathen können, wer mit ihr ſprach, weil ſie nach allem, was man ihr geſagt hatte, Parthenoper todt glaubte. Urrake und Parſewis aber, die ihn lebend wußten, glaubten ihn zu erkennen. Beide erblaßten, und wie verabredetermaßen zogen ſie ſich ins Innere des Thurmes zurück, um einander ihre Muthmaßungen mitzutheilen. Dieſes plötzliche Weggehen, beſonders aber die Änderung, die auf ihrem Geſichte vorgegangen war, machte Melior aufmerkſam und nachdenklich. Sie erinnerte ſich der Worte des Ritters und da ihre Einbildungskraft in der größten Thätigkeit war, verließ ſie gleichfalls das Fenſter und ſuchte Urrake auf. Sobald Parſewis ſie bemerkte, entfernte ſie ſich, ging an ihren Platz zurück und wußte nichts mehr zu thun, als ihre Blicke über die Menge ſchweifen zu laſſen, um denjenigen ausfindig zu machen, den ſie liebte. Unbeſchreiblich war ihre Freude, als ſie ihn zu bemerken glaubte; nur diejenigen vermögen ſie zu würdigen, die lieben oder geliebt haben; und gleichwohl konnte ſich die Unglückliche nicht verhehlen, daß ſie vergebens liebte. Die Kaiſerin aber faßte Urrake's Hand und ſprach im liebevollſten Tone alſo zu ihr: Ihr habt alſo meinen Tod beſchloſſen, liebe Schweſter; umſonſt vertraut euch mein Herz ſeine innerſten Geheimniſſe an. Das eurige bleibt immer gleichgiltig und mir verſchloſſen. Habe ich es irgendwie an der Freundſchaft fehlen laſſen, die ich euch ſchulde, ſo verlangt eine Genugthuung; wie ſie auch ſein mag, ich nehme ſie an, und gebe euch hiefür mein Pfand.

Mit dieſen Worten zog ſie ihren Handſchuh aus und bot ihn ihrer Schweſter, indem ſie ſehr weinte.

Ich will euer Pfand nicht, antwortete Urrake, ebenfalls bis zu Thränen gerührt; ihr habt mich nicht beleidigt, und ich habe eben ſo wenig Gründe, es anzunehmen, als ihr, es anzubieten; aber was ſollen dieſe Worte beſagen! Ohne Zweifel habt ihr einige neue Fragen an mich zu richten; ſprecht vertrauensvoll, ihr ſollt jetzt ſehen, ob ich euch wahrhaft zugethan bin.

Nun gut, meine theure Urrake, verſetzte Melior, das, was ſo eben geſchehen iſt, hat mich, ich geſtehe es, beſtürzt gemacht; du haſt, wie ich, dieſe rührende Stimme gehört, die zu mir ſagte: Ich habe euch zu meinem Unglück geſehen!

Ach! ſie erinnert mich an Parthenopex; es iſt ſeine Stimme, er iſt es ſelbſt; es ſcheint, als ſei er dem Grabe entſtiegen, um mir wieder Grauſamkeiten vorzuwerfen; ja es iſt ſo, er will mich zu ſich hinabziehen.

Das Schluchzen, womit Melior dieſe Worte vorbrachte, entwafnete Urrake endlich. Sie konnte der Verzweiflung ihrer Schweſter nicht länger widerſtehen, und nachdem ſie um Verzeihung gebeten hatte wegen des Kummers, worin ſie ſie ſo lange gelaſſen, erzählte ſie ihr das ganze Abenteur mit Parthenopex von dem Tage an, da ſie ihn in den Ardennen im Begriff zu ſterben getroffen hatte, bis zu dem, da er heimlich aus Salence entflohen war. Nichts wurde vergeſſen, weder der ſchreckliche Zuſtand, in welchen ihn ſein Gram verſetzt, noch die trügeriſchen Hoffnungen, die ſie hatte anwen-

den müſſen, um ihn dem Leben wieder zu ſchenken, noch ſein Entzücken, als er durch die Hände ſeiner Geliebten bewehrt worden war.

Es war ihm unmöglich, ohne euch zu leben, und dies hat ihn uns ſo ſchnell entriſſen, fügte Urrake hinzu; ich habe ihn verloren geglaubt, und ſchon beweinten Parſewis und ich ſeinen Tod: aber nach dem, was wir beide ſo eben gehört haben, müſſen wir hoffen, daß er noch lebt und unſer Vergnügen ſich bald durch die Freude vermehren wird, ihn als Sieger zurückkehren zu ſehen.

Ja, er iſts! rief Melior entzückt; er iſt es ſelbſt, ich kann nicht länger daran zweifeln. Wie? hätte ich ihn nicht ſchon an ſeiner Tapferkeit erkennen ſollen? Antworte mir offen, meine liebe Urrake: kennſt du auf der ganzen Erde einen Mann, der ſich mit Parthenopex vergleichen ließe? und konnte ſich jemals eine Frau rühmen, einen ſo vollendeten Liebhaber zu beſitzen, wie der meinige? Ach! er iſt mit Gefahr ſeines Lebens gekommen, mir ſeine Lanze zu überreichen und mir Genugthuung anzubieten, während ich ihn um Gnade anflehen ſollte. Laß uns zurückkehren, liebe Schweſter, um ihn kämpfen und ſeinen Ruhm genießen zu ſehen!

So ſprechend trocknete Melior ihre ſchönen Augen und ging dann auf ihren Platz am Fenſter zurück. Ihre erſten Worte waren, daß ſie ſich nach den Begebenheiten des Turniers erkundigte.

Herrin, antwortete einer der ſechs Richterkönige, alle Blicke ſind auf den Ritter mit dem ſilbernen Schilde gerichtet.

Von dem Augenblick an, da ihr ſeine Lanze genommen habt, ſcheinen die Kämpfer nur noch mit ihm allein anbinden zu wollen; aber er vertheidigt ſich mit Erfolg und hat ſich ſchon wieder beinahe ganz aus dem Gewühl herausgearbeitet. Seht nur, wie man überall, wohin er ſchlägt, vor ihm ausweicht!

Einige der Richterkönige baten die Kaiſerin, auch gewißen andern Streitern, die ſie ihr zeigten, ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden; aber ſie war ganz und gar von Parthenoper gefeſſelt; ihre Augen ſahen nur ihn und verloren ihn keinen Augenblick. Wenn man ihm einen Streich verſetzte, erhob ſie ſich raſch, gleich als wollte ſie ihn mit dem eigenen Körper auffangen. Umſonſt faßte Urrake ſie von Zeit zu Zeit am Arme, daß ſie ruhig auf ihrem Platze ſitzen ſollte; wenn ſie Parthenoper von den Streitern gedrängt vorrücken oder zurückweichen ſah, ſo rückte auch ſie unwillkürlich auf ihrem Sitze vor oder zurück. Ach, wenn es in ihrer Macht geſtanden wäre, das Ende des Turniers zu befehlen und den Sieger zu ernennen, der ſchöne Ritter hätte nicht mehr lange auf die Krone warten müßen. In dieſem Augenblick ſprengte der König von Frankreich herbei, in der Hofnung, irgend eine Heldenthat zu verrichten, welche die Aufmerkſamkeit der Richter auf ſich ziehen könnte. Der Kaiſer von Deutſchland, der ihn bemerkte, wollte ſich mit ihm meſſen, aber als ſie die erſte Lanze mit einander wechſelten, ſtürzten die Deutſchen insgeſamt auf den franzöſiſchen Herſcher los und warfen ihn mit ſeinem Pferde zu Boden. Schon machte ſich der

Kaiſer bereit, ihn zu ergreifen; Parthenopex ſah die Gefahr ſeines königlichen Vetters: mit dem Ruf: Monjoie! ſprengte er auf den Kaiſer los und hob ihn aus dem Sattel. Im Augenblick wurde er von der ganzen deutſchen Schaar angegriffen; die Frieſen und Sachſen ſchlugen ſich zu denſelben, aber auf der andern Seite waren auch die Franzoſen, die Normannen und die Bretagner herbeigeflogen, um ihrem Könige zu helfen. Das Handgemenge wurde ſchrecklich, man ſchlug ſich mit Erbitterung; indeß gelang es den Franzoſen, die von Parthenopex und ſeinem wackern Gefährten Gaudin unterſtützt waren, den König wieder auf ſein Pferd zu ſetzen und aus dem Gewühle zu retten. Dieſer erklärte laut, daß er dem Ritter ſein Leben verdanke und bezeugte ihm hiefür ſeine Erkenntlichkeit. Die Franzoſen überſchütteten ihn mit Lobeserhebungen: er aber, der nicht von ihnen erkannt werden wollte, antwortete griechiſch, wie wenn er ihre Sprache nicht verſtünde; und ohne längeres Zögern ſtürzte er ſich von Neuem ins Gedränge. Melior war von allem dieſem nichts entgangen. Derjenige Richterkönig, der, nach der Tapferkeit, die Parthenopex von Anfang des Turniers entwickelte, ihn liebgewonnen hatte, fragte die andern Richter, ſeine Amtsbrüder, was ſie von ſeinem Helden denken. Alle ſprachen, wie er, und konnten auch nicht anders ſprechen. Da man in allen Sachen dieſer Art einen Günſtling, einen Liebling hat, dem man beſonders zugethan iſt, ſo fügten einige hinzu, es ſei noch nicht ganz entſchieden, ob der Ritter mit dem ſilbernen Schild der beſte im Turnier ſei. Bei dieſer Rede

hatte die Kaiſerin Mühe, an ſich zu halten. Es wäre in dieſem Augenblick ſehr ſüß für ſie geweſen, die Sache ihres Freundes zu verfechten, aber ſie fürchtete, ſich zu verrathen, wenn ſie ſeine Vertheidigung übernähme, und begnügte ſich, beſcheiden und mit niedergeſchlagenen Augen zu ſagen: Ihr lieben Herren, es ſteht mir nicht zu, über die ſchönen Waffenthaten vor euch meine Meinung zu ſagen; aber was den Ritter betrifft, von dem ihr ſprechet, ſo ſcheint es mir, daß, wenn er auch nicht der Tapferſte im ganzen Turnier iſt, viele es weit weniger ſind, als er.

Während dieſer Zeit hatten die Deutſchen, wüthend, ihre Beute ſich entriſſen zu ſehen, ihre Reihen aufs Neue geſchloſſen, und unter der Anführung Armants, Herzogs von Baiern und Neffen des Kaiſers, waren ſie zurückgekommen, um die Franzoſen zum zweitenmal auzugreifen. Dieſe waren in Unordnung überraſcht und genöthigt worden, ſich bis an die Straße vor dem Schloß zurückzuziehen. Parthenoper aber ſprengte zum zweitenmal zu ihrer Hilfe herbei. Mit ſeinem erſten Lanzenwurf warf er Armant aus der Ferne auf den Sand. Gaudin, der ihm folgte, hob ebenfalls einen ihrer Anführer aus dem Sattel. Plötzlich aber wurde der ſpaniſche Ritter von einem Trupp Sarazenen angegriffen und mit einem Keulenſchlag unter ihre Pferde geworfen. Nie glich eine Wuth derjenigen, die Parthenoper in dieſem Augenblick empfand. Er ſtürzte auf den Sarazenen, der ſeinen Freund niedergeworfen, los, ſtieß ihm ſeine Lanze in die Achſelhöhle und bohrte ihn durch und durch; ſodann zog er ſein Schwert,

ſchlug rechts und links drauf los, ſpaltete Köpfe bis auf die Zähne, jagte alle davon und gab Gaudin Zeit, wieder auf ſein Pferd zu ſteigen. Um ihn herum wurden ebenfalls fürchterliche Streiche geführt. Die Herzoge von Sachſen, von Flandern, von Laon, von Bourges und der Normandie, die Könige von Sizilien, von Achaja, von Syrien, von Valencia und von England kämpften auf Tod und Leben. Parthenoper geſtattete ſeine Liebe nicht, auf eine gewöhnliche Art zu kämpfen. Sein einziger Ehrgeiz war, für ſich allein die Thaten aller andern zu verdunkeln; im Übrigen lag ihm wenig daran, zu ſterben, wenn er nicht als Sieger des Turnirs erklärt wurde. In dieſem Augenblick führte der König von Frankreich ſeine Ritter aufs Neue zum Angriffe heran, um ſeine Rache an den Deutſchen zu nehmen. Er erkannte Parthenoper und machte ihm den Vorſchlag, mit ihm an der Spitze ſeiner Schaar anzugreifen: der Held nahm es an. Alle beide legten die Lanze ein. Jetzt rief der König aus Leibeskräften: Monjoie!

Die Franzoſen wiederholten das Geſchrei mit gleicher Begeiſterung und ſtürzten nun auf die feindliche Schaar los. Gleich beim erſten Anfall wurde dieſe genöthigt, ſich auf Pfeilſchußweite zurückzuziehen. Umſonſt ſuchte ſie ihren erſten Vortheil wieder zu gewinnen, ſie verlor immer mehr und mehr Boden, und man kann nicht wiſſen, was geſchehen wäre, wenn die Nacht nicht ein Ende gemacht hätte. Das Dunkel trennte die Kämpfenden. Alle zogen ſich zurück, Parthenoper aber und Gaudin verließen die Schranken erſt als

die Letzten von allen, und dann ſprengten ſie im Gallop, den Schild in der Fauſt und mit eingelegter Lanze, davon. Ihr Betragen wurde bemerkt und die Richter erklärten, daß die beiden Kämpfer, nachdem ſie gut angefangen, nicht minder gut endigen würden. Anders war es mit gewiſſen Leuten, die Urſache hatten, auf ſie eiferſüchtig zu ſein. Dieſe ſahen ſie nur mit Neid herbeikommen; aber alle, welche ſchöne Thaten und tapfere Männer liebten, bewunderten ſie und riefen ihnen Beifall zu. Es iſt unmöglich, zu beſchreiben, was Melior bei dieſem allem empfand! Wer vermöchte den Schmerz zu ſchildern, der ſich ihrer bemächtigte, als ſie ihren Freund ſich entfernen ſah, ohne daß es ihr erlaubt geweſen wäre, ihn zu grüßen oder ihm irgend ein Zeichen von Liebe zu geben! Sie folgte ihm lange mit den Augen; endlich als er verſchwand, wurde ſie auf einmal traurig und nachdenklich und hatte große Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Erſt als die Richter weg waren, konnte ſie ihr Herz erleichtern. Was hätte ſie nicht gegeben, wenn ſie ihm in ſein Zelt hätte folgen dürfen! Aber, ach! ihr Rang, ihre Würde, ihr Geſchlecht, alles machte dies unthunlich. Doch hatte ſie wenigſtens den Troſt, mit Urrake von ihm zu ſprechen, und kaum war die Sonne aufgetaucht, ſo begab ſie ſich wieder nach dem Thurm, in der Hofnung, ihn bald ankommen zu ſehen. Die Anſtrengungen des Tags hatten ihn bald eingeſchläfert; Gaudin mußte ihn wecken. Beide langten als die erſten auf dem Wahlplatz an, und auch dies entging den Richterkönigen nicht; Melior aber hatte es ſchon vor ihnen

Digitized by Google

bemerkt. Einzig damit beſchäftigt, ihren Geliebten aufzuſuchen, hatten ihre aufmerkſamen Augen ihn ohne Mühe erkannt, und nun klopfte ihr Herz, gleich als wollte es dem Jüngling entgegen hüpfen. Mittlerweile öfneten ſich die Thore des Schloſſes und diejenigen von den Rittern, die man hier beherbergt hatte, zogen in Maſſe hinaus, um ſich zu dem Turnier zu begeben. Unter ihnen war ein gewiſſer Armand, wegen ſeiner Häßlichkeit der garſtige genannt. Dieſer wollte vor ihnen auf dem Kampfplatze ankommen, ſpornte daher ſein Pferd und ſprengte im Gallop heran. Parthenoper, der ihn nahen ſah, jagte mit eingelegter Lanze ihm entgegen; er hob ihn aus dem Sattel und warf ihn zehn Schritte weit auf den Sand; hierauf nahm er ſein Pferd und führte es mit ſich fort. Mit dieſer Heldenthat, die er unter den Augen ſeiner Herzgeliebten verrichtete, wollte er das Tagewerk beginnen. Gleichwohl hätte er ſie beinahe bereuen müſſen, denn die nachfolgenden Ritter ſtürzten auf ihn los, um Armand zu rächen; aber Gaudin ſtellte ſich ihnen entgegen, hielt ſie auf und begünſtigte den Rückzug ſeines Freundes. Wenn Parthenoper's Sieg Melior erfreut hatte, ſo machte die Gefahr, in der er ſchwebte, ſie erblaſſen. Inzwiſchen erſchienen alle Theilnehmer am Turnier in den Schranken. Als ſie dieſelbe betreten hatten und Parthenoper bemerkten, zeigten ſie ihn einander mit allen Zeichen der Bewunderung. Der Graf fühlte ſich durch dieſen Beweis von Hochachtung unendlich geſchmeichelt und er flößte ihm neuen Muth ein. Überdies ſprach Gaudin, um ihn noch mehr anzufeuern, un-

Digitized by Google

aufhörlich mit ihm von Melior. Seit der Eröfnung des Turniers hatte dieſer getreue Waffenbruder nur den Ruhm ſeines Freundes vor Augen gehabt, und ſo ſehr ihm auch daran gelegen war, ſelbſt den Preis zu erhalten, ſo ſchien er doch nur gekämpft zu haben, um ihn ihm zu verſchaffen. Am Ende aber konnte der Richterkönige einer nicht umhin, über die Tapferkeit des Parthenoper zu äußern: Wenn Gott dem Ritter mit dem ſilbernen Schilde das Leben erhält, ſo wird er nach meiner Anſicht den Kranz verdienen.

Bei dieſen Worten bebte Melior vor Vergnügen. Doch hatte ſie Selbſtbeherſchung genug, um nichts zu antworten, aber im Grund ihres Herzens richtete ſie ein Gebet an Gott, daß er den Ritter mit dem ſilbernen Schild vor Wunden beſchützen möge. Der letzte Kampf des Helden war gegen den Sultan von Perſien. Dieſer war einer der feurigſten Liebhaber Meliors, und einer von denen, die ſich am meiſten Mühe gegeben hatten, ſie durch ihren Muth zu verdienen. Am letzten Tage übertraf er ſich noch; er glich dem Donner und Blitz. Überall, wohin er ſich wandte, wich man ihm aus, oder man wurde zu Boden geworfen. Parthenoper ſuchte ihn auf, um ſich wo möglich eines ſo furchtbaren Gegners zu entledigen. Sie kämpften mit all' der Wuth, von der zwei eiferſüchtige Nebenbuhler entbrennen müßen. Lange blieb der Sieg ſchwankend, endlich aber unterlag der Sultan und ward aus dem Sattel gehoben. Die heranbrechende Nacht machte dem Turnier ein Ende: die Herolde ſtießen ins Horn und alle zogen ſich zurück. Indeß befahl die Kaiſerin,

unter dem Vorwand, den Rückzug der Ritter zu begünſtigen, daß Fackeln angezündet wurden: ihre wahre Abſicht aber war nicht die, welche ſie angab; ſie wollte ſich blos noch einige Augenblicke des Anblicks ihres Parthenoper erfreuen und man konnte ihn wirklich an ſeinem ſilbernen Schilde erkennen, obſchon dieſer Schild durch die vielen Schwertſtreiche ganz zerhackt war. Ehe er die Schranken verließ, erſchien er unter dem Fenſter der Kaiſerin und warf ſich ihr zu Füßen, als eine Huldigung ſeiner Ehrerbietung, ſo wie als Zeugniß deſſen, was er ihretwegen gethan hatte. Von da begab er ſich in ſein Zelt zurück: aber die ganze Nacht konnte er nicht ruhen. Die Richter mußten ihn übermorgen als Sieger des Turniers erklären, und er ſah ſich während dieſer Zeit genöthigt, in ſein Gefängniß zurückzukehren. Überdies beunruhigte ihn die Ungewißheit dieſes Urtheils; er rief ſich die verſchiedenen Heldenthaten ſeiner Nebenbuhler und beſonders die des Sultans von Perſien ins Gedächtniß zurück. Schon ſtellten ihm ſeine erſchreckten Sinne dieſen glücklichen Herſcher vor, wie er von den Richtern gekrönt, zu Meliors Gemahl erhoben und von ihr geliebkoſt wurde. Der Sultan ſeinerſeits war in Verzweiflung und weinte vor Wuth, wenn er bedachte, daß Parthenoper ihn überwunden hatte. Eben ſo die andern Fürſten, Grafen oder Ritter, die nach Chefdoire gekommen waren, in der Hofnung, Melior zu verdienen. Alle brachten die Nacht in Aufregung, Ärger und Verdruß zu. Melior ſelbſt war eben ſo wenig ruhig; kurz, von allen Seiten wurde geſeufzt. Mit Tagesanbruch wollte ſich Partheno-

per von Gaudin verabſchieden und kündigte ihm an, daß er ihn verlaſſen werde, um in die Gefängniſſe Armants zurückzukehren.

Nein, ihr ſollt mich nicht verlaſſen, antwortete Gaudin; ich habe euch unaufhörliche Freundſchaft gelobt, ich will euch zu dem Räuber begleiten, ihn zum Kampfe herausfordern und euch nöthigenfalls mit dem Preis meines Lebens die Freiheit wieder erkaufen.

Sofort ließ er ſein Pferd ſatteln. Die beiden Freunde reisten mit einander ab; ſie wurden von der Gemahlin Armants mit Achtung und Freundſchaft empfangen, und die Frau, die ſo eben erfahren hatte, daß ihr Gemahl im Turnier getödtet worden war, gab dem Grafen ſein Wort zurück und erklärte ihm, daß er frei ſei. Nach den Dankſagungen, die ein ſolches Betragen verdiente, kehrte Parthenoper mit Gaudin ſogleich wieder um und kam noch am Abend deſſelben Tages nach Chesdoire zurück, um am nächſten Morgen dem Urtheil anzuwohnen. Noch war die Morgenröthe nicht angebrochen, als der Ritter voll Ungeduld, auf dem Verſamlungsplatze zu erſcheinen, ſeinen Gefährten weckte. Dieſe Eile machte Gaudin lachen.

Während des Turniers mußte ich euch aufwecken: heute iſt es nicht mehr nöthig, die Liebe wird für alles ſorgen. Glaubt mir, laßt uns noch ein wenig ſchlafen, es hat keine Eile; im Gegentheil wird man uns bemerken, wenn wir ſpät ankommen. Wollt ihr übrigens noch mehr Aufſehen erregen, ſo dürfen wir nur im Gallop heranſprengen, mit hocherhobe-

ner Lanze und entfaltetem Panier, wie wir am Tag des Kampfes in die Schranken eilten. Ja, ich bin auch der Meinung, daß wir, ehe wir aufbrechen, noch ein Mahl zu uns nehmen ſollen; Speiſe und Schlaf ſtellen die Kräfte wieder her: beide erhöhen die Schönheit, und ihr müßt euch gefaßt machen, wie ich, mit bloßem Haupte und ohne Rüſtung zu erſcheinen.

Parthenoper befolgte dieſen Rath. Die beiden Ritter ſchliefen und nahmen ſodann ein Mahl ein. Hierauf ließen ſie ihre Pferde mit ſeidenen Decken ſchmücken, die ſie auf dem Boden ſchleppten, und begaben ſich mit dem Schilde am Arm und eingelegter Lanze, gleich als kämen ſie, um zu kämpfen, auf den Verſamlungsplatz. Indeß waren die Decken der beiden Pferde einander nicht gleich. Gaudin hatte eine hochrothe, Parthenoper eine weiße; dies geſchah, damit man an die Farbe der Waffen denken ſollte, welche die beiden Kämpfer während des Turniers getragen hatten. Der zu dieſer wichtigen Entſcheidung beſtimmte Ort war dieſelbe Wieſe, wo man gekämpft hatte. Hier war ein abgegrenzter Raum, worauf die Stühle ſtanden, welche die ſechs Richterkönige einnehmen ſollten; außerhalb deſſelben und damit zuſammenhängend war ein zweiter abgegrenzter Ort. Ringsherum endlich, doch in einer anſehnlichen Entfernung ſtand die unermeßliche Menge Adels und Volks, welche die Feſtlichkeit herbeigelockt hatte. Vor allem wurden durch einen erſten Urtheilsſpruch diejenigen Ritter genannt, die ſich im Turniere am meiſten ausgezeichnet hatten. Aus dieſer Zahl ſollte der

Digitized by Google

Sieger gewählt werden. Sie hießen dieſelben in den zweiten Raum treten und ließen ſodann der Kaiſerin melden, daß man nur noch ihre Anweſenheit erwarte, um das Urtheil zu ſprechen. Melior war im Thurme und ſtand die ſchreckliche Todesangſt eines Unglücklichen aus, der ſein Todesurtheil oder Begnadigung erwartet. Obſchon Urrake und Parſewis ſie zu beruhigen ſuchten, ſo waren doch auch ſie nicht ohne Bangigkeit. Endlich kam ſie ganz zitternd an: der Himmel war rein und wolkenlos; aber beim Anblick dieſer ausgezeichneten Schönheit war es, als ob die Sonne, um ſie noch blendender zu machen, mit größerem Glanz ſtrahlte, als gewöhnlich. Ihre Geſtalt, ihr himmliſches Geſicht blendete alle Augen. Und in der That, man konnte an ihren Reizen nichts ausſetzen, als ihr trauriges Ausſehen und etwas Bläſſe. Niemand aber wußte die Urſache dieſes leichten Fehlers. Gaudin war der einzige, der ſie nicht bewunderte: ſeine getäuſchten Augen fanden Urrake ſchöner. Sobald Melior ſich geſetzt hatte, erhob ſich Anfort, der älteſte ſo wie der beredteſte der Richter, um zu ſprechen. Nachdem er der Kaiſerin einige Artigkeiten geſagt hatte über ihre Schönheit, die ein ſo prachtvolles Turnier und ſo glänzende Heldenthaten veranlaßt, verſicherte er, daß bei der erſten Abſtimmung, die ſeine Gefährten und er ſo eben wegen der tapferſten Ritter gehalten hätten, die ſtrengſte Unpartheilichkeit ſtatt gefunden habe. Dennoch erklärte er, unter dieſer Zahl befinden ſich ſechs Helden, die man vor allen andern noch auszeichnen müße. Drei Chriſten, nämlich der König von Frankreich, Gaudin und der

Ritter mit dem ſilbernen Schild, und drei Sarazenen, der König von Syrien, der von Nubien, und Margaris, Sultan von Perſien. Anfort lobte hierauf jeden von ihnen, bemerkte aber, da der König von Frankreich und Gaudin ſich zurückgezogen haben, um mit dem Ritter mit dem ſilbernen Schilde nicht zuſammenzutreffen, ſo bleiben nur noch vier Bewerber übrig, unter denen man wählen könne. Er für ſeine Perſon, ſetzte er hinzu, finde die Wahl höchſt ſchwierig und ohne auf irgend eine Weiſe ein Urtheil wegen des Siegers geben zu wollen, überlaſſe er ſich hierin gänzlich der Entſcheidung ſeiner königlichen Mitbrüder. Dieſe Behutſamkeit machte offenbar Eindruck auf die andern Richter, denn ſie beobachteten alle ein tiefes Stillſchweigen, gleich als ob jeder ſich geſcheut hätte, ſeine Meinung zu ſagen. Endlich ergriff Clarins, der weniger ſchüchtern war, das Wort, und erklärte ſich für Margaris. Ihm zufolge konnte die Kaiſerin keine beſſere Wahl treffen, und zwar um ſo mehr, als der Sultan bedeutende Staaten als Morgengabe mitbrachte und verſprach, ſich mit allen ſeinen Unterthanen taufen zu laſſen. Sei es nun, daß die Richter nicht wagten, Clarins zu widerſprechen, oder daß ſie wirklich ſeine Abſicht theilten, keiner von ihnen gab eine Antwort und ihr Schweigen glich einer Billigung. Corſol war der einzige, der die Partei des Parthenoper ergriff. Schon war man im Begriff, dem Heiden den Preis zuzuerkennen und der Kaiſerin ihr Todesurtheil zu verkünden, als der alte Hernold ſich erhob. Hernold war derſelbe, der gleich Anfangs, als die Nebenbuhlerſchaft der

Freier Meliors Unruhen im Reiche erweckte, ein Turnier vorgeſchlagen hatte, um denſelben ein Ende zu machen. Auch hatten es ſich die Barone aus Rückſicht auf ſeine Weisheit und ſeine Tugenden zum Geſetz gemacht, ihn den Richterkönigen beizugeben, obſchon er nur ein einfacher Ritter war. Hernold hatte ſich im Laufe ſeines Lebens keine einzige Ungerechtigkeit vorzuwerfen, und nichts in der Welt, weder Verſprechungen noch Drohungen, weder Macht noch Anſehen vermochten ihn zu einem Urtheil zu beſtimmen, das wider ſein Gewiſſen war. Er ſprach über die vier Bewerber und ließ jedem von ihnen die ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren; als er aber an den Ritter mit dem ſilbernen Schilde kam, da war er unerſchöpflich in Lobpreißung dieſes Helden, der durch ſeine Schönheit und durch bisher beiſpielloſe Thaten ſo anziehend war.

Man wendet uns ein, fügte Hernold hinzu, daß der Sultan unſerer Herrin große Staaten zubringe; ei, ihr Herren, wenn der Ritter ihr Gemahl iſt, wird er dann nicht Staaten genug haben? Wird es bei ſo hohem Muthe nicht in ſeiner Macht ſtehen, andere Staaten zu erobern, wenn er nur will? Und wenn wir unſerem heiligen Glauben anhängen, ſo ſollten wir doch fürchten, ihr Herren, einen fremden Glauben bei uns einzuführen. Der Sultan, ſagt man, verſpricht, Chriſt zu werden, aber wer bürgt uns dafür, daß er nicht, wenn er einmal unſer Herr iſt, Liſt und Gewalt anwenden wird, um uns ſeinen Glauben aufzudrängen? Da

iſt ein Franzoſe, ein Chriſt, der alle Eigenſchaften in ſich vereinigt, die wir nur wünſchen können; welche beſſere Wahl könnten wir treffen? Zwar weiß ich, indem ich ſo ſpreche, nicht, ob ich der Kaiſerin misfalle oder ob ich ihr angenehm bin; ihre Anſichten über den Gemahl, den ſie wünſcht, ſind mir ganz und gar unbekannt: aber ich glaube, meine Pflicht zu erfüllen, indem ich der Wahrheit die Ehre gebe, und ich fordere jeden, wer es auch ſein mag, auf, mir ein Wort nachzuweiſen, das Schmeichelei oder Lüge verriethe.

Dieſe kühne und verſtändige Rede brachte die Richter ſo außer Faſſung, daß keiner von ihnen ſich unterſtand, darauf zu antworten. Melior, der er gewiſſermaßen das Leben wieder gegeben hatte, benützte dieſen Umſtand geſchickt.

Ritter, ſprach ſie zu Hernold, ihr entſprechet eurem Ruf von Unbeſcholtenheit und Gerechtigkeit, den ihr ſo vollkommen verdient habt, und was mich betrifft, ſo ſehe ich mich genöthigt, euren Reden ſowohl als eurem Betragen meinen Beifall zu zollen. Aber, wenn es ſich darum handelt, ſich für das Leben einen Herrn zu geben, ſo darf eine Frau nur zitternd ſich entſcheiden. Ihr habt viel Rühmens gemacht von der Schönheit des franzöſiſchen Ritters: ich, die ich ihn nur in ſeiner Rüſtung geſehen habe, kenne ihn als tapfer, und dieſer Vorzug iſt weit größer in meinen Augen. Clarins, der den Sultan zu meinem Gemahl beſtimmt hat, kann mich durch ſeine Wahl nur unendlich ehren. Ich ſehe, daß ihr beide gleicherweiſe auf meine Ehre geachtet habt; aber wen wählen von den zwei Nebenbuhlern? Ihr, Corſol, an

Digitized by Google

dem ich bis daher ſo viele Anhänglichkeit erprobt habe, ſagt mir, warum ihr jetzt Stillſchweigen beobachtet, während ihr in dieſem Augenblick meinen Geiſt erleuchten und meine Wahl beſtimmen könntet.

Durch dieſe erkünſtelte Unentſchloſſenheit und Gleichgiltigkeit ſtreute Melior ihren Richtern Sand in die Augen; und indem ſie ſich ſtellte, als ob ſie Corſol um einen Rath befragte, wandte ſich die ſchlaue Fürſtin an denjenigen unter ihnen, der Parthenoper am meiſten zugethan war und allein zu ſeinen Gunſten geſtimmt hatte. Corſol antwortete ungefähr ſo, wie ſie voraus geſehen hatte. Doch ſchlug er noch einen Ausweg vor.

Wenn wir Männer, ſagte er, uns eine Gemahlin wählen wollen, ſo iſt es gewöhnlich die Schönheit, was den Ausſchlag giebt; warum ſollte das Geſchlecht der Königin ſich nicht der Vorrechte des unſrigen erfreuen dürfen? Und da die beiden Liebhaber, die man der edlen Frau vorſchlägt, an Verdienſten gleich ſind, warum ſollte man ihr nicht die Freiheit laſſen, denjenigen unter ihnen zu wählen, deſſen Äußeres und Geſtalt ihr am beſten gefällt? Ich ſchlage vor, daß beide ihre Waffen ablegen und in ihren einfachen Kleidern vor ihr erſcheinen ſollen, damit ſie ihren Ausſpruch thue.

Corſol's Rath wurde angenommen. Die Ritter des Sultans nahmen ihm ſeine Rüſtung ab, und da er mit der ganzen Pracht der königlichen Würde zum Turnier gekommen war, ſo erſchien er bald wieder in prachtvollen Kleidern, die ſeinen hohen Wuchs und ſein ſtolzes Äußere noch mehr her-

vorhoben. Parthenoper dagegen, der aus den Gefängniſſen Armants kam, hatte weder eine Kleidung zu wechſeln, noch Edelknaben, um ihn zu bedienen. Gaudin mußte ihm ſich entwafnen helfen, und dieſer gute Freund that es nur weinend, ſo ſehr fürchtete er, Gunſt möchte den Sieg über das Verdienſt davon tragen. Endlich nahte der Graf, aber mit furchtſamem Schritt, die Augen geſenkt und roth vor Schaam, denn er wagte es nicht, ſeinen Blick auf diejenige zu werfen, die er verrathen hatte. Seine Kleider waren dieſelben, die er unter ſeinen Waffen getragen hatte, nämlich ſcharlachrothe Hoſen, ein ſeidener Gürtel mit goldenen Franſen und ein einfaches Hemd, deſſen Kragen eine Seidenſtickerei von derſelben Farbe war, wie die Hoſen. Durch den Kragen hindurch bemerkte man noch trotz des Bades Spuren vom Druck des Panzerhembes, und auf einer Haut, heller als Weißdorn, ſchienen ſie ihren Glanz noch zu erhöhen. Parthenoper war ſo ſchön, daß die entzückten Zuſchauer einſtimmig riefen, ein ſolcher Gemahl allein ſei Meliors würdig und Melior ſei ſeiner würdig. Bei dieſem allgemeinen Zuruf fragte Hernold die Richter, ob ſie anderer Anſicht ſeien, als die Verſamlung? Sie antworteten, ſie haben dieſelbe Meinung, vorausgeſetzt, daß auch die Kaiſerin damit einverſtanden ſei. Als man nun dieſe befragte, erwiderte ſie mit derſelben Gleichgiltigkeit, die ſie im Anfang erheuchelt hatte: Ich hatte mir geſchmeichelt, ihr Herren, daß ich aus euren Händen den Sultan zum Gemahl erhalten würde, und ich will es nur geſtehen, daß er es iſt, dem ich mich beſtimmt glaubte.

Ihr habt anders verfügt, ich gehorche ohne Murren und unterwerfe mich euren Geſetzen. Euch, Hernold, verdanke ich den Herrn, den ich haben werde.

Hernold, der ihre wahre Abſicht nicht errieth, entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, und ſprach vom Wohl des Reichs, wodurch er ſich habe leiten laſſen. Der Sultan aber zog ſich, trotz der angeblichen Liebe, die man gegen ihn bezeugte, beſchämt und verzweifelnd zurück, aber in ſeiner Seele ſchwor er, zu ſterben oder ſich zu rächen. Die Überraſchung und Freude hatten Parthenopex dermaßen übermannt, daß er ſich kaum aufrecht halten konnte. Corſol nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur Kaiſerin. Nach ſo vielen Leiden ſah endlich dieſe treue Liebende die freudige Gewißheit, ihn auf immer zu beſitzen. In ihrem Entzücken vergaß ſie ſich ſelbſt und umarmte ihn zärtlich, indem ſie ihn mit aller Kraft in ihre Arme drückte, gleich als fürchtete ſie, ihn abermals zu verlieren. Eine unermeßliche Menge hatte die Augen auf ſie geheftet, die ihrigen ſahen nur Parthenopex. Klugheit, Vernunft, menſchliche Rückſichten, alles ſchwieg in dieſem Augenblick, nur die Liebe allein ſprach, ſie allein wurde beachtet. Melior führte ihren neuen Gemahl in den Pallaſt, um daſelbſt die Kleider und den Schmuck anzulegen, der ſeiner Würde ziemte, und von da begaben ſich beide in die Kirche, wo der Patriarch ſie vermählte und krönte. Unendlich viel wäre von der Pracht zu ſagen, womit die Hochzeit gefeiert wurde, von der zahlloſen Menge Prinzen und Ritter, die dabei waren, von den Spielen der Muſikanten, den Thiergefechten, den merkwürdigen

Thaten der Zauberer, kurz von all den Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, womit ſie begleitet war. Die Koſten, die ſie verurſachten, und die zahlloſen Geſchenke, welche die Neuvermählten machten, waren bedeutend genug, um den Schatz der Kaiſerin zu erſchöpfen. Der König von Frankreich konnte keine Worte für ſeine Freude finden, als er ſeinen Freund, ſeinen Vetter Parthenoper zu ſo hohen Ehren gelangen ſah. Er ſchied von ihm nur mit bitterem Leidweſen, aber er mußte nach ſeinem Reiche zurückkehren. Alles, was von Adel da war, zog ſich gleichfalls zurück, und der neue Kaiſer blieb allein mit der Geliebten ſeines Herzens. Er ſah ſeine Wünſche erfüllt; diejenige, die er mehr liebte, als ſich ſelbſt, war ſeine Gattin geworden, und ſeine früheren Leiden waren verſchwunden, wie ein Traum. Und doch, es giebt kein vollkommenes Glück, ausgenommen das, welches Gott beſchert hat ſeinen Auserwählten.

Digitized by Google

Digitized by Google